pedocs
Open Access Erziehungswissenschaften

DIPF

Laumer, Angelika

Am Horizont. Kinder von NS-Zwangsarbeiter_innen und das alltägliche Erinnern und Vergessen in der deutschen ländlichen Gesellschaft

Weinheim ; Basel : Beltz Juventa 2023, 327 S. - (Randgebiete des Sozialen) - (Dissertation, Justus-Liebig-Universität Gießen, 2022)

Quellenangabe/ Reference:
Laumer, Angelika: Am Horizont. Kinder von NS-Zwangsarbeiter_innen und das alltägliche Erinnern und Vergessen in der deutschen ländlichen Gesellschaft. Weinheim ; Basel : Beltz Juventa 2023, 327 S. - (Randgebiete des Sozialen) - (Dissertation, Justus-Liebig-Universität Gießen, 2022) - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-322626 - DOI: 10.25656/01:32262

https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-322626
https://doi.org/10.25656/01:32262

in Kooperation mit / in cooperation with:

BELTZ JUVENTA

http://www.juventa.de

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.
Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.
This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft

Randgebiete des Sozialen

Angelika Laumer

Am Horizont

Kinder von NS-Zwangsarbeiter_innen und das alltägliche Erinnern und Vergessen in der deutschen ländlichen Gesellschaft

BELTZ JUVENTA

Angelika Laumer
Am Horizont

Randgebiete des Sozialen

Herausgegeben von
Ronald Hitzler | Hubert Knoblauch | Werner Schneider | Dariuš Zifonun

Mit der Reihe „Randgebiete des Sozialen“ stellen wir die Frage auf Dauer, wo Menschen, aufgrund welcher Annahmen, die Grenzen dessen ziehen, was sie je als „das Soziale“ überhaupt ansehen. Wir vertreten die Auffassung, dass die Grenzen des Sozialen selber sozial konstruiert sind und dass diesen Grenzen entlang eben jene Randgebiete entstehen, in denen das Soziale zweifelhaft wird und die gerade deshalb konstitutiv sind für die Selbstverständlichkeit des Sozialen. Zu klären bleibt dementsprechend, ob und wo sich Randgebiete, Übergangsbereiche und Grenzauflösungen abzeichnen.

Angelika Laumer

Am Horizont

Kinder von NS-Zwangsarbeiter_innen und das alltägliche Erinnern und Vergessen in der deutschen ländlichen Gesellschaft

BELTZ JUVENTA

Die Autorin

Angelika Laumer wurde an der Justus-Liebig-Universität Gießen promoviert. Sie war bis 2023 Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institute for Medical Humanities/Universität Bonn; davor leitete sie den Aufbau des online Videoarchivs www.weitererzaehlen.at bei _erinnern.at_; Forschungsinteressen: Subjekttheorie, Medizinsoziologie, audiovisuelle Kultur und Geschichtspolitik.

Gießener Dissertation im Fachbereich Sozial- und Kulturwissenschaften

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Axel Springer Stiftung und der Stiftung Zeitlehren

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme.

Dieses Buch ist erhältlich als:
ISBN 978-3-7799-7584-7 Print
ISBN 978-3-7799-7585-4 E-Book (PDF)

1. Auflage 2023

© 2023 Beltz Juventa
in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel
Werderstraße 10, 69469 Weinheim
Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Ulrike Poppel
Satz: Datagrafix, Berlin
Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza
Beltz Grafische Betriebe ist ein klimaneutrales Unternehmen (ID 15985-2104-100)
Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor:innen und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

„Sag mal, bist du's oder bist du's nicht?"
„Doch, ich bin's."
„Wie ist es dir ergangen, Anni?"
„Bitte frage nicht, ich darf nichts sagen."
(Anna Maria Wrzesinski 2008)

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung 11

1.1 Prolog 11

1.2 Historische Begriffsbestimmung und Einordnung: Was war NS-Zwangsarbeit? 13

1.3 Forschungsstand 17

1.3.1 Historische und migrationswissenschaftliche Darstellungen zu Zwangsarbeit und -migration sowie ihren Nachwirkungen 17

1.3.2 Von professionalisierter bis zu zivilgesellschaftlicher Forschung und Gedenken an NS-Zwangsarbeit 22

1.3.3 Empirisch-kulturwissenschaftliche Forschung, theoretische Konzepte zu Erinnerung und Ländlichkeit 26

1.4 Forschungsinteresse und Fragestellung 28

1.5 Vorgehen und Aufbau der Arbeit 30

2. Das Untersuchungsgebiet 33

2.1 Demografischer, wirtschaftlicher und regionalhistorischer Kontext 33

2.2 NS-Zwangsarbeit im Untersuchungsgebiet 37

2.3 Regionale Forschung und Erinnerung an NS-Zwangsarbeit im Untersuchungsgebiet 40

3. Theoretische Konzepte 42

3.1 Kulturelles Gedächtnis, Erinnerungsort und kommunikatives Gedächtnis 42

3.2 Soziologische Konzepte zu Gedächtnis und gesellschaftlichem Wissen in der Alltagswelt 45

3.2.1 Kollektives Gedächtnis 45

3.2.2 Individuum, Subjekt und alltagsweltliches, gesellschaftliches Wissen 46

3.2.3 Erfahren und Erinnern 53

3.2.4 Soziale Gedächtnisse und Deutungsmuster 55

3.2.5 Rassistisches Wissen und soziale Topik 58

3.2.6 Inkorporiertes Wissen und Habitus als Medium sozialer Gedächtnisse 61

3.3 An der Schwelle zwischen Erinnern und Vergessen: kollektives Unbewusstes, Unheimliches, offenes Geheimnis, Spur, Tabu 63

3.4 Gesellschaftliches Vergessen 69
3.4.1 Beschreibende Vergessenstypen 69
3.4.2 Vergessen: ein Zustand oder ein Prozess? 70
3.4.3 Abrufinduziertes Vergessen: zum Zusammenhang von Gesprächen und Vergessen 73
3.5 Konstellationen mündlichen Erinnerns 75
3.5.1 Subjektzentriertes Erinnern und Temporalität im biografischen oder narrativen Interview 75
3.5.2 Generationen- und Familiengedächtnisse 78
3.5.3 Räumliches Erinnern: lokale und regionale Gedächtnisse 82
3.5.4 Ländliche Gedächtnisse 83
3.5.4.1 Ländliche Gemeinschaft, ländliche Gesellschaft 83
3.5.4.2 Ländliche Medialität und Gesprächsformen in ländlicher Gesellschaft: Klatsch, Gerücht, Sage 92
3.6 Zwischenfazit: Alltägliches Erinnern und Vergessen in der ländlichen Gesellschaft 97

4. Methode, Vorgehen, Datenerhebung und -auswertung 102
4.1 Exploratives Erforschen der eigenen Kultur mithilfe der Grounded Theory 102
4.2 Grundlagen der Grounded Theory und ihre Vereinbarkeit mit der Wissenssoziologie und dem Habitus-Konzept 105
4.3 Vorgehen und Datenerhebung 108
4.3.1 Anonymisierung 108
4.3.2 Selbstpositionierung, Zugang, Erhebung, Auswertung 110
4.4 Grounded Theory und schriftliche Dokumente 115
4.5 Sensibilisierende Konzepte und konzeptuelle Entwicklungen im Laufe des Forschungsprojekts 119
4.6 Auflistung der Interviewpartner_innen und Gesprächskonstellationen 121
4.6.1 Interviews und Gesprächssettings „Profiteur_innenseite“ 121
4.6.2 Interviews und Gesprächssettings „Seite ehemaliger Zwangsarbeiter_innen“ 128

5. Logiken des Erinnerns an NS-Zwangsarbeit bei deutschen Profiteur_innen und ihren Nachkommen 133
5.1 Historischer Kontext: zur Dialektik des Ein- und Ausschlusses der Zwangsarbeiter_innen im Deutschen Reich 133
5.2 Eintritt und Verlassen des ländlichen Erinnerungshorizonts: Ankunft und Abreise der Zwangsarbeiter_innen 136

5.3 Einverleiben: einzelne „zugehörige“ Zwangsarbeiter_innen als Familienmitglieder 144
5.4 Das Konzept von Arbeit als entscheidendes Deutungsmuster im Erinnern und Vergessen von Zwangsarbeit 151
5.5 „Über den Horizont/Über alle Berge gehen“: Vogelfreie Zwangsarbeiter_innen, die den Erinnerungshorizont verlassen 155
5.6 Erinnern an Beziehungen zwischen Zwangsarbeitern und deutschen Frauen 164
5.6.1 Historischer und wissenschaftsgeschichtlicher Kontext: Beziehungen zwischen Zwangsarbeiter_innen und Zugehörigen der „Volksgemeinschaft“ 164
5.6.2 Klatsch: sexualisiert rassistisches Wissen und die Lust am Skandal beim Erinnern an „verbotenen Umgang“ 170
5.6.3 Sagen und Geheimnis: „verräumt“ oder „weggeräumt werden“ und der „Nicht-Ort“ Konzentrationslager 180
5.7 Zwischenfazit: Innerhalb und außerhalb des ländlichen Horizonts oder Logiken des Erinnerns und Vergessens von NS-Zwangsarbeit bei Profiteur_innen und ihren Nachkommen 193

6. Logiken des Erinnerns und Vergessens bei Familien ehemaliger Zwangsarbeiter_innen 199
6.1 Kontinuitäten und Wiederholungen: Heimatlose Ausländer in der BRD als *marginal men* 199
6.1.1 Heimatlose Ausländer als gegenwärtiges gesellschaftliches Nicht-Thema 199
6.1.2 Vom Zwangsarbeiter zum Heimatlosen Ausländer 201
6.1.3 Vom Heimatlosen Ausländer zum_zur deutschen Staatsbürger_in? 205
6.1.4 Fehlende Entschädigung ehemaliger Zwangsarbeiter_innen 210
6.1.5 Mangelndes Kapital ehemaliger Zwangsarbeiter_innen 214
6.1.6 Fürsorge – Paternalismus und Kontinuitäten nationalsozialistischer Ideologie 217
6.1.7 Räumliche und gesamtgesellschaftliche Marginalisierung Heimatloser Ausländer in der BRD 219
6.2 Angehörige von Zwangsarbeiter_innen als *marginal men* in der ländlichen Gesellschaft 222
6.3 Erinnern zwischen Halböffentlichkeit und Privatheit: Klatsch, Gartenzaun und heruntergelassene Fensterläden 228

6.4 Das Konzept von Arbeit als entscheidendes Deutungsmuster im Erinnern und Vergessen von Zwangsarbeit 239
6.4.1 Erinnern und Vergessen durch „Arbeitsethos-Topiken“ 239
6.4.2 Beziehungen zu Profiteursfamilien: Zugehörigkeit durch Arbeitsethos 242
6.5 Nicht der Rede wert: Ehen ehemaliger Zwangsarbeiter mit deutschen Frauen 247
6.6 Zeitlich und räumlich strukturierte Deutungsmuster bei der Erinnerung in den Familien ehemaliger Zwangsarbeiter_innen 252
6.6.1 Die nicht sedimentierte Geschichte der Eltern außerhalb des ländlichen Horizonts 252
6.6.2 „Da drüben“: räumliche und rassistische Distanzierung vom „Zwangsarbeitererbe“ 257
6.6.3 Zeitliche Distanzierung vom „Zwangsarbeitererbe“ 261
6.6.4 Der Herkunftsort der Eltern als mythischer Ort 264
6.7 Alles erklärt: rechtsextreme und Verschwörungsideologie 267
6.8 Jenseits des ländlichen Horizonts: topische Bezüge auf Erinnerungsorte zu nationalsozialistischer Verfolgung 276
6.9 Zwischenfazit: Unterschiede und Überschneidungen zwischen Erinnerungen von „Zwangsarbeiterfamilien“ und Profiteursfamilien oder marginales Erinnern in der ländlichen Mehrheitsgesellschaft 284

7. Fazit 291
7.1 Logiken des Erinnerns und Vergessens von NS-Zwangsarbeit 291
7.2 Charakteristika des ländlich-sozialen Gedächtnisses 295
7.3 Das Zusammenwirken von Erinnern und Vergessen 297
7.4 Ausblick 298

Literaturverzeichnis/Sekundärquellen 301

Primärquellen 322

Anhang 325
Abkürzungsverzeichnis 325
Tabellenverzeichnis 325

Danksagung und Widmung 326

1. Einleitung

1.1 Prolog

Bei der Recherche für meine Diplomarbeit zu einem historischen Festspiel[1] im ostbayerischen Waldmünchen stieß ich 2008/2009 im Stadtarchiv auf Meldekarten ehemaliger Zwangsarbeiter_innen. Für das Archiv gab es keine festen Öffnungszeiten, der Zuständige der Stadt hatte mich nach mehreren Anfragen eingelassen, ich konnte verschiedene Kartons mit Material einsehen. Junge Ukrainer_innen waren mit Foto und Geburtsdatum auf den Karten erfasst. In diesem Moment wurden mir zum ersten Mal die numerischen Dimensionen der NS-Zwangsarbeit bewusst: Nicht nur für große Unternehmen, sondern in fast jedem abgelegenen Ort, in fast jedem kleinen Betrieb auf dem Gebiet des Deutschen Reiches mussten während des Zweiten Weltkriegs ausländische Arbeitskräfte eingesetzt gewesen sein. Kurz darauf fragte ich meine Großmutter, Jahrgang 1926, ob sie sich an diese Arbeitskräfte erinnern könne. Ich war mit ihr und meiner restlichen Familie auf einem Bauernhof im nördlichen Niederbayern aufgewachsen. Meine Großmutter erzählte recht lapidar von Emil, einem polnischen Zwangsarbeiter, der in ihrer Familie eingesetzt gewesen sei und nach dem Krieg bis zu seinem Tod in den 1990er Jahren im Nachbardorf gelebt habe. Seine Witwe und seine Tochter lebten noch dort. Ich fragte auch meine andere Großmutter nach Zwangsarbeiter_innen. Sie erzählte mir, dass sie sich als Kind oft in der Schreinerwerkstatt ihres Vaters aufgehalten habe, wo auch Zwangsarbeiter_innen gewesen seien. Sie, die zeit ihres Lebens ausschließlich bayerischen Dialekt, aber keine Fremdsprache, gesprochen hatte, konnte, selbst als sie schon dement war, noch auf Polnisch bis zehn zählen – die polnischen Arbeiter hatten ihr das einst beigebracht. Die Großmutter berichtete auch, dass ihr in der Schulzeit eine Klassenkameradin erzählt habe, wie in einem Dorf in der Umgebung, Michelsneukirchen bei Cham in der Oberpfalz, an einem Zwangsarbeiter das Todesurteil vollstreckt worden sei. Zu dieser Zeit, als ich zu recherchieren begann, wurde eine Fotoserie in einem Buch (Muggenthaler 2010, S. 19–31; Skriebeleit 2010) veröffentlicht, die eben diese Hinrichtung zeigt: Ein Galgen steht am Waldrand, ein Mann wird dort gehenkt, Männer in SS-Uniform stehen daneben, ein Pulk von Menschen, offensichtlich bestürzt, sieht zu. Die Zuschauer_innen in Zivil

1 Laumer, Angelika (2009): Opfer, Schicksal, Naturkatastrophen. Kulturelles Gedächtnis am Beispiel des historischen Festspiels „Trenck – der Pandur vor Waldmünchen", Arbeit zur Erlangung des Grades Dipl.-Pol., Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft, Freie Universität Berlin, unveröffentlicht.

sind Zwangsarbeiter aus der Umgebung, die der Hinrichtung bei dem Ort Michelsneukirchen beiwohnen müssen.

Nun wurde mir etwas Weiteres bewusst: Ich hatte mich bis dahin zwar mit nationalsozialistischen Verbrechen beschäftigt, als Schülerin auch „die Entschädigungsdebatte (vgl. Kapitel 6.1.3) um die Jahrtausendwende verfolgt, und doch hatte ich meine Familie und die Gegend, in der ich aufgewachsen war, weder mit der massenhaften NS-Zwangsarbeit noch mit einer professionellen, musealen oder digitalen Erinnerungskultur in Verbindung gebracht. Meine Großmütter haben kein streng gehütetes Geheimnis aus diesen Tatsachen gemacht, sie hatten mir Auskunft gegeben, als ich sie danach fragte. Hatten sie vorher nie darüber erzählt? Hatte es mich nicht interessiert? Und waren Zwangsarbeiter_innen wie Emil nach dem Zweiten Weltkrieg tatsächlich in Westdeutschland geblieben? Ich arbeitete daraufhin 2010 und 2011 am Dokumentarfilm „Szukając Emila – Looking for Emil“[2], der diesen Fragen am Beispiel der Gemeinde Rattenberg, in der ich aufgewachsen war, nachging.

Die gleichzeitige An- und Abwesenheit der Erinnerung an NS-Zwangsarbeit oder vielmehr an konkrete Personen, die NS-Zwangsarbeiter_innen gewesen waren, faszinierte mich sehr schnell. Geschichten und Anekdoten über sie wurden ohne Zögern, en passant, erzählt. Auch Ulrich Herbert, der mit „Fremdarbeiter“ (1999) ein Standardwerk zur Geschichte der NS-Zwangsarbeit publizierte, war zu Beginn der 1980er Jahre schon von dieser Erfahrung überrascht worden: Von ihm Interviewte im Ruhrgebiet berichteten durchaus von Zwangsarbeiter_innen, wenn sie danach gefragt wurden (Herbert 1983, S. 233). Die von mir geführten Gespräche über NS-Zwangsarbeiter_innen deuteten auf einen Alltag und Routinen hin, die die Älteren in dieser ländlichen Gesellschaft mit den ausländischen Arbeitskräften erlebt hatten. Diese beiläufigen Gespräche verwiesen mitunter auf grauenhafte Ereignisse, die nicht weiter erklärt wurden. Es gibt die erwähnten Spuren vor Ort wie etwa Meldekarten, die zugänglich sind, wenn der ehrenamtliche Archivar sich darauf einlässt, sie zu zeigen, oder eine alte Frau, die nie gereist ist und auf Polnisch bis zehn zählen kann. Gleichzeitig sind geformte Repräsentationen von NS-Zwangsarbeit in Erinnerungsorten wie Ritualen, Filmen, Heimatmuseen weitgehend abwesend.

Mittels qualitativer Interviews und ethnografischer Forschung werde ich untersuchen, nach welchen Logiken in dieser ländlichen Gesellschaft auf alltägliche Weise[3] an NS-Zwangsarbeit erinnert wird. Ich subsumiere unter „Logiken des Erinnerns“ zwei Aspekte: soziale Praxis nach Pierre Bourdieu (2018, S. 147–179) und verbalisierte Deutungsmuster nach Peter L. Berger und Thomas

2 Der Film entstand in Zusammenarbeit mit Itamar Lerner, Holger Heissmeyer, Ewa Gołota, Kateryna Iakubenko, Lena Kahle und Mareike Mischke.

3 Ich verwende „alltäglich“ und „alltagsweltlich“ synonym. Ich gehe auf die „Alltagswelt“ ausführlicher in Kapitel 3.2 ein.

Luckmann (1974, S. 75). Ich beobachte und rekonstruiere also anhand sprachlich explizierter Deutungsmuster und anhand sozialer Praktiken, wie alltägliches, gesellschaftliches Erinnern und Vergessen zusammenhängen. Wenn sich in diesen Logiken Fragmente nationalsozialistischer Ideologie und Praxen widerspiegeln, wird auch dies in meine Analyse mit einbezogen. Zudem fokussiere ich auf im Untersuchungsgebiet lebende Nachkommen ehemaliger Zwangsarbeiter_innen. Es soll der Frage nachgegangen werden, wie es dazu kommt, dass Erinnerungen an NS-Zwangsarbeit in dieser ländlichen Region gleichzeitig an- und abwesend sind, während Nachkommen von NS-Zwangsarbeiter_innen, die um die Geschichte ihrer Eltern wussten, dort leben und obwohl sich in Deutschland eine geformte Erinnerungskultur zu NS-Zwangsarbeit entwickelt hat.

Doch zunächst werde ich darlegen, welche numerischen Ausmaße NS-Zwangsarbeit annahm und was darunter zu verstehen ist.

1.2 Historische Begriffsbestimmung und Einordnung: Was war NS-Zwangsarbeit?

NS-Zwangsarbeit wurde für den nationalsozialistischen Staat, die deutsche und österreichische Wirtschaft in großem Ausmaß geleistet. Die Ziffern zu eingesetzten NS-Zwangsarbeiter_innen variieren. Das Bundesarchiv und die Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ (2010e; 2010f) geben die Zahl der Menschen, die sich auf dem Gebiet des Deutschen Reiches während des Nationalsozialismus als ausländische Arbeitskräfte aufhielten, mit 12–13,5 Millionen[4] an. Werden die besetzten Gebiete mit einbezogen, arbeiteten etwa 26 Millionen Menschen für den NS-Staat und nationalsozialistische Unternehmen (Fröhlich/Glauning/Hax/Irmer/Kerstens 2013, S. 28). Gegenstand der vorliegenden Dissertation ist Erinnerung an NS-Zwangsarbeit, die vor allem in landwirtschaftlichen Familienbetrieben geleistet wurde. Im Agrarsektor war die Dimension der NS-Zwangsarbeit immens. Schon 1940 hätte die Lebensmittelproduktion ohne die zwei Millionen ausländischer Arbeiter_innen nicht mehr gewährleistet werden können (Herbert 1999, S. 11), 1941 waren 60 Prozent aller ausländischen Arbeiter_innen in der Landwirtschaft eingesetzt (ebd., S. 45), unter ihnen viele Frauen. So lebten 1944 etwa zwei Millionen weibliche Arbeitskräfte von den zu diesem Zeitpunkt insgesamt sechs Millionen Zwangsarbeiter_innen auf dem Gebiet des Deutschen Reiches.[5] Was ist nun unter NS-Zwangsarbeit zu verstehen? Mark

4 Bereits auf diesen beiden Unterseiten dieser Website variiert die Zahl. Sie wird einmal mit 12, einmal mit 13,5 Millionen angegeben.

5 Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“/Freie Universität Berlin (o. J.): Die nationalsozialistische Zwangsarbeit – Hintergrundinformationen, www.zwangsarbeit-archiv.de/zwangsarbeit/zwangsarbeit/zwangsarbeit-hintergrund/index.html (Abfrage: 15.8.2020).

Spoerer (2001, S. 15) charakterisiert sie durch die „rechtlich institutionalisierte Unauflöslichkeit des Arbeitsverhältnisses für eine nicht absehbare Zeitdauer" und durch die „geringen Chancen, nennenswerten Einfluss auf die Umstände des Arbeitseinsatzes zu nehmen". Zudem hatten Zwangsarbeiter_innen während des Nationalsozialismus verminderte Überlebenschancen. Ela Hornung, Ernst Langthaler und Sabine Schweitzer (2004, S. 27) erweitern das Verständnis von NS-Zwangsarbeit. Sie betonen, dass sich Individuen bei Zwangsarbeit in einem „komplexen Geflecht asymmetrischer und wechselseitiger Beziehungen befinden, in dem mehrere Personen, Gruppen oder Parteien miteinander verknüpft sind". Es waren nicht nur institutionalisierte Maßnahmen der Repression, die Ausländer_innen zur Arbeit zwangen, sondern Wahrnehmungs-, Denk-, und Handlungsmuster, die von Zwangsarbeiter_innen internalisiert werden mussten, um Strafen zu umgehen und das eigene Überleben zu sichern. Spoerer kategorisiert Zwangsarbeiter_innen in verschiedene Gruppen, die sich jeweils nach Arbeits- und Lebensbedingungen sowie Überlebenschancen unterscheiden. Ich folge seiner Einteilung in vier Gruppen. Es handelt sich um:

- freiwillige Arbeiter_innen aus den mit dem Deutschen Reich verbündeten Staaten und dem neutralen Spanien,
- Zwangsarbeiter_innen mit etwas Einfluss auf ihre Existenzbedingungen und normaler oder nur geringfügig erhöhter Sterblichkeit, also Zivilarbeiter_innen und Kriegsgefangene der besetzten Gebiete im Westen und Südosten,
- Zwangsarbeiter_innen ohne nennenswerten Einfluss auf ihre Existenzbedingungen mit deutlich überdurchschnittlicher Sterblichkeit, also Zivilarbeiter_innen aus Polen und der Sowjetunion, polnisch-nichtjüdische Kriegsgefangene und Italienische Militärinternierte,
- Zwangsarbeiter_innen ohne jeglichen Einfluss auf ihre Existenzbedingungen und mit extrem hoher Sterblichkeit, also polnisch-jüdische und sowjetische Kriegsgefangene, Ghetto-, Konzentrationslager- und Arbeitserziehungslagerhäftlinge.

Zur letzten Gruppe zähle ich Juden, Jüdinnen und Romn_ja generell, die zur Arbeit eingesetzt wurden. Die Lage konnte sich für die Betroffenen durch Einweisung in Justiz- oder Lagerhaft sowie freiwillige oder erzwungene Umwandlung von Kriegsgefangenen- in Zivilstatus ändern (Spoerer 2001, S. 16–17). Der institutionalisierte und alltäglichere, praktisch nationalsozialistische Rassismus[6] wirkte auch auf die Lebens- und Arbeitsbedingungen der Zwangsarbeiter_innen.

6 Mit „praktischem nationalsozialistischen Rassismus" und auch Antisemitismus meine ich rassistisches (oder antisemitisches) Wissen und rassistische, alltägliche Praktiken in Abgrenzung zu ausgeformter, institutionalisierter Ideologie und stark organisierter Verfolgung. Diese Begriffe des rassistischen Wissens und der Praktiken werden in den Kapiteln 3.2.5 und 3.2.6 näher erläutert.

Westeuropäer_innen waren „deutlich bessergestellt als solche aus Osteuropa, die faktisch kaum Rechte besaßen. Westeuropäische Zivilarbeiter und Kriegsgefangene hatten sehr viel seltener mit Mißhandlungen zu rechnen". Osteuropäer waren „stets von physischer Gewalt bedroht" (ebd., S. 15–16). Der Zwangsarbeitseinsatz stand im „Spannungsfeld zwischen Rassenideologie und Wirtschaftspolitik" (ebd., S. 24): „Pragmatiker" in den nationalsozialistischen Behörden und Unternehmen befürworteten die ökonomische Ausbeutung auch von jüdischen oder sowjetischen Arbeitskräften. Konsequente Rassenideologen dagegen wollten Zwangsarbeit der von ihnen als minderwertig Eingestuften vermeiden, da sie Sabotage und sexuelle Beziehungen der Zwangsarbeiter_innen mit Zugehörigen der „Volksgemeinschaft befürchteten. Es kam schließlich zu einem „Herrschaftskompromiss" (Herbert 1999, S. 81). Zwangsarbeiter_innen wurden wirtschaftlich ausgebeutet, die Ausgestaltung des Einsatzes mit zahlreichen Repressionen sowie gebilligten und gezielten Ermordungen oblag jedoch den rassendeologischen Entscheidungsträgern (Spoerer 2001, S. 24–34). Überwachung und Bestrafungen der Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen beruhten auf einem Konglomerat von bis zu 1.000 Erlassen (Langthaler/Schweitzer 2007, S. 104). Gauleitung, aber auch Behörden und Amtsträger auf Kreis- und lokaler Ebene hatten in Deutschland und Österreich enorme Handlungsspielräume bei der Verfolgung von Zwangsarbeiter_innen (Köhler 2003, S. 402–457). Die Erzählungen der für diese Arbeit Befragten handeln von Zwangsarbeit in landwirtschaftlichen Familienbetrieben und kleinen Unternehmen wie Brauereien und Gaststätten. Die Arbeitskräfte in meinem Untersuchungsgebiet sind Spoerers ersten, zweiten und dritten Gruppe zuzuordnen; die Mehrheit waren aber Angehörige der zweiten und dritten Kategorie: Kriegsgefangene aus westlichen Ländern sowie zivile, nichtjüdische Arbeitskräfte aus Polen, der Ukraine und generell der Sowjetunion. In der vorliegenden Dissertation steht NS-Zwangsarbeit um in erster Linie der Ausbeutung willen – und nicht im Kontext von Erziehung[7] oder Vernichtung – im Vordergrund. Diese spezielle Form der Zwangsarbeit kann auch als eine Form von Sklaverei – oder treffender: Leibeigenschaft – kategorisiert werden. Ich folge verschiedenen Autor_innen, die NS-Zwangsarbeit in einen globalhistorischen Kontext von Sklaverei einordnen (vgl. Gerstenberger 2018; zu Zwangsarbeit, auch von KZ-Häftlingen: S. 406–415) Zudem möchte ich hier vorwegnehmen, dass Erinnern an NS-Zwangsarbeit in kleineren Betrieben auf dem Land häufig einer Logik, die in Leibeigene und Herrschaften unterscheidet, folgt. Michael Zeuske (2013, S. 98) bietet eine überzeugende Typologie der

7 Ich werde in Kapitel 5 näher auf das Konzept von Arbeit im Nationalsozialismus eingehen. Arbeit wurde im Nationalsozialismus zwar nicht konsequent, weil letztlich die Vernichtung von Juden, Jüdinnen und anderen als „Gemeinschaftsfremden" Deklarierten im Vordergrund stand, aber doch auch als ein Mittel zur Umerziehung und Disziplinierung vieler Zwangsarbeiter_innen und auch von „Volksgenossen" verstanden and angewandt (Wildt 2019, S. 212–216).

nicht nur historischen, sondern auch gegenwärtigen Sklaverei. Er spricht sich für ein „breites historisches Screening" möglichst vieler Sklavereitypen und vieler Sklavereiformen in der Weltgeschichte" aus. Zeuske (ebd., S. 112; S. 118) stuft auch europäische Leibeigenschaft an Höfen als eine Form von Sklaverei ein, es gebe unterschiedliche Grade von Versklavung. Gemäß seiner Kriterien waren die genannten NS-Zwangsarbeiter_innen recht eindeutig Sklav_innen, da sie „Besiegte" oder „Verschleppte" waren und direkt auf ihre Körper, wie in der Sklaverei üblich, zugegriffen wurde. Zudem wird die versklavte Gruppe meist abgewertet (ebd., S. 99), was auch auf NS-Zwangsarbeiter_innen zutrifft. „Hunger, Terror und ritualisierte Gewalt" erzwingen Dienstleistungen der Körper und machen es möglich, dass Herrscher_innen über Körperprodukte wie Haut und Organe verfügen (ebd., S. 105). Versklavung bedeutete für die Betroffenen oft, aus verwandtschaftlichen Beziehungen gerissen und erzwungenermaßen in neue Sozialbeziehungen eingegliedert zu werden (ebd., S. 107).[8] In Anlehnung an Zeuskes Typologie sehe ich Zwangsarbeitsgruppen, die in meinem Untersuchungsgebiet eingesetzt waren und in erster Linie ausgebeutet und eben nicht vernichtet werden sollten, als einer Form von Sklaverei oder eben Leibeigenschaft ausgesetzt.

Nachdem nun festgelegt ist, was unter NS-Zwangsarbeit allgemein zu verstehen ist, widme ich das folgende Kapitel dem Forschungsstand zu NS-Zwangsarbeit.

---

8 Es gibt Diskussionen und unterschiedliche Standpunkte zum Begriff „slave labour", der im Englischen in Zusammenhang mit nationalsozialistischen Verbrechen verwendet wird, ebenso wie zu der Frage, ob und welche NS-Zwangsarbeiter_innen auch Sklav_innen waren (Spoerer 2001, S. 17; Buggeln 2008). „Sklavenarbeit" wird im Kontext des Nationalsozialismus im Deutschen für KZ- und Ghettohäftlinge verwendet, für die der Arbeitseinsatz einen Aufschub ihrer Vernichtung bedeutete. Es spricht meiner Ansicht nichts dagegen, den tradierten Begriff „Sklavenarbeit" dafür zu verwenden. Charakteristisch für die Ausbeutung von für die Vernichtung vorgesehenen Gruppen, also Juden, Jüdinnen, Romn_ja und sowjetischen Kriegsgefangenen (wenn sie in Heimen, Ghettos, Konzentrations- oder unternehmenseigenen Lagern ausgebeutet wurden), ist jedoch, dass die Zwangsarbeit oder das System der Sklaverei – jederzeit beendet werden, und sie eben der Vernichtung preisgegeben, also sofort ermordet werden konnten. Spoerer und Jochen Fleischhacker verwenden für die von der gezielten Ermordung Bedrohten sowie für jene, die sich in der nationalsozialistischen Vernichtungsmaschinerie befanden, den meinem Dafürhalten nach zutreffenden Begriff „less-than-slaves" (Spoerer/Fleischhacker 2002, zit. n. Buggeln 2014, S. 241). Dieser Ausdruck wurde von Benjamin Ferencz, dem Chefankläger beim Einsatzgruppenprozess in Nürnberg, geprägt, vgl. Ferencz, Benjamin/Taylor, Telford (2002): Less than Slaves. Jewish Forced Labor and the Quest for Compensation. Bloomington: Indiana University Press, vgl. auch Stiftung „Erinnerung Verantwortung und Zukunft"/Freie Universität Berlin 2011.

1.3 Forschungsstand

1.3.1 Historische und migrationswissenschaftliche Darstellungen zu Zwangsarbeit und -migration sowie ihren Nachwirkungen

Um den Forschungsstand zu Logiken des Erinnerns und Vergessens von NS-Zwangsarbeit in der ländlichen Gesellschaft zu erfassen, habe ich mich auf drei wesentliche Teilbereiche aus unterschiedlichen Fachdisziplinen fokussiert. Dies sind erstens akademisch-geschichtswissenschaftliche Darstellungen zu für diese Studie relevanten Gesichtspunkten der NS-Zwangsarbeit, ihrer Nachwirkungen sowie Konzepte von „Volksgemeinschaft" und „deutscher Arbeit" (zum Konzept von Arbeit im Nationalsozialismus vgl. Kapitel 5.4). Zweitens liegt ein großer Schwerpunkt auf Veröffentlichungen mit biografisch orientierter Herangehensweise. Damit verbunden ist sowohl die akademische als auch nicht-akademische Oral History, also die Erforschung von Alltagsgeschichte der „kleinen Leute", die von den „kleinen Leuten" selbst erzählt wird, sowie unzählige Regionalstudien zu NS-Zwangsarbeit. Drittens habe ich zu einem geringeren Teil migrationswissenschaftliche Arbeiten herangezogen, um generell Bedingungen von Arbeitsmigration und Arbeit unter Zwang sowie ihr Fortwirken in die Gegenwart verorten zu können. Ebenso bieten Konzepte zu Erinnerung, Gedächtnis, Vergessen sowie Ruralität wichtiges Kontextwissen für die vorliegende Studie. Auf diese letzt genannten theoretischen Konzepte werde ich in der Einleitung nicht näher eingehen, da sie in Kapitel 3 ausführlich diskutieren werden.

Um also einen guten Überblick über den geschichtswissenschaftlichen Forschungsstand bis ins Jahr 2004 zu bekommen, sei auf die Darstellung von Ela Hornung, Ernst Langthaler und Sabine Schweitzer (2004) hingewiesen. Die Autor_innen stellen auch Forschungsdesiderata bis dahin ausgezeichnet dar und gehen zudem auf historische Literatur zu Landwirtschaft und ländlicher Region im Nationalsozialismus ein. Weitere, dort nicht genannte relevante Arbeiten, sind Veröffentlichungen von Eva Seeber (1964) und Edward L. Homze (1967), die schon vergleichsweise früh – erstere in der der DDR (Deutsche Demokratische Republik), zweitere in den USA – erschienen sind. Seeber zeigt von Pol_innen geleistete Zwangsarbeit auf und stellt gemäß der vorgegebenen Geschichtspolitik in der DDR Faschismus als eine Extremform des Kapitalismus dar. Eine ähnliche Argumentation verfolgt gut 20 Jahre später Heide Gerstenberger (1987) in der Bundesrepublik Deutschland (BRD)[9]. Sie

9 Es ist zwar historisch nicht korrekt, ich meine aber mit der BRD vor der Wiedervereinigung auch West-Berlin. Wenn ich allgemeine Nachwirkungen von und Erinnerung an NS-Zwangsarbeit, auch in der ländlichen Gesellschaft, beschreibe oder wenn ich allgemein einstige Angehörige der „Volksgemeinschaft" nenne, beziehe ich mich in dieser Dissertation auf den Nationalstaat BRD und oft auch, nicht immer explizit, auf die heutige Repbulik Österreich.

äußert im Zusammenhang mit der Bewegung historischer Geschichtswerkstätten in der BRD, die „Geschichte von unten" erforschten, die Befürchtung, dass die Beschäftigung mit individuellen Handlungsspielräumen der deutschen Täter_innen und Mitläufer_innen die gesellschaftlichen und ökonomischen Strukturen, die den – so ihre Begrifflichkeit – Faschismus möglich gemacht hätten, vernachlässigt würden. Weitere geschichtswissenschaftliche Arbeiten, die weniger ein konzeptionell-theoretisches Verständnis des nationalsozialistischen Staats- und Wirtschaftssystems als vielmehr den Zusammenhang von NS-Zwangsarbeit und der deutschen Kriegspolitik darlegen, sind unter anderem Studien zur Ermordung, Inhaftierung und auch Zwangsarbeit sowjetischer Kriegsgefangener[10] (beispielsweise Keller 2011; Otto/Keller 2019) sowie Italienischer Militärinternierter (Hammermann 2002). Verschiedene Veröffentlichungen zeigen den Zusammenhang von deutscher Besetzung großer Teile Europas und NS-Zwangsarbeit (beispielsweise Penter 2010; Dierl/Janjetović/Linne 2013; Bonnesoeur/Dinkelaker/Kleinmann/Kolata/Reuss 2017[11]). Zudem gibt es zahlreiche Arbeiten, in denen die Beziehungen zwischen Zwangsarbeiter_innen und Deutschen oder Österreicher_innen im Deutschen Reich beleuchtet werden: So wird in verschiedenen Veröffentlichungen der „verbotene Umgang" zwischen Zwangsarbeiter_innen und Deutschen/Österreicher_innen sowie diesbezügliche gesellschaftliche Diskurse (beispielsweise Kundrus 1997; Schneider 2010; Gerhard 2020; Cicottini 2021; Eschebach/Glauning/Schneider 2023) dargelegt.[12] Teilweise, in weit geringerem Maße, gibt es auch Veröffentlichungen zu freundschaftlichen und sexuellen Beziehungen zwischen Angehörigen verschiedener „Zwangsarbeitergruppen" (Fauroux 2023; Woniak 2023). Ulrike Winkler (2000) bearbeitet das Thema NS-Zwangsarbeit in Privathaushalten. Johannes-Dieter Steinert (2013) trägt der Tatsache Rechnung, dass viele Zwangsarbeiter_innen im Kindesalter waren. Katarzyna

10 Rotarmistinnen haben wahrscheinlich nur vereinzelt Zwangsarbeit in der Landwirtschaft geleistet. Sie wurden in der Regel bei Gefangennahme hingerichtet. Erst ab 1944 gab es einen verbindlichen Erlass des Oberkommandos der Wehrmacht, wie mit Rotarmistinnen umzugehen sei: Sie wurden dem Sicherheitsdienst übergeben, wo sie ebenfalls hingerichtet oder in Konzentrationslager eingewiesen wurden. „In Ausnahmefällen" wurden sie dem „zivilen Arbeitseinsatz" zugeteilt, vgl. Freytag, Claudia (2002): Kriegsbeute „Flintenweib". In: Jahn, Peter (Hrsg.): Mascha, Nina und Katjuscha. Frauen in der Roten Armee 1941–1945. Katalog Ausstellung 15. 11. 2002–23. 2. 2003 Museum Berlin-Karlshorst, Berlin: Christoph Links (Geschichte in Bild und Text), S. 32–36.

11 Fast alle Beiträge in diesem Sammelband befassen sich entweder mit NS-Zwangsarbeit in den vom Deutschen Reich besetzten osteuropäischen Gebieten und/oder mit dem Überleben sowjetischer Kriegsgefangener.

12 Eine ausführliche Auswahlbibliographie zu diesem Thema ist zu finden in: Eschebach, Insa/Glauning, Christine/Schneider, Silke (Hrsg.) (2023): Verbotener Umgang mit „Fremdvölkischen". Kriminalisierung und Verfolgungspraxis im Nationalsozialismus. Metropol: Berlin (Edition NS-Zwangsarbeit 1), S. 311–312.

Woniak (2020b) hat zu einem bislang vernachlässigten Sujet veröffentlicht – homosexuellen Zwangsarbeitern. Zudem analysierte sie mithilfe von Selbstzeugnissen, die als Gerichtsakten der Berliner NS-Justiz überliefert sind, die Perspektiven und Lebenswelten von Zwangsarbeiter_innen – und nicht die von TäterInnen[13], Profiteur_innen oder Mitläufer_innen (Woniak 2020a). Verschiedene Autor_innen legten darüber hinaus Studien zum Themenkomplex „NS-Zwangsarbeit und Medizin" (beispielsweise Bock 1986; Frewer/Siedbürger 2004; Czarnowski 2007; Woniak 2020c; Siedbürger 2023) vor. Die zitierten Arbeiten weisen gleichzeitig auf Forschungsdesiderata hin: Zwangsarbeit in den besetzten Gebieten, Praxis der Rekrutierung und Verschleppung, die Rolle mittlerer und lokaler Behörden, die Lebenswelten und Handlungsspielräume der Zwangsarbeiter_innen sowie der Themenkomplex „Medizin und Zwangsarbeit" sind mit den genannten Publikationen nur bruchstückhaft erforscht. Zum Verständnis nationalsozialistischer Ideologie im Alltag der im Deutschen Reich Lebenden bieten zwei Sammelbände zum Konzept von „Arbeit" im Nationalsozialismus, auch mit Bezugnahmen auf ideologische Kontinuitäten, nähere Informationen (Buggeln/Wildt 2014; Axster/Lelle 2018). Zudem liefert das Verständnis von „Volksgemeinschaft als soziale Praxis" (Wildt 2019, S. 79–82) wie auch Detlev Peukerts (1982) Analyse des Verhältnisses von „Volksgenossen und Gemeinschaftsfremden" notwendige Hintergrundinformation für die vorliegende Dissertation. Ich werde in Kapitel 5 das nationalsozialistische Konzept von Arbeit (vgl. auch Fußnote 6) und Leistungsbereitschaft sowie seine Bedeutung für die Position der Zwangsarbeiter_innen im Deutschen Reich vertiefen. Mit Blick auf das auch ländliche und kleinstädtische Bayern ist das unter der Ägide Martin Broszats und unter anderem mit Elke Fröhlich sowie Anton Grossmann (1977–1983) ab Ende der 1970er Jahre entstandene Projekt „Widerstand und Verfolgung in Bayern 1933–1945" und der daraus hervorgegangenen Buchreiche „Bayern in der NS-Zeit" zu nennen. Ihre Recherchen fußen – traditionell geschichtswissenschaftlich – auf schriftlichen Dokumenten, nehmen aber statt Herrschafts- Alltags- und Sozialgeschichte der Entscheidungsträger_innen auf unteren und mittleren Ebenen in den Blick. Broszats Einschätzung

13 Wie Sie als Leser_in vermutlich festgestellt haben, verwende ich in diesem Text den Unterstrich _, um nichtbinäre Geschlechtsidentitäten sichtbar zu machen und mit einzuschließen. Es gibt zwei Ausnahmen, bei denen ich den Unterstrich vermeide und stattdessen das so genannte Binnen-I wähle: Zum einen bei dem Wort (nationalsozialistischeR) TäterIn, da queere, nicht heterosexuelle, Menschen während des Nationalsozialismus in erster Linie verfolgt wurden und ich sie nicht als TäterInnen einordne. Unter welchen Umständen queere, darunter auch homosexuelle Menschen, auch Täter_innen waren und welche Zuschreibung, die eigene oder die des Umfeldes, dabei gegolten hat, wäre zu diskutieren. Auch wenn ich mich im generischen Femininum, beispielsweise auf Worte wie „Stiftung" oder „Kommune" beziehe, verwende ich keinen _ Unterstrich.

der Resistenz der Bayer_innen wie auch eine andere Veröffentlichung Anton Grossmanns (1985, S. 584–585) zu NS-Zwangsarbeit im ländlichen Bayern sind allerdings nach meinem Dafürhalten durch romantisierende Vorstellungen von Menschen, die im und für den nationalsozialistischen Staat in unteren und mittleren Positionen gearbeitet oder Zwangsarbeiter_innen beschäftigt haben, geleitet. So vernachlässigt Grossmann die Tatsache, dass Zwangsarbeiter_innen deutlich mehr Zwang, Ohnmacht und Ausbeutung ausgesetzt waren als der „Volksgemeinschaft" Zugehörige (Laumer 2017, S. 225–226). Für letztere strahlte, so Broszat selbst (1983, zit. n. Wildt 2019, S. 33; 39), die soziale Praxis der „Volksgemeinschaft", also etwa gemeinschaftliche Gewaltakte, Freizeit- und berufliche Aufstiegsmöglichkeiten im nationalsozialistischen politischen und wirtschaftlichen System, eben auch einen „Modernitäts- und Mobilisationsappeal" aus, selbst wenn diese keine entscheidenden Positionen in der NSDAP (Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei), der Verwaltung, der Polizei, der Wehrmacht, der SA (Sturmabteilung) oder der SS (Schutzstaffel) einnahmen.

In Relation dazu, dass sehr viele Zwangsarbeiter_innen in der deutschen und österreichischen Landwirtschaft eingesetzt waren, existiert wenig systematische, überblickshafte Literatur zu Zwangsarbeit im agrarischen Wirtschaftszweig. Es wird aber in zahlreichen Regionalstudien zu NS-Zwangsarbeit – ein Genre, das ich in Kapitel 1.3.2 noch näher vorstellen werde – darauf eingegangen. Die eingangs genannte Studie von Hornung, Langthaler und Schweitzer (2004) zeigt und analysiert NS-Zwangsarbeit in landwirtschaftlichen Familienbetrieben auf dem Gebiet des Deutschen Reiches am systematischsten. Die Autor_innen vermögen es, gleichzeitig Mikrogeschichte und Struktur der agrarischen NS-Zwangsarbeit in Ostösterreich darzustellen.

Zudem liefert geschichtswissenschaftliche Literatur zur Nachkriegszeit Orientierungswissen zum Verständnis des Erinnerns an NS-Zwangsarbeit. Im Hinblick auf die Geschichte der Displaced Persons (DP) existieren zahlreiche Regionalstudien und Untersuchungen zu spezifischen DP-Gruppen. Oftmals wird auch das Leben innerhalb der DP-Camps in den Blick genommen. Ich werde mich in Kapitel 6.1 der Nachkriegsgeschichte der einstigen Zwangsarbeiter_innen widmen und dafür ausgewählte Arbeiten heranziehen, die auf „Zwangsarbeitsgruppen" aus meinem Untersuchungsgebiet abheben. Dies sind also Veröffentlichungen zu meist nichtjüdischen polnischen, sowjetischen und ukrainischen DPs. In jenem Abschnitt wird auch die Repatriierungspolitik der Alliierten, Entschädigungspolitik gegenüber Zwangsarbeiter_innen und Lebensbedingungen der in der BRD gebliebenen Zwangsarbeiter_innen in Rückgriff auf historische Forschung dargelegt. Viele dieser Fragen, etwa zur Praxis ihrer Einbürgerung oder zu wirtschaftlichem Auskommen, sind jedoch bislang nicht oder nicht umfassend beantwortet worden.

Mit der vorliegenden Studie lege ich einen sehr bewussten Fokus auf Erinnerung von in Deutschland lebenden Familien ehemaliger Zwangsarbeiter_innen.

Dafür habe ich zu einem geringeren Teil Arbeiten herangezogen, die migrationswissenschaftlich angelegt oder in den Postcolonial Studies[14] verortet sind. NS-Zwangsarbeit, deutscher Kolonialismus und die gängige Vorstellung von Sklaverei, nämlich „Plantagen-Sklaverei" (Zeuske 2013, S. 98), sind unterschiedliche Sachverhalte. Dennoch sollten deutscher Kolonialismus, nationalsozialistische Verbrechen und ihr beider Fortwirken in die Gegenwart in Bezug zueinander und im Hinblick auf mögliche Übergänge, Kontinuitäten und Wiederholungen gesehen werden. Bekannte Untersuchungsgegenstände und Denkfiguren aus diesen Studienrichtungen fließen nicht immer explizit, aber implizit, in diese Dissertation ein. Ulrich Herbert, Anton Grossmann (1985) und in jüngerer Zeit Christoph Rass (2012) haben NS-Zwangsarbeit bereits im Kontext zu anderen rassistischen Systemen und arbeitsmigrantischen Bewegungen in Richtung Deutschland besprochen. Herbert überschrieb bereits einen frühen Aufsatz mit „Apartheid nebenan" (1983), etwas später einen Beitrag, in dem er auch Zwangsarbeit thematisierte, mit „Ausländer und andere Deutsche" (1995, S. 213–230). Julia Lalande (2006) rahmte Communities ukrainischer Displaced Persons, die nach dem Zweiten Weltkrieg in der BRD und Kanada lebten, als Diaspora. Kien Nghi Ha (2003) ordnete NS-Zwangsarbeit etwa in koloniale Muster deutscher Arbeitsmarktpolitik ein, Veronika Kourabas (2021, S. 44–67) zeigt Kontinuitäten zur späteren „Gastarbeit" auf. Verschiedene Schlagworte wie „eating the other", das bell hooks (1992) beschreibt und ich mit „einverleiben" übersetzen würde, scheinen in meiner Analyse der Erinnerungen von Nachkommen von Zwangsarbeiterinnen in Deutschland auf. Mit dieser Art von „Einverleibung" meine ich aber nicht, dass Einheimische sich kulturelle Gepflogenheiten der Nachkommen von NS-Zwangsarbeiter_innen zu eigen machen und vermarkten würden, wie bell hooks dies im Zusammenhang mit Schwarzer Kultur schildert. Stattdessen meine ich in Anlehnung an Birgit Rommelspacher (1995, S. 147; S. 153), dass die Einverleibten in einer Weise eingemeindet werden, die ihren Subjektstatus inclusive ihrer Biografie negiert. In Kapitel 5.3 werde ich dies näher ausführen. Eine weiteres Konzept, das im Kontext der US-amerikanischen Sklaverei und ihrer Folgen entstanden ist, ist das *passing* (Stonequist 1961, S. 184–200). *Passing* bedeutet für diese Arbeit, dass die Tatsache, Nachkommen von Zwangsarbeiter_innen zu sein, verborgen oder erfolgreich nicht thematisiert wird, um etwaige gesellschaftliche Nachteile zu vermeiden. Sowohl das einverleibt-werden als auch das *passing* können zu gesellschaftlicher Unsichtbarkeit führen. Auch der Terminus *plantation memories* von Grada Kilomba (2018) hat mich auf zentrale Fakten

14 Da ich für meine Arbeit Migrationswissenschaften, Postcolonial Studies und African-American Studies kaum heranziehe, stattdessen nur auf aus diesen Traditionen bekannte wenige, aber zentrale Inhalte aufmerksam machen möchte, seien sie hier in einem Atemzug und etwas vereinheitlichend genannt. Dass es innerhalb dieser akademischen Richtungen viele Unterschiede, Differenzierungen und theoretische Streitpunkte gibt, soll damit nicht bestritten werden.

aufmerksam gemacht: Die koloniale Vergangenheit Deutschlands und anderer westlicher Länder wirkt in einer gegenwärtigen rassistischen sozialen Praxis[15] fort und offenbart sich nicht immer in geformten, entäußerten Erinnerungen. Unter anderem vor dem Hintergrund dieser Thesen, mit dem Blick ebenso auf Praxis wie auf explizierte Erinnerungen, habe ich die Gespräche mit Nachkommen von NS-Zwangsarbeiter_innen in Deutschland betrachtet. Die daraus resultierenden Erkenntnisse können, so hoffe ich, künftig zur Interpretation des häuslichen Alltags, der Verfolgung von Beziehungen zwischen NS-Zwangsarbeiter_innen und Zugehörigen der „Volksgemeinschaft" sowie ihrer Nachwirkungen beitragen.

Es gibt zudem verschiedene Studien spezifisch zu Migration von Pol_innen (Malinowska 2011; Boldt 2012) nach Deutschland, und sie zeigen, dass diese Einwander_innen ihre Position in engem Zusammenhang mit der deutschen Erinnerungskultur in Bezug auf die während des Nationalsozialismus von Deutschen begangenen Verbrechen in Polen sehen, sie aber als sichtbare „Einwander_innen-Gruppe" kaum in Erscheinung treten (Boldt 2012; Glorius 2007, S. 256–258; Loew 2014). In Bezug auf postsowjetische Einwanderung nach Deutschland stellt Jannis Panagiotidis (2021, S. 229) fest, dass sie vor allem in kleinere und mittlere Städte vollzogen worden sei. Panagiotidis bedauert, dass in der Migrationsforschung ländliche Gesellschaft in Deutschland zu wenig in den Blick genommen worden sei. Ähnlich und gleichzeitig mit einem differenzierteren Blick auf Wohnen und auf Klassenzugehörigkeit analysiert Darja Klingenberg (2022) postsowjetische Migration nach Deutschland. Die vorangegangenen zitierten Werke sind historische und migrationswissenschaftliche Darstellungen und Konzepte, die dazu beitragen, Spezifika und Merkmale der NS-Zwangsarbeit und ihrer Nachwirkungen zu verstehen. Das heutige Wissen zu NS-Zwangsarbeit steht nicht zuletzt zur Verfügung, weil sich Akteur_innen in der professionellen und nichtprofessionellen Zeitgeschichte sowie zahlreiche ehrenamtliche, studentische und journalistische Interessierte dieses Themas annahmen.

1.3.2 Von professionalisierter bis zu zivilgesellschaftlicher Forschung und Gedenken an NS-Zwangsarbeit

Die Erforschung der NS-Zwangsarbeit und ihrer Nachgeschichte ist in der BRD und der Republik Österreich ab Ende der 1970er Jahre mit einem starken epistemologischen Wendepunkt, zumindest in Teilen der Zeitgeschichtsforschung, verknüpft. Nicht nur haben verschiedene Geschichtswissenschaftler_innen NS-Zwangsarbeit und Alltagsgeschichte seitdem zu zentralen Sujets erklärt,

15 Mein Verständnis von Rassismus werde ich in Anlehnung an Mark Terkessidis (1998) in Kapitel 3.2.5 näher erläutern.

die Beschäftigung mit ihnen hat auch akademisches, historisches Forschen verändert. Zeithistoriker_innen wendeten sich zunehmend Alltags- und Sozialgeschichte zu, unter anderem auch der NS-Zwangsarbeit. Was heute über NS-Zwangsarbeit in Geschichtswissenschaft und Öffentlichkeit bekannt ist, basiert zu einem erheblichen Teil auf einer erkenntnistheoretischen und methodologischen Herangehensweise, die sich wie oft auch in der empirischen Soziologie[16] und empirischen Kulturwissenschaft an Biografien und Regionen orientiert. Ein Auftakt dafür war in der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft das Projekt „Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930–1960" (LUSIR) (Fernuniversität Hagen. Institut für Geschichte und Biographie 2020; Niethammer 1983a; Niethammer 1983b; Niethammer/Plato 1985) und damit der hauptsächliche Fokus auf ehemaligen Zugehörigen der „Volksgemeinschaft" und ihrer Nachkommen. Für die vorliegende Arbeit ist zudem die in Italien verortete Untersuchung Luisa Passerinis (1987) zur Erinnerung an den Faschismus unter turinischen Arbeiter_innen zentral. Eine Veröffentlichung, die auf Interviews mit ehemaligen Zwangsarbeiter_innen fußt, ist der von Alexander von Plato, Almuth Leh und Christoph Thonfeld herausgegebene Band „Hitlers Sklaven" (2008), dessen Quellen auch öffentlich im Online-Archiv „NS-Zwangsarbeit 1938–1945"[17] zugänglich sind. Auch Tamara Frankenberger (1997), Jens Binner (2008), Regina Plaßwilm (2011), Tatsiana Vaitulevich (2015) und Grete Rebstock (2023) gewannen ihre Erkenntnisse aus biografischen Interviews. Da sie oft die gesamten Lebensläufe der Gesprächspartner_innen in den Blick nehmen, vermitteln sie mit diesen Arbeiten Kenntnisse zur Nachgeschichte der NS-Zwangsarbeit und Erinnerung daran in verschiedenen Ländern Europas. Aber auch nicht per se lebensgeschichtlich orientierte Studien basieren ebenfalls zu einem erheblichen Teil auf narrativen Interviews – dies ist beispielsweise bei Hornungs, Langthalers und Schweitzers Analyse oder bei Penters Studie zur Donbass-Region der Fall.

In Deutschland[18] und Österreich entstand ein Kontinuum aus akademischen und nicht akademischen historischen Arbeiten – Zwangsarbeit war während

16 Die Idee, mündliche Erzählungen als Quelle für sozialwissenschaftliche und historische Analysen zu nehmen, also eine Art Oral History zu betreiben, wurde von der sogenannten „Chicago School" in den USA schon ab den 1920er Jahren verfolgt (Alheit/Dausien 2009, S. 288–289). In Kapitel 4.2 zu der von mir angewandten Forschungslogik der Grounded Theory werde ich kurz auf die Chicagoer Schule eingehen.

17 Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft"/Freie Universität Berlin (o. J.): Das Interview-Archiv „Zwangsarbeit 1939–1945", https://archiv.zwangsarbeit-archiv.de/de/ (Abfrage 16.8.2020).

18 Mit „Deutschland" in den 1980er Jahren meine ich in diesem Zusammenhang mangels besseren Wissens vor allem westdeutsche Historiker_innen und Geschichtsinteressierte. Ein Beispiel für ein Oral-History-Projekt in der DDR ist jenes von Annette Leo: Sie machte in den 1980er Jahren zusammen mit einer Freundin und der DEFA, dem DDR-Filmunternehmen, Videointerviews mit Kommunist_innen, die im KZ Sachsenhausen inhaftiert gewesen waren, vgl. Leo, Annette (2008), Interviewerin: Schwab, Waltraud: „Erwartet habe

des Nationalsozialismus alltäglich und später ist sie auch entsprechend dezentral und im Alltag erforscht worden. Es gibt unzählige zivilgesellschaftliche, schulische, studentische, und journalistische Veröffentlichungen, fast immer mit regionalem Fokus (beispielsweise Dorn 1991; Werner 2006; Muggenthaler 2007; May 2008; Ruff 2014; Schwanne-Raab/Volkshochschule Zweibrücken Arbeitskreis Zwangsarbeit 2021; Woldan-Prieler 2023). Die manchmal professionelle, manchmal nicht professionelle, regional verankerte Studie zu nationalsozialistischen Verbrechen, besonders zu NS-Zwangsarbeit, ist mittlerweile eine eigenes zivilgesellschaftliches-wissenschaftliches Genre. Zivilgesellschaftliche, aber auch wissenschaftliche Forschung hatte oft einen politischen Impetus und entwickelte sich, zumindest vor der Gründung der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft" (EVZ), verzahnt mit Entschädigungsforderungen für ehemalige Zwangsarbeiter_innen (Borggräfe 2014, S. 150–170). Die öffentlichen Diskussionen um die Gründung der EVZ sowie mitunter finanzielle Unterstützung durch die EVZ hat zahlreiche Forschungsarbeiten vor allem im Jahrzehnt nach der Jahrtausendwende hervorgebracht. Regionale und lokale Historiker_innen bedienten und bedienen sich häufig eines Methodenmixes aus Oral History – Befragung von Profiteur_innen und Mitläufer_innen, manchmal auch ehemaligen Zwangsarbeiter_innen – und der Auswertung schriftlicher Dokumente. Diese regionalen Recherchen zu nationalsozialistischer Vergangenheit und insbesondere NS-Zwangsarbeit wurden und werden häufig von „Erinnerungs-Interventionen" wie Ausstellungen, Gedenksteinen und Besuchsprogrammen, also Besuchen ehemaliger Zwangsarbeiter_innen in ihren einstigen Einsatzorten, begleitet.

Für das vergangene Jahrzehnt ist zudem deutschlandweit eine starke Professionalisierung und Institutionalisierung der Ausstellungen und Erinnerungsorte, auch zum Thema NS-Zwangsarbeit, festzustellen. Schon in den Nullerjahren entwickelte die Stiftung „Deutsch-Polnische Aussöhnung", eine EVZ-Partnerorganisation, mit KooperationspartnerInnen die Wanderausstellung „Erinnerung bewahren. Sklaven- und Zwangsarbeiter des Dritten Reiches aus Polen 1939–1945" (NS-Dokumentationszentrum München 2017). Etwas später finanzierte die EVZ die überblickshafte Wanderausstellung „Zwangsarbeit. Die Deutschen, die Zwangsarbeiter und der Krieg", die 2010 im Jüdischen Museum Berlin eröffnet wurde (Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora o. J.). Zudem haben sich Gedenkorte zu NS-Zwangsarbeit in Deutschland zunehmend professionalisiert. Auch beim Engagement für Gedenkorte ist ein Kontinuum von zivilgesellschaftlichen hin zu landes- und bundespolitischen AkteurInnen zu erkennen.[19] Die Ausstellungen sind häufig sowohl im Hinblick auf die

ich ein Gefühl von Verantwortung", in taz. die Tageszeitung vom 18.2.2008, www.taz.de/Erwartet-habe-ich-ein-Gefuehl-von-Verantwortung/!857402/ (Abfrage 17.8.2020).

19 Um einige Beispiele für in den letzten Jahrzehnten entstandene Gedenkorte, die zunehmend institutionalisiert und professionalisiert wurden, zu nennen, seien als Auswahl folgende genannt: Schon 1994 wurde im hessischen Stadtallendorf das Dokumentations- und

Geschichtserzählung als auch auf die Kooperationspartner_innen sowohl regional als auch transnational ausgerichtet. Damit einher ging die Entstehung einer digitalen Erinnerungskultur in Bezug auf NS-Zwangsarbeit, die im Begriff ist, sich beständig weiterzuentwickeln. So bieten einige der genannten sowie viele weitere Einrichtungen und Projekte ihre Ausstellungen auch online an, ebenso

---

Informationszentrum in der Trägerschaft des Magistrats der Stadt gegründet. Seit 2020 kooperiert es mit der Philipps-Universität Marburg, vgl. Dokumentations- und Informationszentrum (o. J.): Über das DIZ, www.diz-stadtallendorf.de/de/diz-stadtallendorf/ (Abfrage: 14.2.2023). In Berlin wurde das Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit, unter anderem mit zwei großen Dauerausstellungen, als institutioneller Teil der Stiftung Topographie des Terrors, ausgebaut, in Leipzig die Gedenkstätte für Zwangsarbeit 2014 in die Förderung der Stiftung Sächsische Gedenkstätten aufgenommen, vgl. Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit (o. J.): Ausstellung „‚Zwischen allen Stühlen'. Die Geschichte der italienischen Militärinternierten 1943–1945", www.ns-zwangsarbeit.de/italienische-militaerinternierte/, eröffnet 2016 (Abfrage: 18.8.2020); Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit (o. J.): Ausstellung „Alltag Zwangsarbeit 1938–1945", www.ns-zwangsarbeit.de/alltag-zwangsarbeit/, eröffnet 2013, (Abfrage: 18.8.2020); Gedenkstätte für Zwangsarbeit Leipzig (2013): Konzept der Gedenkstätte, www.zwangsarbeit-in-leipzig.de/zwangsarbeit-in-leipzig/gedenkstaette/konzept-der-gedenkstaette/ (Abfrage: 18.8.2020). Weitere zunehmend professionalisierte Erinnerungsorte sind das an das NS-Dokumentationszentrum München angegliederte „Ehemalige Zwangsarbeiterlager Neuaubing" sowie die Gedenkstätte Augustschacht und Gestapokeller bei Osnabrück. Letzere eröffnete im Jahr 2020 eine neue Ausstellung, die aus Bundesmitteln finanziert wurde, vgl. NS-Dokumentationszentrum München (o. J.): Erinnerungsort „Ehemaliges Zwangsarbeiterlager Neuaubing", www.ns-dokuzentrum-muenchen.de/dependance-neuaubing/ (Abfrage: 18. 8. 2020), Gedenkstätte Augustaschacht/ Gedenkstätte Gestapokeller (2020): Eröffnung der neuen Dauerausstellung, 6. 7. 2020, https://gedenkstaetten-augustaschacht-osnabrueck.de/aktuell (Abfrage: 14. 2. 2023), Gedenkstätte Augustaschacht/Gedenkstätte Gestapokeller (o. J.): Polizeigewalt und Zwangsarbeit. Die Gestapo Osnabrück und ihr Arbeitserziehungslager Ohrbeck https://gedenkstaetten-augustaschacht-osnabrueck.de/ausstellung (Abfrage: 14.2.2023). Während der Drucklegung dieser Publikation bereitet ein Projektteam der Gedenkstätte Sandbostel die Ausstellung „trotzdem da! – Kinder aus verbotenen Beziehungen zwischen Deutschen und Kriegsgefangenen oder Zwangsarbeiter*innen", ebenfalls aus Bundesmitteln finanziert, vor. Die Stiftung Lager Sandbostel wird unter anderem vom Land Niedersachsen getragen, vgl. Stiftung Lager Sandbostel (o. J.): Stiftung Lager Sandbostel. www.stiftung-lager-sandbostel.de/stiftung/ (Abfrage: 14.2.2023), Stiftung Lager Sandbostel (2023): Neuigkeiten Januar–Juni 2023. Projektstart „trotzdem da! – Kinder aus verbotenen Beziehungen zwischen Deutschen und Kriegsgefangenen oder Zwangsarbeiter*innen". www.stiftung-lager-sandbostel.de/aktuelles/neuigkeiten/#2023-02, 10.2.2023 (Abfrage: 14.2.2023). Für das Jahr 2024 ist die Eröffnung des im Vergleich zu den vorher genannten Gedenkorten auf wenig Einfluss aus der Zivilgesellschaft fußenden „Museum für Zwangsarbeit im Nationalsozialismus" in Weimar in den Räumen des Gauforums, die einst für den Generalbevollmächtigten des Arbeitseinsatzes, Fritz Sauckel, vorgesehen waren, geplant. Träger hierfür ist die Stiftung Gedenkstätte Buchenwald und Mittelbau-Dora, vgl. Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft" (2023): Ausstellung. Museum für Zwangsarbeit, www.stiftung-evz.de/themen/zwangsarbeit-im-nationalsozialismus/ (Abfrage: 12.2.2023).

präsentieren verschiedene Archive ihre Dokumente, Video- und Audiointerviews, oft mit Ortsbezug, zur Onlinerecherche im Internet.[20]

1.3.3 Empirisch-kulturwissenschaftliche Forschung, theoretische Konzepte zu Erinnerung und Ländlichkeit

Da ich in meiner Dissertation alltägliche – und nicht an materielle oder virtuelle Erinnerungsorte gebundene – Erinnerung in einer ländlichen Region untersuche, sind Studien, die Erinnerung und Ländlichkeit thematisieren und zum Teil auf ethnografischer Forschung basieren, ebenfalls wichtige Grundlage dieser Arbeit. So wurde in verschiedenen Aufsätzen auch in jüngerer Zeit eine Typologie von „Ländlichkeit" entwickelt und Ruralität als Analysekategorie verwendet oder konturiert (Langthaler/Sieder 2000; Laumer 2017; Scholze-Irrlitz 2019; Trummer/Decker 2020). Verschiedene Studien rücken die Sozial- und Wissensgeschichte des ländlichen, mehrheitlich deutschsprachigen, Raumes (Troßbach/Zimmermann 2006; Archiv für Agrargeschichte 2022, S. 167–260), rurale Medialität (Zimmermann/Mahlerwein/Maldener 2018), Wissensgeschichte oder die Ausdifferenzierung und Modernisierung ländlicher Gesellschaft (Luckmann, B. 1970; Oehme 2015; Auderset 2022; Moser 2022a; Moser 2022b; Moser/Varley 2022) in den Mittelpunkt. Judith Schmidt (2020) zeigt, wie globalisiert und durch Arbeitsmigration geprägt aktuelle Landwirtschaft ist. Linda Lange (2018) und Melanie Rühmling (2023) weisen auf ein konzeptionelles Spannungsfeld hin, das bislang in seiner Bedeutung für Ruralität unterschätzt und noch zu wenig erforscht ist: Multilokalität bzw. den Gegenpol – das Bleiben auf dem Land. Manuel Trummer (2018) fokussiert auf das Lokale und demonstriert, wie Akteur_innen im Bayerischen Rundfunk mithilfe einer Vorstellung von Ländlichkeit ein bestimmtes Bild Bayerns herstellen. Zudem gibt es weitere Studien und Sammlungen zur audiovisuellen Repräsentation des Ländlichen (Auderset/Moser 2022a, S. 64–66; Mahlerwein/ Zimmermann 2022; Reid 2022), ein Beispiel hierfür sind die Mehrheit der Bände der Reihe „Rurale Topographien" von Werner Nell und Marc Weiland (beispielsweise 2021). All diese theoretischen Überlegungen und empirischen Einsichten ermöglichten es mir, Spezifika von Ruralität zu verstehen. Diesen Begriff und allgemeiner jenen der „ländlichen Gesellschaft" werde ich in Kapitel 3 genauer entwickeln.

---

20 Beispielsweise: Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft"/Freie Universität Berlin (o. J.): Das Interview-Archiv „Zwangsarbeit 1939–1945", www.archiv.zwangsarbeit-archiv.de/de/ (Abfrage: 16. 8. 2020) oder Arolsen Archives Online-Archiv, Thema „Zwangsarbeit", www.collections.arolsen-archives.org/search/?s=zwangsarbeit (Abfrage: 8.9.2020). Ebenso thematisieren viele KZ-Gedenkstätten, Projekte und allgemein Gedenkorte zum Nationalsozialismus, unter anderem die in Fußnote 18 genannten, NS-Zwangsarbeit sowohl in Ausstellungen vor Ort als auch digital.

Zentrale Orientierungsstudien für meine Arbeit, die mit qualitativen ethnografischen Methoden Erinnerung an nationalsozialistische Verbrechen in ländlicher Gesellschaft untersuchen, sind vor allem die Veröffentlichungen Utz Jeggles (1969; 1977; Ilien/Jeggle 1978), die jüdische Geschichte und Erinnerung an den Nationalsozialismus in württembergischen Dörfern zum Thema haben. Franziska Becker (1994) und Susanne Mutschler (1985) folgen dieser Denkschule. Becker zeigt mit ihrer Arbeit „Gewalt und Gedächtnis", wie Menschen in einem kleinen süddeutschen Ort an ihre Involvierung und Zeugenschaft der Verfolgung und Deportationen der dort einst lebenden Juden und Jüdinnen erinnern. Mutschler stellt ländliche Kommunikationsformen dar. Sowohl die ethnografische Herangehensweise als auch die Erkenntnisse dieser Autor_innen, die es vermögen, ländliche Arten des Kommunizierens und spezifisch rurales Erinnern an nationalsozialistische Verbrechen zu skizzieren, sind so überzeugend, dass diese Richtung wieder weiterverfolgt werden sollte. Von dieser Anwendung ethnologischer Methoden auf den Untersuchungsgegenstand, nämlich dörfliche Gesellschaft, habe ich mich für meine Arbeit leiten lassen. Disziplinär aus einer anderen Richtung kommend nimmt Gesa Anne Trojan (2014, S. 118) mit ihrer Arbeit „Das Lager im Dorf lassen" zur Erinnerung an das KZ Neuengamme, die Einheimische mitunter eher im Habitus als in der Erzählung äußern, einen ähnlichen Kurs auf. Trojan verbindet ihre Forschung auch mit theoretischen Erkenntnissen. Oft werden in auf ethnografischen und/oder qualitativen Interviews basierenden, regionalen Untersuchungen zu Erinnerung an NS-Zwangsarbeit jedoch detaillierte theoretische Ausarbeitungen zu gesellschaftlichem und kulturellem Erinnern vernachlässigt. Mit dieser Dissertation soll nun auch Ruralität als Analysekategorie geschärft und damit Merkmale für gesellschaftliches Erinnern und Vergessen in *ländlicher* Gesellschaft herausgearbeitet werden. Wie lassen sich alltägliche Kommunikation und Medialität auf dem Land charakterisieren? Auch dieser Frage möchte ich nachgehen und damit einen Beitrag zur Gedächtnisforschung leisten. Orientierung boten hierfür Konzepte von kollektivem, kulturellem und kommunikativem Gedächtnis (Halbwachs 1985; 1991; Assmann, J. 1992; Welzer 2002). Weil es im Untersuchungsgebiet nicht so viele Gedenkorte, die der NS-Zwangsarbeit gewidmet sind, gibt, und das Erzählen und Schreiben der Geschichte von NS-Zwangsarbeit in Deutschland zu großen Teilen eine *Oral* History war und noch ist, war es für mich eindeutig, den Fokus auf die in mündlichen Erzählungen tradierte Erinnerung zu richten. Zudem lege ich einen starken Schwerpunkt auf Interaktionalität, Alltäglichkeit und Praxis der Erinnerung – im Gegensatz zu explizitem, geformtem Sprechen oder ritualisiertem Gedenken. Um dies fassen zu können, ziehe ich für diese Arbeit vermehrt wissenssoziologische Gedächtnistheorien heran, die eher soziale Gedächtnisse (Sebald 2014; Dimbath/Heinlein 2015) denn einen vergleichsweise statischen Gedächtnisspeicher untersuchen. Im Wesentlichen sind dies Überlegungen, die auf der Theorie Alfred Schütz' (1971; 2016), Peter L. Bergers,

Thomas Luckmanns (Berger/Luckmann 1974; Schütz/Luckmann 2017) und dem Habituskonzept Pierre Bourdieus (1979; 2018) basieren und unter anderem von Mark Terkessidis (1998), Oliver Dimbath, Michael Heinlein (Dimbath 2014; Dimbath/Heinlein 2014) und Gerd Sebald (2014) weiterentwickelt wurden. Da ich in Kapitel 3 diese Konzepte zu Erinnern, Vergessen, sozialen Gedächtnissen, Alltäglichkeit sowie wie verschiedene Konstellationen des interaktionalen Erinnerns ausführlich diskutieren werde, gehe ich an dieser Stelle nicht en detail darauf ein.

1.4 Forschungsinteresse und Fragestellung

Während ethnografische Forschungen nur in Ausnahmefällen auf die Gedächtnisforschung Bezug nehmen, werden theoretische Überlegungen mitunter zu wenig oder mit zu geschlossenen Fragestellungen in der Praxis überprüft. Zudem ist es nicht üblich, sie anhand beobachtender Forschung zu entwickeln. Ich werde in dieser Arbeit theoretische Konzepte von Erinnerung diskutieren, erweitern und anpassen und schließlich mit den Methoden der Ethnografie und der regionalen qualitativen Sozialforschung verbinden. Damit verknüpft, ist es mein Anliegen, alltäglich-mündliche und -habituelle Kommunikationsformen in der soziologischen Gedächtnisforschung zu betonen. Zudem ist es mein Ziel, die von mir angepassten theoretischen Konzepte für diese und andere Untersuchungen zu mündlich transportierten, alltäglichen Erinnerungen in Gruppen – oder politischen Gemeinschaften (Schneidereit 2015, S. 123–124) – auf der Mesoebene fruchtbar zu machen. Den Terminus „politische Gemeinschaft“ werde ich in Anlehnung an Nele Schneidereit in Kapitel 3.5.4.1 näher ausführen. Einstweilen sei gesagt, dass ich mit politischen Gemeinschaften mittelgroße Gruppen, die nicht ausschließlich über Verwandtschaftsverhältnisse bestimmt werden, also beispielsweise mittelgroße Institutionen, Bewohner_innen einer Kleinstadt, Angestellte in einem Unternehmen, Mitglieder einer Initiative, die sich etwa gegen Gentrifizierung einsetzt, oder eine große politische Partei auf regionaler Ebene usw. meine. Ein weiteres Ziel der Arbeit ist es, empirisch-fundierte Erklärungen dafür zu liefern, wie gesellschaftliches Vergessen im Alltag, in Interaktionen, als soziale Praxis geschieht. Das heißt, ich werde Abwesendes, nicht objektivierte Wissensinhalte oder aber Wissen, das an der Schwelle zwischen Erinnern und Vergessen steht, so weit möglich in meine Analyse miteinbeziehen. Diese Erklärungen sollen auch dazu beitragen, Vergessen in der Theoriebildung der Memory Studies stärker zu gewichten. Nicht zuletzt möchte ich den gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Blick dafür schärfen, dass Wissensinhalte verschwinden, obwohl oder *weil* manchmal tatkräftig erinnert wird. Zudem meine ich, dass diese Sachverhalte trotz aller Vergessenheit in irgendeiner Form wiederkehren

und Menschen mitunter heimsuchen. Ich glaube nicht, dass *alles* in Vergessenheit Geratene bewusst erinnert werden kann. Die Frage, wie dem Vergessen entgegenzuwirken ist, wie überhaupt bewusst erinnert werden kann, wird in dieser Arbeit nicht beantwortet werden. Es sei hier jedoch zum einen auf Walter Benjamin (1961a, S. 203–204) verwiesen, der dafür plädiert, dass der moderne Mensch sich von zu vielen Informationen nicht dressieren lassen möge (Wild 2008, S. 153–160). Stattdessen sei es vonnöten, immer wieder Voraussetzungen dafür zu schaffen, sich unwillkürlichen Erinnerungen, die Unbewusstes aufscheinen lassen, hinzugeben.[21] Zum anderen wird ab Kapitel 3.2.4 Pierre Bourdieus Strategie gegen Vergessen, der fordert, das Subjektive zu objektivieren, das Subjektive durch reflexive Analyse zu begreifen, gestreift (King 2022, S. 80).

Ausgehend von diesem speziellen Fall, dem sozialen Gedächtnis der ländlichen Gesellschaft in meinem Untersuchungsgebiet, werde ich meine Erkenntnisse für ländliche Gesellschaft im Allgemeinen formulieren.

Ich untersuche also, nach welchen Logiken, die sich sowohl in Praktiken als auch in verbalisierten Deutungsmustern zeigen, erinnert und vergessen wird. Konkret werde ich folgende Fragen untersuchen:

- Nach welchen Deutungsmustern und sozialen Praktiken sind die Erinnerungen an NS-Zwangsarbeit strukturiert?
- Unterscheidet sich das Erinnern von Profiteur_innen und ihren Nachkommen vom Erinnern der Familien von Zwangsarbeiter_innen und wenn ja, wie?
- Wie entstehen die Logiken des Erinnerns und Vergessens oder: Wie lassen sich alltägliche Kommunikation und Medialität in der ländlichen Gesellschaft charakterisieren und wie formieren sich Erinnerungen im Alltag und oft in Interaktion, insbesonders wenn dort lebende Nachkommen von Profiteur_innen und Nachkommen von NS-Zwangsarbeiter_innen Nachbar_innen sind?

21 Benjamin reflektiert über mehrere Formen der Erinnerung, die angesichts moderner Entwicklungen möglich seien. In Rückgriff auf Marcel Proust betont Benjamin (1961a, S. 203–207) die Notwendigkeit der unwillkürlichen Erinnerung, der *mémoire involontaire*, die es ermögliche, sich Unbewusstes zu vergegenwärtigen (Denschlag 2017, S. 91–142). Die Hauptfigur in Marcel Prousts Roman „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit" hat eben eine *mémoire involontaire*. Grundlage für diese unwillkürliche Erinnerung ist die Erfahrung, die Benjamin in strengem Gegensatz zum historisch bedeutungslosen Erlebnis sieht (ebd., S. 204–205; vgl. zu „Erfahrung" Kapitel 3.2.3). Mit seinen Ausführungen zu Erfahrung und Erinnerung richtet er den Blick auch stark in die Zukunft. So steht Benjamins Denkfigur des „Eingedenkens" im Zusammenhang mit Erinnerung, weist aber eine starke Zukunftsorientierung auf, vgl. beispielsweise Marchesoni, Stefano (2016): Walter Benjamins Konzept des Eingedenkens. Über Genese und Semantik einer Denkfigur. Berlin: Kadmos (Literaturforschung 29), S. 292–295.

- Wie greifen die Prozesse des gesellschaftlichen Erinnerns und Vergessens im Alltag ineinander, wo ist die Schwelle zwischen Erinnern und Vergessen, wie geht soziales Vergessen vonstatten?

1.5 Vorgehen und Aufbau der Arbeit

Um diesen Fragen und Zielen nachzugehen, unterscheide ich für dieses Vorhaben zwei genealogische Linien, die zu einem gewissen Teil künstlich sind. Dies ist einerseits die Linie der deutschen Dienstgeber_innen und „Kolleg_innen" sowie ihrer Nachkommen und andererseits die der Zwangsarbeiter_innen und ihrer Familien. Als „Profiteur_innen" von Zwangsarbeit bezeichne ich zunächst die Familien der einstigen Dienstgeber_innen. Ich verstehe aber „Profiteur_innen" in dieser Arbeit als etwas weiter gefasst, nämlich als alle einst der „Volksgemeinschaft" Zugehörigen und ihrer Nachkommen. NS-Zwangsarbeit war eine der Grundlagen für den wirtschaftlichen Wohlstand der Bundesrepublik und so ordne ich alle Nachkommen und – durchaus materielle – Erb_innen als, wenn zum Teil auch indirekte, Profiteur_innen von NS-Zwangsarbeit ein. Zudem verwende ich den Begriff „Zwangsarbeiter_in" oder „ehemalige_r Zwangsarbeiter_in". Es ist für dieses Vorhaben notwendig, das hierarchische Verhältnis zwischen Deutschen und Ausgebeuteten zu benennen und davon ausgehend zu analysieren, wie die Erinnerung daran strukturiert ist. Dennoch sei darauf hingewiesen, dass ehemalige Zwangsarbeiter_innen ihre Biografien und ihre Subjektivität anders und vor allem sehr viel vielfältiger definierten und dies wegen gesellschaftlicher und politischer Zwänge oft auch mussten. Das gilt im Zusammenhang mit der vorliegenden Publikation noch viel mehr für die in Deutschland lebenden *Nachkommen* von Zwangsarbeiter_innen: Sie selbst verwenden den Begriff „Zwangsarbeiter_in" kaum. Die genannten „Nachkommen von Zwangsarbeiter_innen" sind zwar Kinder von Menschen, die nach Spoerers Definition NS-Zwangsarbeiter_innen waren, sie selbst haben sich aber womöglich noch nie so bezeichnet und legen auf diese Einordnung nur sehr bedingt Wert. Ich habe zu Beginn meiner Recherchen manchen Befragten unbewusst unterstellt, sie hätten großes Interesse an aktiver Erinnerung an NS-Zwangsarbeit.

Zudem ist es für meine Untersuchung relevant, zwischen denen zu unterscheiden, die den Nationalsozialismus erfahren und denen, die ihn nicht erfahren haben. Auf der „Zwangsarbeiter_innenseite" sind also nach meinem Verständnis alle Angehörigen der „Erfahrungsgeneration", die als Zwangsarbeiter_innen eingesetzt gewesen oder in „Ausländerkinder-Pflegestätten" geboren worden und in ihrer frühen Kindheit dort aufgewachsen sind. Alle anderen dieser Linie ordne ich den Nachkommen zu. Auf der „Profiteur_innen-Seite" zähle ich alle, die bis Ende 1937 geboren wurden, zur „Erfahrungsgeneration". Dies sind also Menschen, die während des Nationalsozialismus nicht nur mit Zwangsarbeiter_innen

interagiert haben könnten, sondern auch in der Lage wären, verschiedene derartige Erfahrungen zu objektivieren.[22] Auf den Begriff der „Generation" werde ich im Unterkapitel 3.5.2 kurz eingehen.

Zunächst sollen im folgenden Kapitel Eckdaten zu Demografie, Geografie und Wirtschaft des Untersuchungsgebiets in Bayern vorgestellt werden.

Ebenso werde ich Charakteristika von NS-Zwangsarbeit in der Region sowie regionale Erinnerung daran darlegen. Von diesen Erkenntnissen werde ich auf die „deutsche ländliche Gesellschaft" schließen. Doch was ist mit „deutsch" gemeint? Durch die Verortung meiner empirischen Forschung in Westdeutschland hat meine Analyse am meisten Aussagekraft für die bundesrepublikanische, vor allem die alte bundesrepublikanische, also westdeutsche, Gesellschaft. Dennoch meine ich, dass die von mir gewonnenen Erkenntnisse auch in ostdeutschen Bundesländern, wo viele Menschen die DDR und die abrupte Transformation des Staates erlebt haben, überprüft werden sollten. Und nicht zuletzt haben meine Ergebnisse auch Relevanz für die gegenwärtige österreichische ländliche Gesellschaft. Mit anderen Worten: Der hauptsächliche Fokus liegt zwar auf Westdeutschland, die Untersuchung deutet aber auch auf Strukturen in den Gesellschaften *aller* Nachfolgestaaten des „Deutschen Reiches", aus denen nationalsozialistische TäterInnen, Profiteur_innen und Mitläufer_innen kamen und die große Mehrheit Teil der nationalsozialistischen Volksgemeinschaft war, und noch heute die Mehrheit Nachkommen von der „Volksgemeinschaft" Zugehörigen sind.

Die im Titel dieser Publikation angeführten Konzepte von Erinnern und Vergessen werde ich in Kapitel 3, das ausschließlich theoretischen Fragen gewidmet ist, vorstellen, also auch konturieren, was ich unter „alltäglich" bzw. in meinem Fall synonym „alltagsweltlich" sowie „ländlich" und „Gesellschaft" verstehe. Zudem ist der Gegenstand jenes Kapitels die Diskussion kulturwissenschaftlicher sowie wissenssoziologischer Theorien und Erkenntnisse zur Gedächtnis sowie verschiedener Konstellationen, in denen vor allem mündlich erinnert wird. Ich werde ebenso entsprechende Medialität und Merkmale habituell transportierten Erinnerns und Vergessens diskutieren. Es ist mein Ziel, die genannten Begriffe so miteinander zu verbinden und zu modellieren, dass es möglich wird, festzulegen, wodurch „alltägliches Erinnern und Vergessen in ländlicher Gesellschaft" oder – dies ist meinem Verständnis nach gleichbedeutend – „sozial-ländliches Gedächtnis" charakterisiert ist. Dieses Modell soll auf soziale Gedächtnisse anderer Gruppen übertragbar sein. Der daran anschließende Teil, Kapitel 4, ist der dieser Arbeit zugrundeliegenden Methodik gewidmet. Meine Daten wurden nach

22 Von dieser Einteilung wäre ich abgewichen, wäre in meinem Sample eine_n oder mehrere Interviewpartner_innen auf der Profiteur_innenseite, der_die in der frühen Kindheit in einem Privathaushalt von einer oder mehreren Zwangsarbeiterinnen erzogen und beaufsichtigt worden ist/sind. Meine Gesprächspartner_innen haben jedoch nichts Dergleichen erzählt.

der Forschungslogik der Grounded Theory erhoben und ausgewertet. Ich führte Interviews, schrieb teilnehmende Beobachtungen in einem Feldtagebuch nieder und recherchierte in mehreren Archiven, und so werde ich auch die Verwendung aktueller mündlicher und selbst produzierter Quellen einerseits mit schriftlichen, vor Jahrzehnten angefertigten, andererseits ins Verhältnis setzen. Zudem möchte ich aufzeigen, wie wissenssoziologische Grundlagen mit den pragmatistischen und symbolisch-interaktionistischen Prämissen der Grounded Theory in Einklang zu bringen sind. Nicht zuletzt soll darauf eingegangen werden, wie die Erhebung meine theoretischen Einsichten veränderte. Empirische Forschung und Theoriebildung haben sich gemäß einer abduktiven Vorgehensweise gegenseitig beeinflusst.

Gegenstand von Kapitel 5 sind die Erinnerungs- und Vergessenslogiken unter Dienstgeber_innen und ihren Nachkommen. Ich werde das Kapitel mit einer kurzen historischen Einführung, die die Position der Zwangsarbeiter_innen in Bezug zur „Volksgemeinschaft" klärt, beginnen. Dieser Bezug zu nationalsozialistischer Ideologie und ihren Praktiken soll es ermöglichen, zu sehen, wie sich Versatzstücke dieser Ideologie in den gegenwärtigen Praktiken und Deutungsmustern des Erinnerns niederschlagen. Dieser Abschnitt wird, wie auch Kapitel 6, mit einem Zwischenfazit abgeschlossen, in dem jeweils die Ergebnisse zusammengefasst werden. Kapitel 6 beinhaltet ebenso die Darstellung und Analyse von Praktiken und Deutungsschemata in der „Zwangsarbeiter_innen-Linie". Auch diesem Abschnitt stelle ich eine, diesmal ausführlichere, historische Einführung voran. In diesem Fall halte ich es für geboten, geschichtswissenschaftlich kontextuelle Fakten darzulegen, da die Geschichte der Heimatlosen Ausländer, zu denen die einstigen Zwangsarbeiter_innen in der BRD üblicherweise deklariert wurden, weitgehend unbekannt ist. Diese historische Einordnung soll dazu beitragen, Kontinuitäten des Erinnerns und Vergessens auf Makroebene aufzuzeigen und entsprechende Erinnerungspraktiken im untersuchten sozialen Feld, auf Mesoebene, erklären helfen.

Das Ziel des Zwischenfazits dieses Kapitels ist es, zusammenfassend aufzuzeigen, nach welchen Logiken sowohl „Dienstgeber_innen-" als auch „Zwangsarbeiter_innen"-Linie erinnern und vergessen, wie diese Prozesse ineinandergreifen und ob Unterschiede zwischen den beiden Strängen auszumachen sind. Abschließend werde ich diskutieren, wie sich alltägliche Kommunikation und Medialität in ländlicher Gesellschaft charakterisieren lassen. Darüber hinaus ist es Gegenstand des Fazits, wie und ob diese Erkenntnisse die Theoriebildung der Erinnerns- und Vergessensforschung erweitern und einen Ausblick geben, was in Bezug auf NS-Zwangsarbeit in der ländlichen Gesellschaft in Zukunft weiter erinnert werden wird. Zunächst soll aber das Untersuchungsgebiet vorgestellt werden.

2. Das Untersuchungsgebiet

2.1 Demografischer, wirtschaftlicher und regionalhistorischer Kontext

Die beforschte Region setzt sich aus einem Gebiet zusammen, das bis 1972 die Landkreise Bogen, Kötzting und Viechtach umfasste und im Regierungsbezirk Niederbayern lag. Diese drei Regionen waren während des Nationalsozialismus Bestandteil des Gaues Bayerische Ostmark. Bogen und Bad Kötzting liegen als zwei relativ weit voneinander entfernte Orte gut 40 Kilometer auseinander. Heute sind diese drei Verwaltungseinheiten jeweils in die Landkreise Straubing-Bogen, Cham und Regen eingegliedert. Kötzting wurde kürzlich in „Bad Kötzting" umbenannt und ist wie der ganze Kreis Cham seit den 1970er Jahren dem Regierungsbezirk Oberpfalz zugeordnet. Die Gegend ist im Vergleich zu anderen Regionen Deutschlands dünn besiedelt – in den drei genannten Landkreisen lebten im Jahr 2021 im Schnitt 82,8 Menschen auf einem Quadratkilometer (Statistisches Bundesamt 2021a). Die drei Kleinstädte Bad Kötzting, Bogen und Viechtach ähneln sich in ihrer sozialen und demografischen Struktur. Die drei Orte hatten im vergangenen Jahrzehnt zwischen 7.400 und 10.500 Einwohner_innen. Daran hat sich bis heute nichts geändert. Zwischen den Städten liegen mehrere Gemeinden, die im Schnitt etwa 1.000 Einwohner_innen zählen. Die Mehrheit der dort lebenden Menschen ist katholisch, eine Minderheit protestantisch, eine noch kleinere Minderheit gehört anderen Konfessionen an oder ist konfessionslos. So sind in der Stadt Bogen beispielsweise 62 Prozent der Einwohner_innen katholisch, 12 Prozent protestantisch und 20 Prozent „andersgläubig" (Stadt Bogen 2020). In Bad Kötzting, Bogen und Viechtach wuchs die Bevölkerung der Orte seit 2011 leicht und konstant (Bayerisches Landesamt für Statistik 2021, S. 6–7; 2022c, S. 6–7; 2022d, S. 6–7). Laut Statistischem Bundesamt (2021b) war der Wanderungssaldo im Jahr 2021 für die gesamten drei Landkreise wie auch die unmittelbaren Jahre davor positiv: Durchschnittlich migrierten 2021 56,5 Personen pro 10.000 Einwohner_innen in das Untersuchungsgebiet. Es handelt sich also um eine dünn besiedelte Gegend in Deutschland, deren Einwohner_innenzahl aber wächst und in die Menschen derzeit einwandern (Statistisches Bundesamt 2021b). Der „Ausländeranteil" betrug 2021 in dem Gebiet gut sieben Prozent (Statistisches Bundesamt 2021c). Die tatsächliche Migration dorthin belief sich in den vergangenen 20 Jahren aber sehr wahrscheinlich auf eine höhere Zahl als vom Statistischen Bundesamt erfasst: Migrant_innen wie beispielsweise Aussiedler_innen erhielten die deutsche Staatsbürgerschaft und werden nicht als „Ausländer_innen" gezählt, viele Arbeitskräfte aus anderen Ländern leben sehr

wahrscheinlich nur saisonal im Untersuchungsgebiet und vermutlich sind nicht alle von ihnen amtlich gemeldet.

Die Wirtschaft in der Region war – ebenfalls verglichen mit der gesamten BRD und DDR – bis in die Fünfzigerjahre von agrarischen Familienbetrieben geprägt. Im Jahr 2020 gab es rund 14.300 Bauernhöfe in Niederbayern, knapp die Hälfte wurde auf einer Fläche von weniger als 20 Hektar, knapp 80 Prozent auf einer Fläche von weniger als 50 Hektar bewirtschaftet. Es werden stetig weniger landwirtschaftliche Betriebe und die existierenden Betriebe werden größer (Bayerisches Landesamt für Statistik 2022a, S. 14).[23] Es handelt sich traditionell also im Vergleich zu anderen Regionen in Deutschland oder Westeuropa um kleinteilige oder mittelgroße Landwirtschaft. Familien betrieben die Höfe bis in die 1950er Jahre üblicherweise – abgesehen von Zwangsarbeiter_innen – zusammen mit deutschem, weitgehend besitzlosem, Personal, also Mägden und Knechten. Die landwirtschaftlichen Betriebe sind bis in die Gegenwart weniger, aber größer und industrialisierter, geworden. Dennoch gibt es im Untersuchungsgebiet wenige sehr große Anwesen, auf denen viele Angestellte eine große Fläche und viel Vieh bewirtschaften – in benachbarten Landkreisen, so etwa in der Gegend um Straubing, sind die Anwesen in der Regel größer. Obwohl die wirtschaftliche Relevanz des Agrarsektors seit Ende des Zweiten Weltkrieges deutlich abgenommen hat, werden die Bauernhöfe meist an die Nachkommen weitervererbt. Die Orte, wo Zwangsarbeiter_innen eingesetzt waren, gab es also bis lange in die Nachkriegszeit (Sandberger 1985, S. 315) – und es gibt sie oft, zumindest als materielle Orte, auch heute noch. Die Nachkommen der früheren Dienstgeber_innen leben mitunter dort oder in der Nähe. Dies gewährleistet, dass viele der Interviewten einen persönlichen Bezug zu den jeweiligen Höfen und deren Geschichte haben. Es kommt in der Gegenwart vor, dass saisonale Arbeitskräfte auf familienbetriebenen Höfen eingesetzt werden, es ist aber nicht die Regel.

Seit den 1960er Jahren haben sich Industrieunternehmen, so auch mehrere Werke des BMW-Konzerns, in Dingolfing, Landshut-Ergoldsbach und Regensburg, also in erreichbarer Nähe, angesiedelt oder kleinere Betriebe aufgekauft. Das Wirtschaften hat sich seit Kriegsende deutlich gewandelt und Wohlstand für die Einheimischen gesichert (Rieder 2015, S. 27–46). Einige Arbeitnehmer_innen pendeln in benachbarte Städte, allerdings wird auch *in* die genannten Kleinstädte gependelt. Die Arbeitslosenquote in der Region ist niedrig, sie lag im Februar 2023 in den Landkreisen Cham, Regen und Straubing-Bogen zwischen 3,7 Prozent und 5,1 Prozent (Bundesagentur für Arbeit 2023a; 2023b; 2023c;

23 In der Oberpfalz ist es ähnlich: Knapp die Hälfte der Bauernhöfe hatten im Jahr 2021 eine Fläche von weniger als 20, knapp 76 Prozent eine Fläche von weniger als 50 Hektar. Insgesamt gab es rund 10.500 agrarische Betriebe (Bayerisches Landesamt für Statistik 2022b, S. 14).

Landkreis Regen 2023). Die Region ist also ökonomisch und demografisch nicht nur stabil, sondern profitiert seit Jahrzehnten von langsam wachsendem Wohlstand. Das Untersuchungsgebiet befindet sich in geografischer Nähe zur Tschechischen Republik, der westlichste und damit am weitesten entfernte Ort Bogen ist rund 70 Kilometer von der Landesgrenze entfernt. Mit einer etwa einstündigen Autofahrt ist eine mittelgroße Stadt mit 152.000 Einwohner_innen, Regensburg, erreichbar. Es gibt kaum öffentlichen Nahverkehr; dies bedeutet, dass die dort Lebenden für längere Wege auf motorisierte Fahrzeuge und die entsprechende Fahrerlaubnis angewiesen sind. In den 1980er Jahren wurden Bahnstrecken, auf denen im Nationalsozialismus noch Zwangsarbeiter_innen transportiert worden waren, stillgelegt, in den vergangenen Jahren aber zum Teil wieder in Betrieb genommen.

Die Gegend liegt im nördlichen Niederbayern und der östlichen Oberpfalz. Auf bayerischer Seite gibt es in dieser Region tradierte antitschechische und damit antislawische Bilder. Es existierte dort jahrzehntelang eine bayerische Variante des Deutschtumgedankens. Mit anderen Worten: Die Abwehr in den 1920er Jahren gegen die neu gegründete, angrenzende Tschechoslowakische Republik äußerte sich weniger in einer übersteigerten nationalen, denn in einer übersteigerten regionalen Identität (Jaworski 1978, S. 248). In Bezug auf grenzüberschreitende Migration in der Zwischenkriegszeit ist sehr wenig Veröffentlichtes zu finden. Einem Hinweis nach arbeiteten Menschen aus der Gegend in Städten im Sudetenland, dem heutigen Tschechien,[24] und einem anderen Hinweis nach arbeiteten Tschechen und Sudetendeutsche umgekehrt in Ostbayern (Eisch 1996, S. 252; 254). In einer Fußnote weist Katharina Eisch (1996, S. 254) darauf hin, dass bei einem Beispiel von zwangsarbeitenden Tschechen in einer bayerischen Glashütte an die Arbeitsmigration von Tschech_innen in der Vorkriegszeit angeknüpft worden sei. Für eine andere Region hat Ulrich Herbert (1999, S. 69–76) die Kontinuität der Tätigkeit polnischer Landarbeiter_innen auf ostelbischen Bauernhöfen und Gütern herausgestellt. Polen, die dort in einem Sommer noch saisonal eingesetzt gewesen waren, kamen mitunter wenige Monate später als Zwangsarbeiter_innen wieder. Im Hinblick auf ostbayerische Bauernhöfe habe ich kaum Hinweise auf tschechische oder slowakische Landarbeiter_innen in der Zwischenkriegszeit und dann als agrarische Zwangsarbeiter_innen Eingesetzte gefunden; in Ostbayern wurde eben eher kleinteilige Landwirtschaft betrieben

24 Darauf weist eine E-Mail Michael Weigls hin, in der er mir freundlicherweise Antwort auf diese Frage gab. Weigl betont, dass seine Erkenntnisse nicht repräsentativ seien, die von ihm ausgewerteten Interviews aber darauf hindeuteten, dass Menschen aus dem vergleichsweise armen bayerischen Wald in sudetendeutsche Städte zogen. Das Sudetendeutsche habe aber auch vor dem Zweiten Weltkrieg „keine besondere Verbundenheit über die Grenze" hinweg kreiert; E-Mail, 19.5.2014.

und die Gegend war vergleichsweise wenig industrialisiert. Aufgrund dieser Faktoren schließe ich eine ähnlich deutliche Kontinuität zwischen Arbeitsmigration in der Zwischenkriegszeit und Zwangsarbeit, wie es bei polnischen Landarbeiter_innen auf preußischen Gütern der Fall war, aus. Es waren aber schon während des Ersten Weltkrieges russische Zwangsarbeiter_innen in Bayern, auch im Untersuchungsgebiet, eingesetzt (Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayerns 2013) gewesen. Im Zusammenhang mit nationalsozialistischem Gedankengut galt Ostbayern, wo mein Untersuchungsgebiet liegt, als ein homogener Kulturraum (Haller 2000, S. 70–71). Die antitschechoslowakischen Ressentiments setzten sich im Untersuchungsgebiet und in dessen Umland (Weigl 2008, S. 108) über den Kalten Krieg hinweg, in Form rassistischer Sagenerzählungen (Fendl 2002) auch über die Nullerjahre hinweg, fort.

Seit der Transformation der sozialistischen Staaten und Öffnung der Grenze zu diesen Ländern gab und gibt es unterschiedliche Migrationsbewegungen in die Gegend, die nicht systematisch erfasst sind. Es zogen etwa mehrere Hundert Juden und Jüdinnen aus den Nachfolgestaaten der Sowjetunion seit 1993 nach Straubing und Umgebung – einer Stadt, die nahe an meinem Untersuchungsgebiet liegt (Scharrer 2019, S. 17–19; Schels 2021)[25]. Zudem sind auch in dieser Gegend Pflegekräfte aus osteuropäischen Ländern in Privathaushalten und als Dienstleister_innen, beispielsweise in der Tourismusbranche, oft saisonal, beschäftigt. In der untersuchten Region selbst arbeiten vereinzelt, in der Nähe des Untersuchungsgebietes hingegen zahlreiche, Menschen aus Ost- und Südosteuropa in großen landwirtschaftlichen Betrieben. Da die Lebens- und Arbeitsbedingungen migrantischer Arbeiter_innen nicht systematisch erfasst sind, sei auf verschiedene jüngere mediale Reporte darüber hingewiesen. Einem Bauernpaar in der der untersuchten Region benachbarten Kleinstadt Geiselhöring, Niederbayern, wurde beispielsweise vorgeworfen, eine Kommunalwahl im Jahr 2014 manipuliert zu haben. Das Paar hatte dafür, so die Anklage, seine rumänischen Arbeitskräfte instrumentalisiert. Es soll etwa 200 Stimmen im Namen der rumänischen Erntehelfer_innen bei dieser Wahl eingereicht haben. Dies hätte ein erfolgreiches Ergebnis für die Bäuerin, die bei der Wahl kandidierte, sichern sollen (DPA Deutsche Presseagentur 2020a). In einem anderen Beispiel wiesen Journalist_innen im Zuge der Corona-Pandemie auf sehr beengte und prekäre Wohnverhältnisse, in denen osteuropäische Arbeiter_innen leben, hin, wie es bei einem Schlachthof der Wiesenhof/PHW-Gruppe und deren Subunternehmen MF Gruppe in der Stadt Bogen, also im Untersuchungsgebiet, der Fall ist (Bayerischer Rundfunk 2020). In den angrenzenden Kommunen arbeiten mehrere Hunderte Erntehelfer_innen aus Bulgarien, Rumänien, der Ukraine und Ungarn,

25 Zur Jüdischen Gemeinde in Straubing nach dem Zweiten Weltkrieg vgl. auch: Haber, Naomi (2014): Naomi. Eine Jüdin aus Straubing erzählt. Der Holocaust – drei Generationen. Straubing: Attenkofer'sche Buchdruckerei.

von denen einige an Covid-19 erkrankten (DPA Deutsche Presseagentur 2020b). Aus diesen und ähnlichen Berichten ist abzulesen, dass ausländische Arbeitskräfte in Verhältnissen leben, die durchaus die Frage nahelegen, ob sie in einer Tradition von Leibeigenschaft und stark asymmetrischen Abhängigkeitsverhältnissen stehen.

Wie lässt sich nun NS-Zwangsarbeit in der Gegend charakterisieren?

2.2 NS-Zwangsarbeit im Untersuchungsgebiet

Um einen Einblick zu geben, worauf sich die Logiken des Erinnerns und Vergessens beziehen, sollen der Umfang des Zwangsarbeitseinsatzes abgemessen werden, wenn es mir wegen Überlieferungslücken auch nicht möglich ist, ihn umfassend darzustellen. Es bedürfte einer separaten Recherche, um Fakten zu Alltag und Bedingungen der NS-Zwangsarbeit in der Region systematisch und detaillierter aufzuzeigen.

Nach Durchsicht der Listen und meiner darauf basierenden Überschlagsrechnung wurden in den Nachkriegsjahren etwa 2.400 Zwangsarbeiter_innen, die während des Nationalsozialismus in den drei Landkreisen eingesetzt gewesen waren, von den lokalen Behörden erfasst.[26] Sehr wahrscheinlich sind in diesem Zusammenhang nicht alle ausländischen Arbeitskräfte gezählt worden. Auf diese Tatsache wies mich der Direktor des Staatsarchiv Landshut Martin Rüth hin (Interview Rüth, Martin 2.9.2020). Als sich viele ehemalige Zwangsarbeiter_innen nach der Gründung der EVZ um Auszahlungen bemühten und nachweisen mussten, dass sie während des Nationalsozialismus als Arbeitskraft eingesetzt gewesen waren, konnten für etwa 60–70 Prozent der Anfragen keine Nachweise im Staatsarchiv Landshut gefunden werden.[27]

In dieser Region lag die Zahl der Einwohner_innen im Jahr 1939, also direkt vor dem Zwangsarbeitseinsatz und vor oder zu Beginn des Zweiten Weltkrieges bei etwa 86.900[28] (Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich 1940, S. 13). In der Gegend waren Arbeitskräfte aus der ersten, zweiten und dritten Kategorie Spoerers eingesetzt. Zur ersten Kategorie zähle ich nichtjüdische Kroat_innen und Ungar_innen, deren Regierungen mit dem nationalsozialistischen Deutschland verbündet waren und Anwerbeabkommen abgeschlossen hatten und die

26 Teilbestand 2.1.1.3: Namenlisten der Bürgermeister, der Gemeinden, des Krankenhauses, der Pfarrverwaltung zur Erfassung der während des Zweiten Weltkriegs im Landkreis Bogen lebenden Ausländer, erstellt 1946 und 1947, Arolsen Archives, digitales Archiv.

27 Auch im Film „Szukając Emila – Looking for Emil" interviewe ich den ehemaligen Zwangsarbeiter Roman Stożek, der zwar Fotografien von seinem Einsatzort und der Dienstgeber_innen-Familie hat, dessen Name aber auf keiner der Listen auftaucht.

28 Dies ist die Summe der Einwohner_innenzahlen der Landkreise Bogen, Kötzting und Viechtach.

eingewilligt hatten, im Deutschen Reich eingesetzt zu werden (Spoerer 2001, S. 67; S. 84). Zur zweiten und dritten Gruppe, die das Gros der Zwangsarbeiter_innen im Untersuchungsgebiet ausmachten, zählen Kriegsgefangene aus Belgien, Frankreich und der Sowjetunion sowie zivile, nichtjüdische Arbeitskräfte aus Polen, Serbien, der Ukraine und generell der Sowjetunion. Vereinzelt sind niederländische und italienische Arbeitskräfte nachgewiesen.[29] Was sich allgemein für den Einsatz ziviler Zwangsarbeiter_innen konstatieren lässt, nämlich dass zu seinem Höhepunkt etwa ein Drittel Frauen waren, lässt sich nach einer groben Schätzung auch auf mein Untersuchungsgebiet übertragen. Insgesamt arbeiteten die ausländischen Arbeitskräfte in meinem Untersuchungsgebiet auch in kleinen Fabriken, etwa für die Papierfabrik Pfleiderer in Teisnach und für die regionale Eisenbahngesellschaft Regentalbahn, heute Länderbahn, für die ein „Ostarbeiterlager" dokumentiert ist.[30] In den von mir geführten Gesprächen ist allerdings ausschließlich Zwangsarbeit in landwirtschaftlichen Familienbetrieben Thema, die Mehrheit der Zwangsarbeiter_innen im Untersuchungsgebiet war im Agrarsektor eingesetzt. Auf den Bauernhöfen in der untersuchten Region lebten ausschließlich Zivilarbeiter_innen. Die belgischen und französischen Kriegsgefangenen waren der mündlichen Überlieferung nach – ich habe dafür keine schriftlichen Dokumente gefunden – in Arbeitskommandos in Gasthäusern untergebracht und bewacht. Sie gingen morgens auf die Bauernhöfe und kehrten abends in die kleinen Lager zurück. Die Informationen zu ausländischen Arbeitskräften, die in kleinen Betriebslagern und auf Bauernhöfen lebten, gehen aus Listen hervor, die sich in den Arolsen Archives und zu Teilen im Staatsarchiv Landshut befinden. Bei diesen in den Nachkriegsjahren von regionalen Amtsträgern angefertigten Aufzählungen ist zu berücksichtigen, dass die zugeschriebenen Nationalitäten nicht immer den Tatsachen entsprachen, so firmiert dieselbe Person mitunter als „ukrainisch", „russisch" und „sowjetisch" oder aber als „ukrainisch" und „polnisch". Ich werde in Kapitel 4.4 genauer auf Aktenbestände, die ich für diese Arbeit herangezogen habe, eingehen. Zudem weisen die Listen

29 Nach der Quellenlage waren Juden und Jüdinnen in meinem Untersuchungsgebiet nicht zur agrarischen Zwangsarbeit eingesetzt. Allgemein gelang es osteuropäischen Juden und Jüdinnen in Ausnahmefällen, sich erfundene, nichtjüdische Identitäten zuzulegen und dann als polnische_r oder ukrainische_r Zwangsarbeiter_in zu überleben. Ein Beispiel ist Sally Dragon, die als polnische Jüdin verfolgt wurde, sich als nichtjüdische Polin ausgeben konnte und auf einem Bauernhof in Österreich Zwangsarbeit leistete: _erinnern.at_/OEAD. Agentur für Bildung und Internationalisierung (2018): www.weitererzaehlen.at/interviews/sally-dragon (Abfrage: 17. 8. 2020); archiviert in United States Holocaust Memorial Museum, The Jeff and Toby Herr Oral History Archive, RG-50.060.0013. Phoenix Holocaust Survivors' Association; Cline Library of Northern Arizona University 1989.

30 Staatsarchiv Landshut, BezA/LRA Viechtach 11487/I und II Meldekarten Zwangsarbeiter_innen.

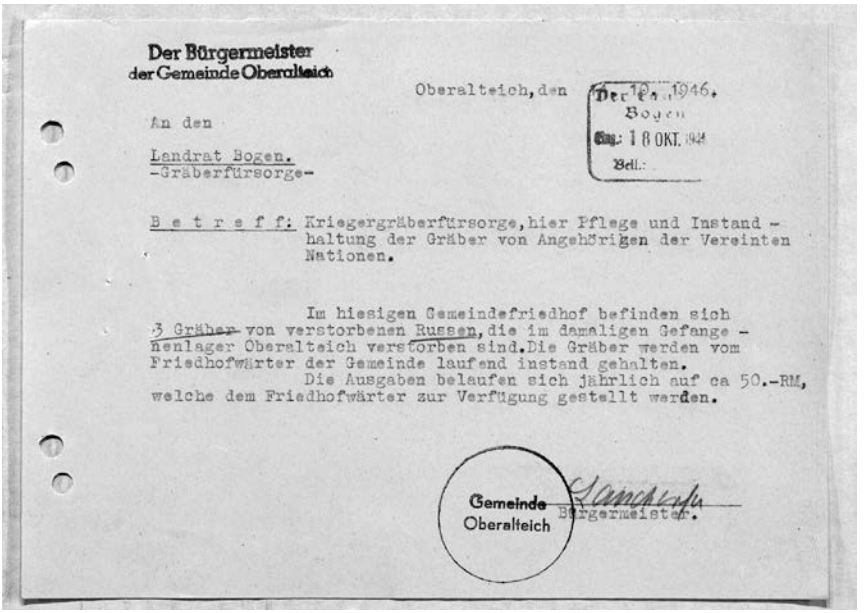
aus den Arolsen Archives auf verhältnismäßig viele verstorbene Säuglinge polnischer oder ukrainischer Nationalität hin. Es wurden für die Jahre 1943–45 206 von Zwangsarbeiterinnen neugeborene Kinder registriert, von denen 134 starben. Es ist sehr naheliegend, dass die Kinder wegen gezielter und von deutschen Behörden und Personal zu verantwortender Vernachlässigung und Unterernährung nicht überlebten.[31] Auch wenn die Einsicht in verschiedene Akten, etwa in den Arolsen Archives, einen Eindruck über die Systematik der NS-Zwangsarbeit im Untersuchungsgebiet ermöglicht, würden sie es nicht erlauben, ihre Strukturen in der Region *detailliert* darzulegen. Selbst mit dem ausschließlichen Ziel, die NS-Zwangsarbeit in der Gegend zu rekonstruieren, wäre dies sehr wahrscheinlich nur mit Defiziten möglich. Im Ort Steinburg bei Bogen ist ein Kriegsgefangenen-Stammlager dokumentiert. Die Bezeichnung dafür ist manchmal Stalag (Stammlager) 383/Z, manchmal Stalag 385. Die Region war dem Wehrkreis XIII Nürnberg zugeordnet.[32] Ich konnte, abgesehen von wenigen Hinweisen, keine Informationen zu dem Lager finden. Der Bogener Stadtarchivar Klaus Gras hatte mich darauf aufmerksam gemacht (vgl. Kapitel 5.5). Der ehemalige sowjetische Kriegsgefangene Wassilij Maschtschenko erwähnt seine Haft in diesem Stalag (KONTAKTE-KOHTAKTbI e. V./Stratievski 2008, S. 13), und es existiert ein kurzes Schreiben der Gemeinde Oberalteich bei Bogen, in dem 1946 bestätigt wird, dass die Gemeinde drei Gräber für verstorbene russische Insassen pflegen lässt (vgl. Abbildung 1).[33] Auch bei einer Recherche im Bundesarchiv-Militärarchiv in Freiburg wurde ich nicht fündig. Es ist möglich, dass es in irgendeiner Form wirtschaftliche Beziehungen zwischen den Inhaftierten, auch den sowjetischen, und dem Umfeld gab.

31 Teilbestand 2.1.1.3: Namenlisten der Bürgermeister, der Gemeinden, des Krankenhauses, der Pfarrverwaltung zur Erfassung der während des Zweiten Weltkriegs im Landkreis Bogen lebenden Ausländer, erstellt 1946 und 1947, Arolsen Archives, digitales Archiv.

32 National Archives Washington DC, RG_331_SHAET_Location of PW Camps; auch: Liste der Stammlager und Offizierslager, 2.2.5.1, 82362649, Arolsen Archives, digitales Archiv.

33 Staatsarchiv Landshut Rep 164/1 LRA Bogen 4157.

Abbildung 1: Nachweis über begrabene Russen in der Nähe des Stalags; Staatsarchiv Landshut Rep 164/1 LRA Bogen 4157, Jahr: 1946; Reproduktion



Der Bürgermeister
der Gemeinde Oberalteich

Oberalteich, den 10. 1946.

An den

Landrat Bogen.
-Gräberfürsorge-

Bogen
Eing.: 18 OKT. 1946
Bell.:

B e t r e f f: Kriegergräberfürsorge, hier Pflege und Instand - haltung der Gräber von Angehörigen der Vereinten Nationen.

Im hiesigen Gemeindefriedhof befinden sich 3 Gräber von verstorbenen Russen, die im damaligen Gefange - nenlager Oberalteich verstorben sind. Die Gräber werden vom Friedhofwärter der Gemeinde laufend instand gehalten.
Die Ausgaben belaufen sich jährlich auf ca 50.-RM, welche dem Friedhofwärter zur Verfügung gestellt werden.

Gemeinde Oberalteich

Bürgermeister.

2.3 Regionale Forschung und Erinnerung an NS-Zwangsarbeit im Untersuchungsgebiet

Wie in der Einleitung dargelegt, gibt es zahlreiche Initiativen zur Geschichtsschreibung über und Erinnerung an NS-Zwangsarbeit. In den von mir untersuchten sowie umliegenden Landkreisen waren und sind es noch immer wenige Projekte, die NS-Zwangsarbeit thematisieren. Ein Beispiel sind die Radiosendungen, Filme, Buchveröffentlichungen und Lesungen Thomas Muggenthalers (2007; 2010; Mocellin/Muggenthaler 2014) sowie die dadurch initiierten Installationen dreier Gedenksteine, die hingerichteten Zwangsarbeitern, nämlich Zygmunt Marzec, Tomasz Wolak und Józef Trzeciak, gewidmet sind. So errichtete die Partei „Die Grünen" in Nittenau, Oberpfalz, zunächst ein Gedenkkreuz (Marterl) für Zygmunt Marzec und ersetzte es später durch einen Gedenkstein (Mistol 2015; Mittelbayerische 2015). Der lokale Trachtenverein Adlkofen in Niederbayern stellte ebenfalls ein Marterl in Erinnerung an Tomasz Wolak auf (Historischer Verein für Niederbayern e. V. 2013). Das Erinnerungszeichen für Józef Trzeciak liegt in Zachenberg, wo er gehenkt wurde und damit als einziges in meinem Untersuchungsgebiet. Die Gemeinde initiierte es 2012, zudem feierte die katholische Gemeinde in Gedenken an Trzeciak einen Gottesdienst (Bayerischer Rundfunk 2012; Katholische Pfarrgemeinde St. Laurentius Ruhmannsfelden 2012).

Zwei Jahre zuvor hatte eine Schulklasse einer Mittelschule in der untersuchten Region zu einer Beziehung zwischen einem französischen Zwangsarbeiter und einer deutschen Frau in Rechertsried recherchiert.[34]

Eine weitere Initiative der Germanistin und Slawistin Hana Pfalzová sammelte in der Umgebung in den Nullerjahren gemeinsam mit christlichen Organisationen finanzielle Unterstützungsleistungen, auch für die medizinische Versorgung, ehemaliger Zwangsarbeiter_innen auf der Krim (Pax Christi/Arbeitsgemeinschaft für ehemalige ZwangsarbeiterInnen im Evangelischen Bildungswerk/Schiessl/Wittl 2003). Um das Jahr 2010 thematisierte die „Projektgruppe Zwangsarbeit" Zwangsarbeit in der Oberpfalz mit dem Fokus auf einen regionalen Standort Friedrich Flicks. Daran anschließend unterstützte die Projektgruppe die Erarbeitung weiterer Ausstellungen in umliegenden Städten und fokussierte auf ländliche Gesellschaft (Projektgruppe Zwangsarbeit e. V. 2016). Der SPD-Arbeitskreis Labertal in Laberweinting, Niederbayern, organisierte Vorträge und veröffentlichte 2011 ein Heft zu einer „Ausländerkinder-Pflegestätte", in der 64 Kinder so vernachlässigt wurden, dass sie starben.[35] Die KZ-Gedenkstätte Flossenbürg liegt als überregionaler und transnationaler Erinnerungsort mit seinen Ausstellungen und Bildungsprogrammen – mit einer eine Stunde 40 Minuten dauernden Autofahrt – ebenfalls in erreichbarer Nähe. Um nun der Frage nachzugehen, nach welchen Logiken NS-Zwangsarbeit in dieser Gegend gegenwärtig erinnert und vergessen wird, werde ich zunächst, basierend auf vorhandenen Konzepten, eine Theorie des sozialen Erinnerns und Vergessens in ländlicher Gesellschaft, modellieren.

34 Klasse 6 a der Mittelschule Viechtach (2010): Skandal in den letzten Jahren des 2. Weltkriegs in Rechertsried. Spurensuchen. Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten 2010.

35 In diesen „Ausländerkinder-Pflegestätten" wurden die Neugeborenen generell häufig gezielt so lange vernachlässigt, bis die Kinder starben, vgl. z. B.: Schwarze, Gisela (1997): Kinder, die nicht zählten. Ostarbeiterinnen und ihre Kinder im Zweiten Weltkrieg. Essen: Klartext sowie Woldan-Prieler 2023.

3. Theoretische Konzepte

3.1 Kulturelles Gedächtnis, Erinnerungsort und kommunikatives Gedächtnis

Jan Assmann entwickelte in Anlehnung an das kollektive Gedächtnis nach Maurice Halbwachs, das im folgenden Unterkapitel noch genauer thematisiert werden wird, und am Beispiel antiker Gesellschaften das kulturelle Gedächtnis, mit dessen Hilfe Vergangenheit rekonstruiert und belebt wird. Assmann führt aus, dass das Selbstbild einer Gesellschaft durch den Rückblick und damit einhergehend durch die Vorstellung von der kontinuierlichen Existenz der Gruppe entstehe (Assmann, J. 1992, S. 40). Eine Gesellschaft offenbart sich durch ihre Überlieferung: „Welche Vergangenheit sie darin sichtbar werden und in der Wertperspektive ihrer identifikatorischen Aneignung hervortreten läßt, sagt etwas aus über das, was sie ist und worauf sie hinauswill" (Assmann, J. 1988, S. 16). Der Akt des Erinnerns sei die „Einhaltung der sozialen Verpflichtung" (Assmann, J. 1992, S. 30) und Identität stiftend für eine Gruppe. Ihre kollektive Identität werde durch die „symbolisch vermittelte Gemeinsamkeit" oder „kulturelle Formation", also Mythen, Lieder, Tänze, Texte, Bilder, Kleider, Rituale manifestiert, sie bezieht sich auf eine absolute Vergangenheit (ebd., S. 89) und wird über Generationen hinweg aufrechterhalten (ebd., S. 139). Zentral für das kulturelle Gedächtnis ist, dass diese Symbole *wiederholt* gesungen, getanzt, betrachtet, inszeniert usw. werden (ebd., S. 89). Zudem ist es stark geformt und vergleichsweise alltagsfern. Nimmt in einer Gesellschaft die Schriftlichkeit zu und kanonisiert sich ihre Kultur, sind es Expert_innen, also Gelehrte, die diesen Kanon rezipieren und in ihn einweisen, die flexibleren Formen wie Mythen, Lieder etc. müssen nicht mehr zwanghaft wiederholt werden (ebd., S. 91–103). Das kulturelle Gedächtnis ist also organisiert (Assmann, J. 1988, S. 14), auch die Kommunikation darüber wird, beispielsweise in Form von Begehungen und Rezitationen (ebd., S. 12), gestaltet. Zudem schafft es Verbindlichkeit für die Mitglieder der Gruppe, die an diesem Gedächtnis teilhaben (ebd., S. 14). Wegen seiner Geformtheit weist das kulturelle Gedächtnis mehr Nähe zum „lieu de mémoire", dem Erinnerungsort nach Pierre Nora, auf. Mit der Entstehung eines „modernen Gedächtnisses" (Nora 1996, S. 9) – im Gegensatz zu einem Gedächtnis, das sich durch face-to-face-Kommunikation entwickelte und an eher ländliche Gesellschaften gebunden war – entstehen laut Nora auch Erinnerungsorte (ebd., S. 1). Nora konstatiert, dass ländliche Gesellschaften in Frankreich verschwunden wären – dies ist allerdings eine Ansicht, die ich weder für Frankreich noch Deutschland teile. Der Begriff des Erinnerungsortes ist als Metapher sowohl für materielle als auch immaterielle Orte mit symbolischer Funktion, in denen sich kollektive Erinnerung

kristallisiert, zu verstehen. Diese Orte erlangen ihre Bedeutung erst durch Bezüge und ihre Stellungen in „sich immer neu formierenden Konstellationen und Beziehungen". Die Bedeutung von Erinnerungsorten entsteht also in sozialen, kulturellen und imaginären Räumen (François/Schulze 2001, S. 17–18). Zudem sind Erinnerungsorte nach Nora auf die Nation bezogen.

Das weniger ritualisierte und weniger geformte Gedächtnis einer Gesellschaft bezeichnet Jan Assmann als kommunikatives Gedächtnis. Dabei handelt es sich um eine Art gesellschaftliches Kurzzeitgedächtnis, das sich maximal auf bis zu vier Generationen und die vergangenen hundert Jahre bezieht. Zeitzeuginnen und Zeitzeugen rekonstruieren diese Vergangenheit, die sie selbst noch erlebt haben und von der sie erzählen können. Die Erinnerung wird durch das alltägliche Hörensagen weitergegeben, entsteht im Alltag und ist nicht durch Rituale und Zeremonien geformt (Assmann, J. 1988, S. 11). Assmann nimmt dabei Bezug auf verschiedene Soziologen, zitiert etwa Thomas Luckmanns Begriff des „kommunikativen Haushaltes" (2007, S. 291–292; Luckmann, T. 1987, S. 41, zit. n. Assmann, J. 1988, S. 10), aus dem sich diese Form des Gedächtnisses speist. Innerhalb dieses „Haushalts" ist dieses Gedächtnis vergleichsweise beliebig, die Rollen der miteinander Interagierenden können vertauscht werden: Wer gerade noch eine Anekdote erzählte, ist möglicherweise schon im nächsten Moment die_der Zuhörer_in (Assmann, J. 1988, S. 10–11). Das Familiengedächtnis, also Erinnerungen, die innerhalb der Familie tradiert werden, und das ebenfalls durch Interaktion entstehende autobiografische Gedächtnis sind die typischen Ausformungen des kommunikativen Gedächtnisses (Assmann, J. 1988, S. 9–19; Assmann, J. 1992, S. 53–56; Welzer 2002). Kulturelles und kommunikatives Gedächtnis können in modernen Gesellschaften jedoch nicht voneinander getrennt betrachtet werden (Classen 2012, S. 304–308; Sebald/Weyand 2011, S. 178). So haben beispielsweise Fernsehen und Internet Erinnerungskultur maßgeblich verändert – beide Medien kanonisieren Erinnerungen und prägen kulturelles Gedächtnis, sie beeinflussen aber gleichermaßen das kommunikative Gedächtnis. Gerade digitale Kommunikation ist alltäglich, über sie wird auch face-to face gesprochen, sie unterliegt permanenter Modifikation. Gleichzeit „vergisst das Internet nichts" und formt Rituale mit. Die Vermischung von kulturellem und kommunikativem Gedächtnis sowie seine Vermittelheit über verschiedenste Medien ist beispielsweise an Gedenktagen gut zu beobachten.[36] Zudem ist das Erinnern

36 Ich möchte drei Beispiele dafür nennen: So formiert digitale Kommunikation sowohl kulturelles als auch kommunikatives Gedächtnis, dies ist etwa bei Online-Zeitzeug_innen-Archiven wie dem Archiv „NS-Zwangsarbeit 1939–1945" der Fall, www.zwangsarbeit-archiv.de/ (Abfrage: 22. 8. 2020). Ein weiteres Beispiel dafür, wie sich Rituale, beispielsweise die Erinnerung an das damals 70jährige Kriegsende, und digitale Kommunikation überschneiden können, sind die Tweets unter dem Namen „Heute vor 70 Jahren" https://twitter.com/digitalpast?lang=de (Abfrage: 9.8.2016). Flüchtigkeit der gesprochenen Sprache oder „schneller" Posts und Chats werden durch Langzeitspeicherung und durch

mittels digitaler Kommunikation durch einen hohen Grad an Interaktion gekennzeichnet und wird nicht, wie von Jan Assmann für das kulturelle Gedächtnis konstatiert, allenfalls ganz am Rande, durch Expert_innen, die andere einweisen, zelebriert und/oder rezipiert. Auch auditive und videografierte Interviews prägen sowohl kulturelles als auch kommunikatives Gedächtnis (vgl. auch Kapitel 3.5.1). Prototypisch für kulturelles Gedächtnis einer Großgruppe, ist, folgen wir Jan Assmann und Nora, beispielsweise ein nationales Denkmal. Doch auch in diesem Fall lässt sich fragen: Wie entsteht ein Denkmal? Wer entscheidet über dessen Errichtung? Wie wird es genutzt? Darüber hinaus gilt es zu erkunden, zu welchen Interaktionen es in diesem Zusammenhang kommt, wer überhaupt in ein kulturelles Zentrum fährt, um dort zu gedenken und/oder sich zu informieren. Wer modifiziert das Denkmal, wer beschädigt es und wer zerstört es wieder? Zudem sollte danach gefragt werden, wer die Großgruppe oder Nation ist, die ein kulturelles Gedächtnis trägt. Jan Assmanns Konzept des kulturellen Gedächtnisses, das vielfach, auch außerhalb der Wissenschaft, verwendet wurde und wird, ist in den Disziplinen Zeitgeschichte und Soziologie auch wegen seiner Vernachlässigung dieser Fragen kritisiert worden. So unterzieht Lutz Niethammer (2000) den von Jan Assmann – allerdings nicht ausschließlich von ihm – verwendeten Begriff der „kollektiven Identität" einer Prüfung. Das Konzept und damit verbunden das „kulturelle Gedächtnis" wurden wegen seines essentialistischen Verständnisses von Identität mehrfach beanstandet (Denschlag 2017, S. 47–50; Siebeck 2013). Ulrike Weckel (2012, S. 36–38) bezieht sich nicht ausschließlich auf Jan Assmann, aber auf die Memory Studies und den Begriff des kollektiven Gedächtnisses (vgl. dazu Kapitel 3.2.1) generell, wenn sie schreibt, dass eine genaue Analyse von Rezeption geformter Erinnerung und der „Eigensinn" von Menschen" in vielen Studien zu Gedächtnissen keine oder zu wenig Berücksichtigung finde. Jürgen Schraten (2011, S. 41) kritisiert wiederum die, vor allem von Lutz Niethammer geäußerte, Kritik und stellt heraus, dass Identität ein Begriff, dessen Aufkommen an Komplexität [in Gesellschaften] geknüpft, also an das „Bewusstsein von Mehrwertigkeit und Instabilität" geknüpft sei. „Soziale Kollektive und gesellschaftliches Handeln" könne nur über Formen symbolischer Vermittlung zustande kommen (ebd., S. 39).

Jan Assmanns (1988, S. 15) kulturelles Gedächtnis weist ohnehin Elemente auf, die nicht essentialistisch-statisch sind. So sieht er Reflexivität als Bestandteil des kulturellen Gedächtnisses. Durch beispielsweise Kritik, Zensur, Kanonisierung nehme es auf sich selbst Bezug und es reflektiere das Selbstbild der Gruppe. Assmann nimmt in diesem Zusammenhang nicht zuletzt Bezug auf Pierre Bourdieu. Bis zu einem gewissen Grad widerspricht er, der kommunikatives und

das Getragen-werden von Institutionen Teil des kulturellen Gedächtnisses. Auch in der schulischen und außerschulischen Bildung können zeitgeschichtliche Inhalte gleichzeitig kommunikativ durch die Lehrenden und geformt-kultureller vermittelt werden.

kulturelles Gedächtnis vergleichsweise hermetisch unterscheidet, sich an dieser Stelle selbst: Er führt „Sprichwörter", „Lebensregeln" und „Umdeutungen" mit Bezug auf Bourdieu (ebd.) im Rahmen seines Entwurfs des kulturellen Gedächtnisses an – aber gerade sie sind gemäß der Assmannschen Typologie *nicht* typisch für das kulturelle, sondern vielmehr für das kommunikative, ungeformte Gedächtnis – oder kommen zumindest in beiden Formen vor. Auch werde kulturelle Identität durch das sich Distinguieren – ein Begriff, den Assmann ebenfalls von Bourdieu übernimmt – geprägt (Assmann, J. 1992, S. 156).

Es gibt, um aktuelle Erinnerungsprozesse in den Blick zu nehmen, mehrfach die Forderung, die *Praxis* des Konstruierens eines Gedächtnisses zu analysieren und soziologische Kategorien für funktional differenzierte, moderne Gesellschaften zu entwickeln (Olick 2010; Sebald/Weyand 2011, S. 178; S. 180–183), denn der „interaktionale Kontext" und die soziale Situiertheit des Verfertigens von Erinnerung" (Langenohl 2002, S. 256) ebenso wie die Prozessualität des Erinnerns werde in Assmanns Ansatz vernachlässigt. „Der soziale Konflikt und seine Austragungsmodi" seien jedoch „die entscheidende Variable kultureller Erinnerung" (ebd., S. 256–257). Um nun den gegenwärtigen, interaktiven und häufig konfliktbehafteten *Prozess* des Erinnerns zu analysieren, schlägt Dariuš Zifonun (2011, S. 206) vor, die wissenssoziologischen Grundlagen nach Peter L. Berger und Thomas Luckmann (1974) heranzuziehen. So sollen im Folgenden soziologische Einsprengsel, die Assmanns Theorie aufweist, ausgeweitet werden. Ich werde also soziologische Konzepte zu Gedächtnis, zu Alltagswelt, gesellschaftlichem Wissen und sozialem Gedächtnis vorstellen und für die vorliegende Arbeit zusammenfügen. Zunächst gehe ich aber auf das „kollektive Gedächtnis" ein, auf das auch Assmann ausführlich Bezug genommen hat.

3.2 Soziologische Konzepte zu Gedächtnis und gesellschaftlichem Wissen in der Alltagswelt

3.2.1 Kollektives Gedächtnis

In der Diskussion zu Gedächtnistheorien wird häufig der Begriff des kollektiven Gedächtnisses Maurice Halbwachs', das er in den 1920er und 1930er Jahren entwickelte, zitiert. Nach Halbwachs ist individuelle Erinnerung gesellschaftlich geprägt und sozial gerahmt; es sei nicht unterscheidbar, was individuelle und was gesellschaftliche Erinnerung sei (Halbwachs 1985, S. 364). Er machte den *rekonstruktiven* Charakter von Erinnerung deutlich: So ist weder „Wahrnehmung ohne Erinnerung" noch „Erinnerung ohne Wahrnehmung" (ebd., S. 363–364) denkbar. Das kollektive Gedächtnis wird von einer zeitlich und räumlich begrenzten Gruppe getragen (Halbwachs 1991, S. 73), aber jedes Individuum ist Mitglied verschiedener Gruppen, also beispielsweise einer bestimmten Schulklasse, eines

bestimmten Vereins, einer bestimmten Berufsgruppe und so weiter. Die Gedächtnisse dieser Gruppen unterscheiden sich. Und auch in diesem Punkt wandte sich Halbwachs bereits gegen ein essentialistisches Verständnis des kollektiven Gedächtnisses: Ein Kollektiv an sich verfügt nicht über ein Gedächtnis. Dennoch versichern sich die Individuen einer Gemeinschaft gegenseitig ihrer Erinnerungen und konstruieren dadurch die Vergangenheit „mit Hilfe von der Gegenwart entliehenen Gegebenheiten" (Halbwachs 1991, S. 55–56), kollektives Gedächtnis ist „interaktionsbasiert" (Sebald/Dimbath/Leonhard/Rauer/Chmelar/Berek/Haag/Heinlein 2020, S. 6). Wer daran teilhat, bezeugt seine Zugehörigkeit zu dieser Gruppe und wird von den anderen Mitgliedern akzeptiert.

> *„In dem Augenblick, in dem die Gruppe auf ihre Vergangenheit zurückblickt, fühlt sie wohl, dass sie dieselbe geblieben ist und wird sich ihrer zu jeder Zeit bewahrten Identität bewußt."* (Halbwachs 1991, S. 74)

Je kleiner eine Gruppe, desto verbindlicher wird die Erinnerung, das kollektive Gedächtnis ist ein „Bild der Ähnlichkeiten". So ist auch persönlichste Erinnerung im Halbwachs'schen Verständnis durch die Kommunikation und die Interaktion innerhalb einer Gruppe, der das Individuum[37] angehört, beeinflusst (ebd., S. 76). Das kollektive Gedächtnis formiert sich entlang zeitlicher Einteilungen und Rhythmen, entlang von Kalendern und Feiertagen, wie Jan Assmann (1992, S. 39) das auch für das kulturelle Gedächtnis wieder aufnimmt. Es wird in der *Gegenwart* durch Rekonstruktion des Vergangenen geschaffen (ebd. S. 40). Das kollektive Gedächtnis ist funktional – es bietet der Gruppe Orientierung für die Zukunft (Sebald et al. 2020, S. 6). Die *gegenwärtigen* Rahmen und Sinnhorizonte, die das kollektive Gedächtnis bestimmen, verweisen bereits darauf, was kommen wird (Assmann, J. 1992, S. 42).

Nachdem nun der Klassiker der soziologischen Gedächtnisforschung, das kollektive Gedächtnis, vorgestellt wurde, möchte ich Zifonuns Forderung weiter nachgehen und die genannten Gedächtniskonzepte um ein wissenssoziologisches Verständnis erweitern. So soll zunächst grundlegend dargelegt werden, wie gesellschaftliches Erinnern im Alltag oder in der Alltagswelt – diese beiden Begriffe verwende ich synonym – funktionieren.

3.2.2 Individuum, Subjekt und alltagsweltliches, gesellschaftliches Wissen

Nach Peter L. Berger und Thomas Luckmann beeinflussen drei Elemente die Beziehung zwischen Individuum und gesellschaftlicher Wirklichkeit: „Der Mensch"

37 Auf die Begriffe „Individuum" und „Subjekt" werde ich im folgenden Unterkapitel eingehen.

stellt die gesellschaftliche Wirklichkeit her. Sie wird von ihm als *objektiv* erlebt und er_sie ist gleichzeitig Produkt dieser „gesellschaftlichen Wirklichkeit". Mit anderen Worten bedeutet dies: Individuen externalisieren Wissensinhalte und konstituieren damit diese Realität, gleichzeitig internalisieren sie sie von klein auf (Berger/Luckmann 1974, S. 65). Aber *wie* stellen Menschen diese Realität her? Bevor ich mich der von Berger und Luckmann konzipierten Alltagswelt und ihrer Rolle für gesellschaftliches Erinnern nähere, sollen an dieser Stelle die Begriffe „Individuum", „Subjekt" und „Person" voneinander abgegrenzt werden, da ich sie im Laufe dieses Kapitels in Rückgriff auf verschiedene Autor_innen immer wieder nennen werde. Was ist also ein Individuum? Ein Organismus der „Gattung Mensch", also der_die Einzelne, ist mit Christian Kupke (2007, S. 7) gesprochen ein Individuum. Berger, Luckmann und auch Schütz verwenden den Begriff „Subjekt" kaum, der Ausdruck „erfahrende[s] Subjekt" ist in den „Strukturen der Lebenswelt" von Luckmann und Schütz (2017, S. 149) eine Ausnahme. Allerdings schreiben sie in ihren Ausarbeitungen von „*subjektiver* Zeit" (ebd., S. 89), „*subjektivem* Wissensvorrat" (ebd., S. 331) und „*subjektivem* Bewußtsein" (ebd., S. 144). Das hier postulierte „Bewußtsein" kommt dem, was ideengeschichtlich, vor allem bei Edmund Husserl[38], als Subjekt verstanden wird, am nächsten (Knoblauch 2004, S. 12). Nach Johannes Kniffki und Dariuš Zifonun (2014, S. 199) ist ein Subjekt zu intentionalen Bewusstseinsleistungen in der Lage, unterscheidet zwischen sich und seiner Umwelt und greift zielgerichtet in diese Umwelt ein – es handelt also. Dieses Verständnis erweitere ich um mehrere Gedanken: Für das Subjekt hat sein Handeln eine bestimmte Bedeutung (Hitzler 2012; 2014, S. 136). Zudem steht Subjektivität „im Dienste" der Individualität, sie ist ein Recht, das eingefordert werden kann (Kupke 2007, S. 10). Ausgehend von diesen Überlegungen füge ich hinzu, dass das Subjekt einen zeitlich strukturierten Entwurf von sich selbst hat und Sinnzuschreibungen und Handlungen mit dieser temporalen Vorstellung abstimmt. Zudem ist das abstrakte Verständnis von Subjekt mit einem Akzent auf Autonomie und Freiheit, wie Christian Kupke (2007, S. 10) schreibt, für meine Analyse mündlichen Erinnerns von Bedeutung. Ich lege also meiner Arbeit ein idealtypisches Subjektverständnis mit einem starken Akzent auf Autonomie und Urheberschaft zugrunde.

Fußnote 37: Da der thematische Gegenstand dieses Buches Erinnerung an nationalsozialistische Verbrechen ist, sei hier auf die nationalsozialistische Verfolgung mehrerer Philosoph_innen und Soziolog_innen, auf die ich mich beziehe, hingewiesen: So waren Edmund Husserl, Alfred Schütz und Peter L. Berger gebürtige österreichische Juden. Husserl wurde in den 1930er Jahren als bereits emeritierter Professor in Freiburg/Br. die Lehrtätigkeit an der Universität verboten, er starb 1937 an einer Krankheit. Sein einstiger Assistent und Kollege Martin Heidegger trat im April 1933 das Amt als Rektor dieser Universität an,

38 Fußnote 37: siehe Kasten.

wenige Tage später trat Heidegger in die NSDAP ein. Schütz' und Bergers Flucht vor ihrer Verfolgung nach der nationalsozialistischen Machtergreifung führte sie in die USA, nachdem Berger zunächst nach Palästina geflüchtet war.

Maurice Halbwachs' Söhne beteiligten sich an der Résistance in Frankreich. Der Katholik Halbwachs war mit Yvonne Basch, die Jüdin war, verheiratet. Als die Widerstandshandlungen der Söhne bekannt wurden, wurde auch Halbwachs verhaftet und später in das KZ Buchenwald deportiert, wo er im März 1945 starb.

Karl Mannheim, geboren in Budapest, und sein Assistent Norbert Elias, geboren in Breslau/Wrocław (vgl. Kapitel 3.5.2 und 6.2) waren deutschsprachige Juden. Beide mussten nach der Machtübergabe an die NSDAP nach Großbritannien fliehen. Auch der deutsche Philosoph Ernst Cassirer (vgl. Kapitel 6.6.4) war Jude und war aus demselben Grund zur Flucht nach Großbritannien gezwungen. Ebenso verließ die jüdische Philosophin Hannah Arendt (vgl. dieses Kapitel) Deutschland in Richtung Frankreich und später USA, um ihrer Verfolgung und möglichen Ermordung zu entgehen.

Thomas Luckmanns Biografie zur Zeit des Nationalsozialismus scheint nach den oberflächlichen Informationen, die ich gefunden habe, kompliziert: Er wurde 1927 in Slowenien geboren, seine Mutter war Slowenin, sein Vater deutschsprachiger Österreicher. 1942 wurde sein Vater „von Kommunisten erschossen". Generell wurden Slowen_innen im Nationalsozialismus verfolgt oder waren von Verfolgung bedroht, viele von ihnen mussten Zwangsarbeit leisten und waren im Nationalsozialismus einer drastischen Germanisierungspolitik ausgesetzt (Spoerer 2001, S. 69). Luckmann selbst meldete sich 1944 zur Luftwaffe und war als Flakhelfer eingesetzt.

Zu den Biografien: Die meisten Biografien wurden in diesem Online-Lexikon recherchiert: Karl-Franzens-Universität Graz, Institut für Soziologie, Archiv für die Geschichte der Soziologie in Österreich (o. J.): 50 Klassiker der Soziologie. Zur Drucklegung dieses Buches war dieses Online-Lexikon der Karl-Franzens-Universität Graz jedoch nicht abrufbar. Informationen zu den Biografien sind hier zu finden: Landesarchiv Baden-Württemberg. Detailseite Husserl, Edmund (o. J.) www.leo-bw.de/web/guest/detail/-/Detail/details/PERSON/kgl_biographien/118555006/biografie (Abfrage: 23.8.2020); Universität Konstanz. Sozialwissenschaftliches Archiv (o. J.) Schütz, Alfred, www.kim.uni-konstanz.de/soz-archiv/archivbestaende/bestaende-a-z/schuetz-alfred/ (Abfrage: 1.3.2023). Universität Konstanz. Sozialwissenschaftliches Archiv Konstanz (2017): Nachruf Peter L. Berger, www.kim.uni-konstanz.de/soz-archiv/aktuelles/nachrufe/nachruf-peter-l-berger/ (Abfrage: 1. 3. 2023). Association Française Buchenwald Dora et Kommandos (o. J.): Maurice Halbwachs 1877–1945, www.asso-buchenwald-dora.com/maurice-halbwachs-1877–1945/ (Abfrage: 1.3.2023); Universität Konstanz. Sozialwissenschaftliches Archiv (o. J.): Mannheim, Karl: https://www.kim.uni-konstanz.de/soz-archiv/archivbestaende/bestaende-a-z/mannheim-karl/ (Abfrage: 1.3.2023). Centre Norbert Elias. L'École des Hautes Études

en Sciences Sociales Campus Marseille (o. J.): About Norbert Elias, www.centrenorbertelias.cnrs.fr/language/en/home-en/about-norbert-elias/ (Abfrage: 1.3.2023). Imwolde, Janca (2014): Ernst Cassirer 1874–1945, in: Deutsches Historisches Museum, LeMo Lebendiges Museum Online, 14.9.2014, www.dhm.de/lemo/biografie/ernst-cassirer (Abfrage: 9.1.2021); FemBio. Institut für Frauen-Biographieforschung Hannover/Boston (o. J.): Hannah Arendt, www.fembio.org/biographie.php/frau/biographie/hannah-arendt/, korrigiert am 29.11.2020 (Abfrage: 22.1.2021). Biografie von Thomas Luckmann (2007), https://wiki.studiumdigitale.uni-frankfurt.de/SOZFRA/index.php?title=Biographie_von_Thomas_Luckmann, zuletzt verändert 2007 (Abfrage: 23.8.2020).

Pierre Bourdieu (2018, S. 79–96) soll in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt bleiben, denn er wendet sich mit der Entwicklung seines Habituskonzepts (vgl. dazu Kapitel 3.2.6) und der Analyse der „feinen Unterschiede" der Klassen von einem Verständnis eines rational und frei handelnden Subjekts sehr entschieden ab. So betitelt er das entsprechende Kapitel mit „Die imaginäre Anthropologie des Subjektivismus". Das Spannungsfeld, in dem sich Subjekt und Habitus bewegen, ist die Grundierung der vorliegenden Arbeit; in Kapitel 3.3 werde ich näher und expliziter darauf eingehen. Eine *Person* wiederum stehe laut Ronald Hitzler (2012) im Zusammenhang mit ihrer Außenwelt, sie verweise auf andere. Bei der Person sei ihre gesellschaftliche Rolle oder ihr Amt wesentlich.

Doch um zur eigentlichen Frage dieses Kapitels zurückzukehren: Wie werden Alltagswelt und generell Wirklichkeit geschaffen? Die Konstruktion der Realität beginnt im Alltag oder in der „Alltagswelt". Die Alltagswelt ist nach Berger und Luckmann (1974, S. 24) die Realität „par excellence". Sie ist „einfach da – als selbstverständliche, zwingende Faktizität" (ebd., S. 26). Sie umgibt das Hier des Körpers und das Jetzt der Gegenwart (ebd., S. 25), sie ist, wie auch das kollektive Gedächtnis, räumlich und zeitlich strukturiert (ebd., S. 27). Die Zeitstruktur der Alltagswelt ist mit der Biografie verbunden, „sie legt sich (…) über den ganzen Lebenslauf" (ebd., S. 30–31). Zudem teilen Menschen ihre Alltagswelt mit anderen Menschen, sie ist intersubjektiv (ebd., S. 25). Die Kommunikation face-to-face – oder vis-à-vis, wie Berger und Luckmann schreiben – ist der „Prototyp aller gesellschaftlichen Interaktion" (ebd., S. 31). Sprache ist es, die das „Hier und Jetzt" überspringen (ebd., S. 41) und Symbole, beispielsweise religiöse, in die Alltagswelt holen kann (ebd., S. 42). Zusammenfassend gesagt, sind Alltagswelt und auch das *alltägliche Erinnern*, wie ich es nennen werde, also räumlich und zeitlich strukturiert, intersubjektiv, und es geschieht routiniert, ohne dass Subjekte es in ihr Bewusstsein holen würden. Sprache spielt dabei eine wesentliche Rolle. Durch verschiedene „kommunikative mündliche Gattungen" wird, ebenso wie durch Schriftlichkeit, Wissen kanonisiert (Luckmann, T. 2002, S. 165–169). Gerade beiläufige oder beiläufig erscheinende Gespräche sind zentral für das Schaffen und die Aufrechterhaltung von Wirklichkeit und damit auch für gesellschaftliches Erinnern (Halbwachs 1985, S. 102; 124; Hirst/Echterhoff 2008). Um

dies zu verdeutlichen, sei ein langer, aber wesentlicher Abschnitt von Berger und Luckmann (1974, S. 163–164) zitiert:

> *„Das notwendigste Vehikel der Wirklichkeitserhaltung ist die Unterhaltung. Das Alltagsleben des Menschen ist wie das Rattern einer Konversationsmaschine, die ihm unentwegt seine subjektive Wirklichkeit garantiert, modifiziert und rekonstruiert. (…) Entscheidend ist jedoch, daß der größere Teil der Wirklichkeits-‚Unterhaltung', implizit, nicht explizit, im Gespräch, stattfindet. (…) Unsere Wirklichkeitsbestimmung vollzieht sich vielmehr vor dem Hintergrund einer Welt, die schweigend für gewiß gehalten wird. (…) Wenn man das zugibt, so wird man bald einsehen, daß der größte Teil, wenn nicht die gesamte tägliche Konversation, die subjektive Wirklichkeit sichert. Ja, diese gewinnt erst durch die Häufung und Dichte beiläufigen Gesprächs ihr Volumen – eines Gesprächs, das es sich leisten kann ‚beiläufig' zu sein, eben weil es sich um die Routinen der Alltagswelt dreht. Der Verlust an Beiläufigkeit ist das Signal für einen Bruch in den Routinen und, mindestens potentiell, eine Gefahr für die Gewißheit der Wirklichkeit. (…) Zur gleichen Zeit, in der die Konversationsmaschine Wirklichkeit ‚unterhält', modifiziert sie sich auch fortwährend. Gesprächsgegenstände werden fallengelassen und aufgenommen, so daß einiges von dem, was noch gewiß erscheint, abgeschwächt und anderes bestärkt wird. Die subjektive Wirklichkeit von etwas, das nie besprochen wird, fängt allmählich an, hinfällig zu werden. (…) Diese wirklichkeitsstiftende Macht des Gesprächs ist mit der Tatsache der Objektivation durch die Sprache bereits vorgegeben. Wir hatten zu zeigen versucht, wie Sprache die Welt objektiviert, indem sie das ‚Panta Rhei' der Erfahrung in eine kohärente Ordnung transformiert. Durch die Errichtung dieser Ordnung verwirklicht die Sprache eine Welt in doppeltem Sinne: sie begreift sie und erzeugt sie. Das Gespräch ist die Aktualisierung dieser verwirklichenden ‚Wirkung' der Sprache in der Vis-à-vis-Situation der individuellen Existenz."*

Auf die sprachlichen „regelhaften Improvisationen", wenn der „Alltagsverstand" kreiert wird, weist auch Bourdieu (2018, S. 106–108) hin. Er verortet die durch den Habitus deformierten Subjekte in sozialen Feldern (vgl. dazu Kapitel 3.5.4.1) – und in diesen Feldern wiederum bestimmt die *doxa*, also eine Art Urglauben daran, was selbstverständlich und offensichtlich ist, den Alltagsverstand oder eben die Alltagswelt. „Je stabiler die objektiven Strukturen einer jeweiligen Gesellschaftsformation sind und je vollständiger sie sich in den Dispositionen der Handlungssubjekte reproduzieren", desto größer ist die *doxa* (Bourdieu 1979, S. 327). Auch Berger, Luckmann und Schütz beschreiben verschiedene Wirklichkeiten, in denen Menschen sich bewegen, etwa „die Fachwelt der Automechaniker_innen" oder die „Traumwelt" (Berger/Luckmann 1974, S. 23–24). In ihre Theorie übersetzt, ist die *doxa* gesellschaftlicher Wissensvorrat auf der untersten Legitimationsstufe. Berger und Luckmann (1974, S. 101) unterscheiden vier Legitimationsstufen der Konstruktion der Wirklichkeit, die deren Alltäglichkeit oder eben Geformtheit und Institutionalisierung bestimmen. Auf der ersten Stufe bedarf es keiner

Begründung: „So ist es eben", „das macht man so", ist hier – wenn überhaupt – die einzige Erklärung für Handeln. Diese Ebene wird im Habitus sichtbar. Die zweite, über den Habitus hinausgehende Ebene der Legitimation entsteht durch „höchst pragmatische" Lebensweisheiten, Legenden und Volksmärchen (ebd.). Auf der dritten Ebene fungieren schließlich explizite Legitimationstheorien, um Wirklichkeit zu konstruieren, und auf der vierten Ebene werden symbolische Sinnwelten geschaffen, die die institutionale Ordnung als symbolische Totalität, etwa wie dies Religionen tun, überhöhen. Auf der vierten Ebene ist die Wirklichkeit dem Alltag vollkommen enthoben (ebd., S. 101–102). Auf all diesen Ebenen wird auch mithilfe des Körpers Wissen objektiviert (Abraham 2002, S. 106–129); der Körper ist Ausgangspunkt und Produkt der Wirklichkeitskonstruktion (ebd., S. 114; vgl. Kapitel 3.2.6). Erinnerung, deren Funktionsweise ich im kommenden Kapitel noch vertiefen werde, geht auf all diesen Stufen vonstatten. Ich füge den vier Legitimationsebenen eine fünfte hinzu, nämlich die Stufe der Ideologie, die gleichbedeutend mit einer geschlossenen Weltanschauung ist. Im Hinblick auf diese Untersuchung ist damit konkret rechtsextreme Ideologie gemeint, deren Interpretation sich an das Konzept von „Ideologie" nach Hannah Arendt (1991, S. 703–730) anlehnt. Arendt entwickelte es im Zusammenhang mit der Analyse totalitärer Systeme. So wird Ideologie sowohl im Alltag als auch mittels Institutionen hergestellt und ist streng dichotom in „gut" und „böse" geordnet. Ideologien erklären gewissermaßen „alles", „die ganze Welt". Sie bezeichnet dies als den „Selbstzwang" zum „deduzierenden Denken" – wer ideologisch denkt, kann Widersprüche ausblenden. Gemäß der Redewendung „Wer A sagt, muss auch B sagen" beruhe die Ideologie auf „der rücksichtslosen Ausschaltung aller Erfahrung" (ebd., S. 723) und folge ausschließlich der ihr innewohnenden Logik (ebd., S. 720). Rechtsextreme und nationalsozialistische Ideologie sind meinem Verständnis nach durch den Willen gekennzeichnet, den oder das als Feind Identifizierte zu vernichten. Wolfgang Ayaß (1995, S. 222) bezeichnet diesen Willen treffend als „Aufräum- und Ausmerzphantasien". Diese Phantasien („Wer A sagt, muss auch B sagen") werden wie im Nationalsozialismus und in verschiedenen aktuellen rechtsextremen Bewegungen in die Tat umgesetzt (vgl. zu Rechtsextremismus: Salzborn 2018, S. 7–100; vgl. auch Kapitel 6.7). Ideologien unterliegen in geschlossenen Gemeinschaften, nicht zuletzt der nationalsozialistischen „Volksgemeinschaft", einer zunehmenden Radikalisierung (ebd.). Zudem ist die Verbreitung rechtsextremer und nationalsozialistischer Ideologien an moderne Medien und Vergesellschaftung gebunden – sie verbreiten sich nicht zuletzt über Schriften und Musik, während des Nationalsozialismus auch über Radio, Kino und gegenwärtig über digitale Kommunikationskanäle (vgl. Kapitel 6.7).

Für diese Dissertation sind vor allem die unteren beiden Legitimationsebenen relevant: die erste, das „So ist eben", und die zweite, durch Lebensweisheiten, Legenden und Volksmärchen hergestellte. Aber auch die hier hinzugefügte fünfte Ebene, die der Ideologien, ist von Bedeutung, wie ich in Kapitel 6.7 zeigen

werde. In den unteren Stufen wird vor allem mittels folgender Varianten im Alltag kommuniziert und damit verbunden soziale Wirklichkeit konstruiert: zunächst vor allem durch vorsprachliche Verständigung, auch durch die leibliche Anwesenheit mindestens zweier Individuen, bei der der Körper „Ausdrucksfeld" ist (Luckmann/Schütz 2017, S. 101). Zudem dient die sprachliche Verständigung im Alltag von Angesicht zu Angesicht der Weiterverbreitung von Wissen auf den unteren Legitimationsebenen. Selbstverständlich kann hier gleichzeitig körperlich und sprachlich kommuniziert werden, und es ist auch möglich, dass derartige Gespräche, etwa Klatsch oder Sagengeschichten, in denen sich soziale Topiken widerspiegeln, auch mediatisiert, zitierend und imitierend transportiert werden. Das heißt beispielsweise, dass die ursprünglich Klatschenden nicht immer leiblich anwesend sein müssen, damit Klatsch sich weiterverbreitet. Ausgehend von dieser wissenssoziologischen Einteilung werde ich in den Kapiteln 3.2.5, 3.2.6 und 3.5 Topiken, Habitus sowie Konstellationen des mündlichen Erinnerns diskutieren und damit das Konzept des kommunikativen Gedächtnisses differenzierend vertiefen. Die unterschiedlichen, aufeinander aufbauenden Legitimationsebenen erleichtern – im Gegensatz zu den Konzepten des kulturellen und kommunikativen Gedächtnisses – ein prozessuales Verständnis von Erinnern und auch das Ineinandergreifen alltäglicher sowie geformter oder ideologischer Erinnerung.

Meinem Verständnis nach sind Objektivationen – je nach Legitimationsstufe – unterschiedlich explizit. Diese Unterschiede wiederum sind graduell. Es mag ein Gebot in einer höheren Legitimationsstufe geben, dieses Wissen um das Gebot sedimentiert und wird im Alltag abgeändert. Es lagert sich in immer tiefer liegenden Legitimationsschichten ab, irgendwann können Menschen nicht mehr äußern, warum es diese Praxis gibt oder was sich seit dem ursprünglichen Verbreiten des Gebots geändert hat. Geschlechtsspezifische Verhaltens- und Kleidungsstile oder aber auch, wie oben beschrieben, rassistische Verhaltensweisen sind Beispiele für das Wirken von Wissen auf allen Legitimationsstufen. Ich gehe davon aus, dass sich auch in der alltäglichen Kommunikation ideologische Kontinuitäten des Nationalsozialismus ablesen, sich also in Deutungsmustern Versatzstücke nationalsozialistischer Ideologie finden lassen.

Zur Verständigung – und Sedimentierung[39] des gesellschaftlichen Wissens gibt es ein auch von anderen verstehbares Zeichen- und Symbolsystem, das entsteht, wenn „subjektiv gemeinte[r] Sinn" (Schütz 2016, S. 48) entäußert oder objektiviert wird. Menschen geben Inhalte mittels verschiedener Gesprächsgattungen, die sie regelmäßig anwenden, weiter und tragen somit zu ihrer Ablagerung bei. Die Inhalte müssen in ihrer Komplexität reduziert, mitunter re- und dekontextualisiert werden, um sie kommunikabel zu machen (Berek 2009, S. 90). Diese in Sprache übersetzten, objektivierten und sedimentierten Inhalte fußen oft auf biografischen und historischen Erfahrungen (Berger/Luckmann 1974, S. 43).

39 Ich verwende „Sedimentierung" und „Tradierung" synonym.

Diese Erfahrungen werden wiederum in semantischen Feldern organisiert, und damit entscheidet sich auch, was eine Gesellschaft erinnert und was sie vergisst (ebd.). So gehen die Erfahrungen in den, nach semantischen Feldern organisierten, gesellschaftlichen Wissensvorrat ein, der von Generation zu Generation tradiert wird. Das Verhältnis zwischen Mensch und dem gesellschaftlichen Wissensvorrat wirkt wieder in zwei Richtungen: Das individuelle Subjekt objektiviert Wissen, das bereits in bestehenden semantischen Feldern geordnet ist. Wie ein Subjekt die Welt deutet – und auch wie es handelt – ist vom gesellschaftlichen Wissensvorrat strukturiert.

3.2.3 Erfahren und Erinnern

Wenn nun von „Erfahrungen" die Rede ist, was ist Erfahrung in Abgrenzung zu Erinnerung? Oliver Dimbath und Michael Heinlein (2015, S. 83–87) unterscheiden zwischen Ereignis, Erlebnis, Erfahrung und Erinnerung, wobei für die vorliegende Arbeit vor allem letztere beiden von Bedeutung sind. Ereignisse sind Veränderungen, die manchmal, oft auch nicht, registriert werden. Unter einem Erlebnis wiederum ist ein Ereignis zu verstehen, das ein Individuum sinnlich wahrnimmt, sich einprägt und mit Sinn versieht. Das Erlebnis ist etwas Außergewöhnliches, der Mensch erlebt etwas außerhalb der Routine.

Erfahrung wiederum ist im Gegensatz zum Ereignis oder zum Erlebnis „das Ergebnis sich wiederholender, verarbeiteter und sedimentierter Ereignisse, die als Wissensvorrat zur Verfügung stehen". Anhand dieses Wissensvorrats ordnen Menschen Erfahrungen ein (Sebald 2014, S. 33). Nach Luckmann und Schütz (2017, S. 449–450) sind Erfahrungen Erlebnisse, „in denen sich das Ich [ebenfalls …] fest engagiert" und die durch „Aufmerksamkeit aufgezeichnet" werden. Ein Erlebnis wird zur Erfahrung, in dem Menschen es mithilfe des gesellschaftlichen Wissens retrospektiv so einordnen. Die Erfahrung steht in engem Zusammenhang mit Routine und Wiederholung, sie ist nicht immer objektivierbar oder explizit zugänglich und hat damit Einfluss auf den Habitus und implizites Wissen (vgl. Kapitel 3.2.6). Erfahrungen können jedoch auch einem Entwurf folgen (ebd., S. 450).[40] Mitunter schreiben sie sich tief und es formierend in das Subjekt ein. Sie werden idealisiert, anonymisiert und typisiert (Baumgartner, P. 2000, S. 22).

40 Auch Walter Benjamin formuliert ein ähnliches Konzept von „Erfahrung". Sie stehe im Gegensatz zum flüchtigen, austauschbaren und isolierten Erlebnis, das vom Subjekt nicht eingeordnet werden könne (Denschlag, 2017, S. 100). Benjamin (1961a, S. 204–205) verbindet Erfahrung mit mündlichem Erzählen, das Menschen, für ihn bedauerlicherweise, immer weniger beherrschen. Stattdessen seien sie von „News" eingenommen und gelähmt.

„Das einmal Erfahrene ist (…) in jedem Jetzt und So, meinem Bewußtsein als fertig konstituierte Gegenständlichkeit vorgegeben, deren Konstitution (ohne besondere Zuwendung) gar nicht in den Blick gefasst wird, als Erzeugnis, nach dessen Erzeugung nicht gefragt wird: so vollzieht sich Schicht auf Schicht in der Sedimentierung der erfahrenden Erlebnisse zu konstituierten objektiven Gegenständlichkeiten der Aufbau der Erfahrung." (Schütz 2016, S. 103)

Die Erfahrungen setzen sich zu einem „Erfahrungszusammenhang" (ebd., S. 103) zusammen, auch Erlebnisse werden in diesen Erfahrungszusammenhang eingeordnet (ebd., S. 104). Gemeinhin wird Erfahrungswissen oft im Gegensatz zu beispielsweise kanonisiertem schulischen oder akademischen Wissen verstanden, und ich setze diesen Akzent auf das Subjekt in der Alltagswelt ebenfalls: Auch wenn Erfahrung nur mithilfe des *gesellschaftlichen* Wissensvorrats entsteht, ist sie auf individuelle Subjekte bezogen. Sie dient der Subjektwerdung und ist mit körperlicher Sinneswahrnehmung verbunden. Der Erfahrungszusammenhang – Reinhart Koselleck (1979, S. 349–375) nennt ihn „Erfahrungsraum" – hilft dabei, sich gesellschaftlich, in einem sozialen Feld, und zeitlich zu verorten. Er schafft zudem einen „Erwartungshorizont". Erfahrung geht der Erinnerung voran (Dimbath/Heinlein 2015, S. 87). Erinnerung wiederum ist der retrospektive, explizite und verknüpfende Zugriff auf Wissensinhalte. Erinnern ist „intentionales Handeln" (ebd., S. 87). Bei diesem – ständigen – Abrufen von Vergangenem werden Fragmente immer wieder neu angeordnet und überschrieben. Zudem können Erinnerungsbruchstücke zusammengesetzt werden, auch wenn sie nicht alle mit dem eigenen Erleben oder der eigenen Erfahrung zu tun haben – der gesellschaftliche Wissensvorrat, aber auch Imaginationen und Symboliken wie etwa in Filmen reproduziert usw. vermischen sich mit selbst Erlebtem und Erfahrenem (Welzer 2002, S. 19–45). Was Halbwachs für die Soziologie postulierte, wies Frederic Bartlett (1932, S. 312) mittels psychologischer Experimente nach: Erinnern ist ein konstruktiver Prozess, der sich von den Prozessen, sich etwas vorzustellen oder zu denken, nur graduell unterscheidet. Wenn Menschen sich im Prozess des Erinnerns befinden und ein Ereignis rekonstruieren wollen, machen sie

"changes in order of sequence, changes of direction, of complexity of structure, of significance, which are not only consistent with subjective satisfactory recall, but are also perfectly able to meet the objective demands of the immediate situation." (ebd., S. 312)

So ist "remembering (…) not the re-excitation of innumerable fixed, lifeless and fragmentry traces." (ebd., S. 213).[41] Erinnerungen ergeben sich aus tatsächlich

41 Meine Übersetzung für die beiden Passagen lautet: Wenn Menschen sich im Prozess des Erinnerns befinden und ein Ereignis rekonstruieren wollen, „verändern sie die Anordnungen von Sequenzen, verändern die Richtung, die Komplexität, die Struktur, die Bedeutung,

Erlebtem und Erfundenem, das auf Erfahrungen basiert. Mit diesem rekonstruktiven Verständnis des Erinnerungsvorganges, das auch beinhaltet, dass Erinnerungen sich dauernd wandeln, soll nun auf den Begriff des sozialen Gedächtnisses eingegangen werden.[42] Dies fasst das alltägliche Erinnern noch genauer, und ich werde im Folgenden „soziales Gedächtnis" und „alltägliches Erinnern und Vergessen" synonym verwenden.

3.2.4 Soziale Gedächtnisse und Deutungsmuster

Mit dem Konzept der sozialen Gedächtnisse geht in Abgrenzung zur kulturwissenschaftlichen Gedächtnistheorie eine starke Akzentuierung der Prozessualität einher (Dimbath 2014a, S. 213). Oliver Dimbath (2014a), Gerd Sebald (2014) und Jan Weyand (Sebald/Weyand 2011) entwickelten dieses Konzept mit Rückgriff auf Alfred Schütz' Verständnis von Relevanzen und „Sinn"[43]. Dimbath (2014a, S. 179) versteht unter der

> *„Struktur des Gedächtnisses (…) vernetzte Schemata und Skripte (…) oder (Deutungs-) Muster, aus denen das Gedächtnis (…) relevante Strukturmuster zur Organisation aktuellen Verhaltens sowie einer anstehenden sinnbezogenen Situationsdefinition selegiert."*

Das Gedächtnis entscheidet also, was relevant und was nicht relevant ist. Das *soziale* Gedächtnis sorgt dafür, dass sich Menschen „kulturspezifisch erwartbar verhalten, indem es deren subjektive Wahrnehmung mit sozial typisiertem Wissen verbindet" (Dimbath 2014, S. 131). Soziale Gedächtnisse rekonstruieren nicht nur vergangene, explizite Erfahrungen oder Erlebnisse, sondern sie

---

sodass diese Veränderungen nicht nur mit dem konsistent sind, was der Mensch beim Abrufen des Ereignisses subjektiv als zufriedenstellend empfindet, sondern sie auch perfekt den Erfordernissen, die die gegenwärtige Situation mit sich bringt, anpasst" (Bartlett 1932, S. 312), und so ist „erinnern (…) *nicht* [Hervorh. der Verfasserin] das Wiederauslösen unzähliger, lebloser und fragmentarischer Spuren" (ebd., S. 213).

42 Ich verwende den Singular, um das abstrakte Konzept des „sozialen Gedächtnisses" darzulegen, ich verwende den Plural „soziale Gedächtnisse" mit empirischer Note, da es zahlreiche Gruppen gibt, die Trägerinnen sozialer Gedächtnisse sind. Diese Gedächtnisse werden meinem Verständnis nach prozessual hergestellt und können damit weder als statisch noch als homogen begriffen werden.

43 In „objektiven" und „subjektiven" Sinn unterscheidet Alfred Schütz, um soziales Handeln zu erklären. (Subjektiver) Sinn strukturiert das Gedächtnis: „Unser Gedächtnis bewahrt nicht das Gedächtnis, sondern dessen Sinn auf, eben den Sinn, den es durch das aus ihm jetzt gewordene Jetzt und So erhält." (Schütz 1981, S. 103, zit. n. Dimbath/Heinlein 2015, S. 59; vgl. auch Schütz 2016, S. 93–104 und S. 175–197) Zudem kategorisiert Schütz thematische Relevanzen, Interpretationsrelevanzen und Motivationsrelevanzen, die jede Erinnerung selegieren (Dimbath/Heinlein 2015, S. 59–70; Schütz 1971).

aktualisieren jegliche Form des Vergangenen, beispielsweise mittels des Habitus (vgl. Kapitel 3.2.6) und, allgemeiner, sozialer Praxen. (Sebald 2014, S. 149). Soziale Gedächtnisse

> *„verarbeiten einerseits die je aktuellen Gegebenheiten einer Situation. Das bedeutet, sie stellen horizonthaft verarbeitetes Vergangenes zur Verarbeitung des gegenwärtig Erfahrenen bereit. Das bedeutet andererseits, dass damit gleichzeitig das Gegenwärtige prozesshaft zum verarbeiteten Vergangenen gemacht wird, das zukünftigen Sinnvollzügen zur Verfügung gestellt wird. (…) So sind sie einerseits Resultate sozialer Prozesse und stellen andererseits Bahnungen und Strukturierungen für soziale Prozesse zur Verfügung".* (ebd., S. 150)

Dies bedeutet auch, dass das soziale Gedächtnis durch Prozesse des Erinnerns und Vergessens kontinuierlich hergestellt und somit ständig erneuert wird. Interdisziplinär besteht Einigkeit darüber, dass Erinnerungen sich nach den „Erfordernissen gegenwärtiger Situationen" richten, wie Bartlett es ausdrückt. Erfahrung, Erinnerung und auch das soziale Gedächtnis haben als gemeinsames Merkmal ihre Zeitlichkeit: Sie entstehen in der Gegenwart durch Abruf von Vergangenem, um künftiges Handeln zu strukturieren. Das soziale Gedächtnis ist flexibler als etwa das kulturelle Gedächtnis, es manifestiert sich unter anderem im Habitus, der Gruppen voneinander distinguiert. Zudem formen alle Menschen das soziale Gedächtnis und werden davon geformt, es braucht, wie im Verständnis des kulturellen Gedächtnisses, keine Eliten. Alltägliche Interaktionen, mündliche Erzählungen, gezieltes Lernen im Unterricht haben ebenso wie Kommunikation über Massenmedien Einfluss auf diese Form des Gedächtnisses. Aber wie entstehen nun soziale Gedächtnisse, oder mit anderen Worten gefragt: Wenn soziale Gedächtnisse durch Schemata strukturiert werden, wie von Dimbath konstatiert, was ist dann ein Schema? Viele Erinnerungstheoretiker_innen erwähnen das „Schema" oder vergleichbare Konzepte. Bereits Halbwachs (1985, S. 369), der die soziale Bedingtheit des Gedächtnisses verdeutlichte, sprach von einer „Kombination von Schemata oder Rahmen", aus denen Erinnerungen „entstehen können". Laut Bartlett (1932, S. 201) besteht ein Schema darin, dass vergangene Reaktionen auf ein Ereignis aktiv reorganisiert werden: Es gibt ähnliche Reaktionen auf ein Ereignis, diese werden seriell organisiert und treten nicht für sich alleine, sondern geballt als Schema auf. Paul Connerton wendet ein ähnliches Konzept an: Statt des Begriffs des Schemas gebraucht er den Terminus „Code". Ein semantischer Code baue eine Weltsicht hierarchisch nach Kategorien und ihren Beziehungen zueinander auf (Connerton 1989, S. 27).[44], Iwona Irwin-Zarecka (2017,

44 Zusätzlich gebe es laut Connerton den verbalen Code, der die Information für verbale Äußerungen bestimme. Und drittens gibt es den visuellen Code, nach dem Bilder leichter erinnert werden als gänzlich abstrakte Konzepte (Connerton 1989, S. 27). Je nach Sozialisation

S. 5–9) und Daniele Salerno (2020, S. 107) sprechen von „frame"/„Rahmen", die ebenfalls eine Struktur bieten, um Narrative interpretieren zu können. Auch Bourdieu (2018, S. 101) schreibt im Zusammenhang mit dem Habitus von Wahrnehmungs,- Denk- und Handlungsschemata, die Praktiken zu einem weit höheren Grad bestimmen als etwa Regeln und explizite Normen. Wahrnehmungsschemata strukturieren die alltägliche Wahrnehmung der Welt, Denkschemata bestehen aus „Alltagstheorien und Klassifikationsmuster[n]" ebenso wie aus „ästhetischen Maßstäben". Handlungsschemata wiederum liegen individuellen und kollektiven Praktiken zugrunde. Diese Schemata sind in der Praxis nicht voneinander zu trennen, und sie haben einen unbewussten, impliziten Charakter (Schwingel 2009, S. 63). Einen Schritt weg von Jan Assmann (1992, S. 19–20), der explizit die Kultur an Stelle des neuronalen Gedächtnisses setzt, und einen Schritt hin zum neuronalen Gedächtnis machen Beate Krais und Gunter Gebauer. So schreiben sie, dass in der Gehirnforschung Schemata die

> *„vom Subjekt vorgenommene[n] Konstruktionsbildungen (…), die von umfassender Bedeutung für alle über das flüchtige Einzelerlebnis hinausgehenden Verbindungen, Verknüpfungen, Vereinheitlichungen und Verallgemeinerungen sind."* (Lenk 1995, S. 65, zit. n. Krais/Gebauer 2002, S. 63)

Das Subjekt erzeuge „netzartige neuronale Systeme, die es befähigen, die die Welt strukturierenden Ordnungen zu erkennen". Jene Ordnungen werden zu einem „Dispositionsnetz", das Reaktionen in neuen Situationen steuert (Krais/Gebauer 2002, S. 63).[45] Angelehnt an diese Konzeptionen von „Schema" handelt es sich bei einem Schema meiner Definition nach um hierarchisierte Verknüpfungen semantischer Felder mit hohem Generalisierungs- und Vereinfachungsgrad, die sich aus dem kollektiven Wissensvorrat speisen. Sie bestimmen darüber, was beim Erinnern und der Aktualisierung sozialer Gedächtnisse als relevant befunden wird, welche Wissensinhalte in welcher Hierarchie und in welcher Abfolge verknüpft werden und strukturieren sowohl explizites, in Objektivationen übersetztes, Erinnern als auch implizites Erinnern in Form des Habitus. Schemata werden durch wiederholtes Aufrufen gefestigt und können quasi-natürlich

---

variieren die Codes – auch das individuelle Gedächtnis sei nach den jeweiligen gesellschaftlichen Ordnungssystemen, etwa Geschlechterrollen, strukturiert. Zudem betont er die bedeutende Rolle, die der – materielle – Raum für das soziale Gedächtnis hat: "Our memories are located within the mental and material spaces of the group." (Connerton 1989, S. 37) Die Illusion der Stabilität, der Unveränderlichkeit, sei wichtig für das soziale Gedächtnis, so Connerton in Bezug auf Halbwachs (ebd.).

45 Auch laut Harald Welzer (2012, S. 248) wird entlang „Muster[n] neuronaler Verbindungen" erinnert. Erinnerungsspuren werden – neuronal verbunden – im Gehirn verteilt abgelagert und „*anwendungsbezogen* [Hervorhebung im Original], zeitlich, situativ, emotional" angepasst, abgerufen.

wirken. Es ist aber auch möglich, dass es bei wiederholter Anwendung Modifikationen und Variationen gibt. Die semantischen Inhalte sind in gesellschaftliche Objektivationen, beispielsweise durch – mündliche oder schriftliche – Sprache, übersetzt, ihre Verknüpfungen können – müssen aber nicht – objektiviert sein. Die Verknüpfungen sind dem Bewusstsein nicht immer ohne Weiteres zugänglich, sie sind möglicherweise Teil des Habitus und somit implizites Wissen. Es mag sein, dass sie einmal einen Bezug zu „objektiven Handlungsproblemen" (Meuser/Sackmann 1992, S. 19) hatten, sie sich aber verselbständigt haben. Ich werde im Folgenden die Worte Schema, Deutungsschema und Deutungsmuster synonym verwenden. Die Schemata, die individuelle und soziale Gedächtnisse bestimmen, festigen sich durch Wiederholung im Gespräch und im Habitus, sie können – üblicherweise graduell – überschrieben und modifiziert werden.

Für die vorliegende Arbeit ist es von Belang, wie in der Alltagswelt gesellschaftliches Erinnern vonstattengeht. Wissensinhalte in ländlichen Gesellschaften werden häufig in *mündlicher* Form, objektiviert in Gesprächen oder mittels des Habitus, Teil des Wissensvorrats und somit Medien für soziale Gedächtnisse. Es soll nun im Hinblick auf den Themenkomplex „Zwangsarbeit" und der rassistischen Ausgrenzung und Verfolgung, die den Alltag der Zwangsarbeiter_innen bestimmte, auf einen Teilbereich des Wissensvorrates und spezielle Schemata, nämlich auf rassistisches Wissen, eingegangen werden.

3.2.5 Rassistisches Wissen und soziale Topik

Mark Terkessidis entwickelte – ebenfalls mit Rückgriff auf die Wissenssoziologie – das Konzept des „rassistischen Wissens". Terkessidis (1998, S. 79) versteht Rassismus als „Apparat" mit den Bestandteilen Rassifizierung, Ausgrenzungspraxis und differenzierender Macht, also der Macht, Rassismus durchzusetzen. Rassifizierung ist wiederum ein Prozess, in dem

> *„eine Gruppe von Menschen als natürliche Gruppe festgelegt und gleichzeitig (…) die Natur dieser Gruppe im Verhältnis zur eigenen Gruppe formuliert [wird]."* (ebd., S. 77)

Ausgrenzung rassifizierter Gruppen manifestiere sich nicht durch „einfache" Ausgrenzung, sondern durch eine „Dialektik der Ein- und Ausgrenzung" (ebd., S. 78). Wie hängen nun Rassismus und soziale Gedächtnisse zusammen? Der „Apparat" ist Teil des gesellschaftlichen Wissensvorrates, der die Wirklichkeit mitkonstruiert. Demnach manifestiert sich Rassismus durch die Einheit von Institutionen – und damit, mit Peter L. Berger und Thomas Luckmann gesprochen, mit einer hohen Legitimationsebene einerseits und alltäglichem rassistischen Wissen auf einer unteren Legitimationsebene andererseits. Rassismus erscheint als „quasi schicksalshafte Natur" (ebd., S. 109–114). Dieses Wissen wird häufig

in Objektivationen übersetzt und gewinnt seine Stabilität ebenfalls durch Wiederholung: "[T]he same old stories (…) must be told (compulsively) again and afresh."[46] (Bhabha 1994, S. 77) Rassistisches Wissen ist flexibel in dem Sinne, dass Fragmente dieses Wissens beliebig aufgefrischt und in verschiedensten semantischen Zusammenhängen kombiniert werden (Terkessidis 1998, S. 243). Es ist jedoch wieder erkennbar – und sedimentiert so weiter. Da ich für diese Arbeit auf die alltägliche, wenig geformte Erinnerung abhebe, fokussiere ich auch bei Terkessidis' Konzept des rassistischen Wissens auf das Wissen mit alltäglichem Charakter auf einer niedrigen Legitimationsebene. In Anlehnung an die Studie „Das Gesellschaftsbild des Arbeiters" (Popitz/Bahrdt/Jures/Kesting 1972) kommt er zu dem Schluss, dass Rassismus sich in wiederholenden Topoi, in der sogenannten „sozialen Topik", organisiert (ebd., S. 82; Terkessidis 1998, S. 242). Die Topoi stehen dabei in einem bestimmten Verhältnis zur Erfahrung ihrer Benutzer_innen. Die einzelnen Aussagen sind relativ unabhängig von den individuellen Erfahrungen der Gruppenmitglieder, stattdessen werden sie einfach „aufgegriffen" (Popitz et al. 1972, S. 84):

> *„Man gebraucht die Topoi, die einem einleuchten. Und zwar nicht einleuchten aufgrund persönlicher Erfahrungen, sondern im Zusammenhang mit einer Grundeinstellung, mit einer im Laufe des Lebens allmählich gewachsenen Grundentscheidung, die Dinge so und nicht anders zu sehen und zu übernehmen."* (ebd., S. 87)

Es ist also in diesem Fall nicht die Erfahrung der_des Einzelnen, die sich in der Topik niederschlägt, sondern die Erfahrungen der Arbeiter_innenschaft: Topik hat einen sozialen Ort und wird dadurch zur *sozialen* Topik (ebd., S. 84). Die Autoren erkennen bei den Arbeiter_innen nicht geschlossene Erzählungen und Anekdoten, in denen diese nicht über sich selbst sprechen. Stattdessen stellen sie eine „Gleichförmigkeit" in den „Vorstellungen der Arbeiter" (…), die bis in die Formulierungen hineinreicht", fest. Die Befragten verwenden „gleichlautende Wendungen" und „Sprachhülsen". Sie haben einen „fest umrissenen Bestand von Vorstellungen, Gesichtspunkten und Thesen, der [ihnen] gemeinsam zur Verfügung steht und auf den sie bei ihren Antworten zurückgreifen können" (ebd., S. 82). Diese Topoi sind flexibel und können verschieden kombiniert, auch an eigene Erfahrungen angepasst werden. Dennoch gibt es Formeln, die immer wieder Anwendung finden, die zum „interpretativen Repertoire" (Terkessidis 1998, S. 245), das die soziale Wirklichkeit mitkonstruiert, werden. Rassistische Topiken – so wie Wissen und soziale Gedächtnisse allgemein – entfalten auch durch Mündlichkeit Breitenwirkung und tradieren sich auf diese Weise. Hier sei bereits angemerkt, dass das oben vorgestellte Konzept der „Erfahrung" des Subjekts

46 Meine Übersetzung dieses Satzes lautet: „Die immergleichen Geschichten [müssen] (…) [zwanghaft] immer wieder aufs Neue erzählt werden." (Bhabha 1994, S. 77)

beim alltäglichen Erinnern an NS-Zwangsarbeit nur eine vergleichsweise geringe Rolle spielt. Es ist stattdessen der gesellschaftliche Wissensvorrat in Form sozialer Topiken, speziell rassistisches Wissen, der das Erinnern (und Vergessen) von NS-Zwangsarbeit strukturiert. Auch die gesellschaftliche Position der Zwangsarbeiter_innen im Deutschen Reich war durch eine Dialektik des Ein- und Ausschlusses gekennzeichnet, wie Terkessidis das für rassifizierte Gruppen allgemein festgestellt hat. Rassistisches Wissen aktualisiert sich in Konversationen. Zudem verstehe ich Topiken wie auch den Habitus und soziale Praktiken in Anlehnung an Astrid Erll (2005, S. 137–140) als für soziale Gedächtnisse relevante Medien. Sie sind erzählerische Verdichtungen, die es erleichtern, Wissen zirkulieren zu lassen und abrufbar zu halten. Gemeinhin gelten Medien als durch Technizität bestimmt – Technologien ermöglichen es, Wissen – oder „Gedächtnisinhalte" – zu verbreiten (Erll 2005, S. 125; 133). Soziale, rassistische Topiken etwa bezüglich des „wilden Ostens" (vgl. Kapitel 3.5.4.2) oder ein klassenspezifischer Erzählhabitus sind jedoch sehr viel stabiler, langlebiger und oft auch weiter verbreitet als manche Fernseh- oder Internethypes. Zudem verstehe ich „Medium" als etwas, das vermittelt oder mittels dessen getauscht wird. Die massenmediale, hoch technisierte Verbreitung von Wissen ist ohne die Medien der sozialen Topik und des Habitus nicht möglich.[47] Im Folgenden werde ich auf die soeben genannte Erscheinungsform des Wissensvorrates eingehen, die implizit, also nicht objektiviert, ist – den Habitus. So wird nicht nur etwas, beispielsweise Rassistisches, gesagt. Manchmal wird auch geschwiegen und doch wissen alle, wie man sich zu verhalten hat – möglich gemacht durch rassistischen Habitus.

47 So können über Social Media verbreitete Fakenews ähnliche Funktionen und Semantiken wie soziale Topiken aufweisen, man denke nur an das Deutungsschema „die da oben". Es wäre auch zu diskutieren, ob etwa ein Auto, das autonom fährt und entsprechend programmiert worden ist, beim Einleiten des Bremsvorgangs einem Habitus folgt oder ob durch künstliche Intelligenz gesteuerte Gesichtserkennung einen rassistischen Habitus haben kann. Dies tiefgehender zu diskutieren ist an dieser Stelle nicht möglich, aber: Wissen kann durch technische Mittel schneller über einen größeren Radius verbreitet und wieder aufgerufen werden, gesellschaftliche Konstellationen und Praktiken verändern sich dadurch, aber es ist dennoch häufig *alltägliches*, verdichtetes gesellschaftliches Wissen, das in Umlauf gebracht wird und das die Rezeption von Informationen mitbestimmt. Auch die mündliche Weitergabe von Alltagswissen war und ist nie obsolet. Meiner Ansicht nach ist es in der Erinnerungsforschung unterschätzt, wie relevant es ist. Vgl. zur Erinnerungsforschung mit einem starken Fokus auf Medienwissenschaft, Technologie und Digitalität z. B. DFG-Netzwerk kommunikationswissenschaftliche Erinnerungsforschung (Hrsg.) (2023): Handbuch kommunikationswissenschaftliche Erinnerungsforschung. Berlin und Boston: De Gruyter, www.doi.org/10.1515/9783110629743.

3.2.6 Inkorporiertes Wissen und Habitus als Medium sozialer Gedächtnisse

Wie ist nun das inkorporierte Wissen zu fassen? Es gibt in der Theoriebildung unterschiedliche Ansichten dazu, ob und welche Rolle das implizite Wissen für die Sedimentierung des Wissensvorrates spielt. Berek (2014, S. 44) misst dem inkorporiert-praktischen oder „impliziten" Wissen vergleichsweise wenig Relevanz für das kollektive Gedächtnis zu, es sei Wissen des Subjekts und oft nicht in Objektivationen oder in eine symbolische Form übersetzbar. Thomas Luckmann und Alfred Schütz (2017, S. 29–34) ordnen das implizite Wissen für die alltägliche Lebenswelt dagegen als sehr bedeutend ein. Der Körper sei eben, wie erwähnt, ein wichtiges „Ausdrucksfeld" (ebd., S 101), und sie gehen auf vor-zeichenhafte Stufen der Objektivierung (ebd., S. 365) ein. Auch Anke Abraham (2002), Paul Connerton (1989, S. 72–104) und Alois Hahn (2010) betonen die Bedeutung des körperlichen Wissens.

Meinem Verständnis nach ist implizites Wissen ein sehr wesentlicher Bestandteil des sozialen Gedächtnisses. Bis jetzt habe ich – und werde das auch im Folgenden tun – verschiedene Begriffe verwendet, die sich ähneln: inkorporiertes Wissen, implizites Wissen, körperliches Wissen, Habitus und damit verbunden auch soziale Praxis. Implizites Wissen sind generell Kenntnisse, die Individuen nicht durch Worte, sondern durch Verhalten und sich wiederholende, routinierte Praxen weitergeben oder erlernen. Ich verstehe sowohl inkorporiertes Wissen als auch den Habitus als implizites Wissen. „Inkorporiert" und „körperlich" verwende ich in diesem Zusammenhang synonym. Unter körperlichem Wissen subsumiere ich Erfahrungen und Erinnerungen, die sich im Körper manifestieren und durch den Körper auch wieder äußern. So ist es etwa Ausdruck körperlichen Wissens, eine bestimmte Haltung einzunehmen oder automatisch zu grüßen, wenn der_die Nachbar_in am Gartenzaun vorbeigeht.

Auch Pierre Bourdieus Habituskonzept ist eng mit Körperlichkeit und dem Leib verbunden. Der Habitus wird von frühester Kindheit an durch mimetisches, körperlich-sinnliches Lernen erworben (Krais/Gebauer 2002, S. 64). Der Mensch – ich würde ihn_sie, im Gegensatz zu Bourdieu, „Subjekt" nennen – inkorporiert die äußeren Strukturen mittels einer „stillen Pädagogik" (Bourdieu 2018, S. 128), über „unscheinbare pädagogische Imperative und Ermahnungen" (Schwingel 2009, S. 67). Dieses Wissen festigt sich durch Wiederholung und ist schließlich nicht mehr explizit greifbar. Bourdieu (2018, S. 135) drückt es so aus: „Was der Leib gelernt hat, das besitzt man nicht wie ein wiederbetrachtbares Wissen, sondern das ist man." Der Habitus äußert sich nicht nur im Körper, etwa durch Haltung und Gesten. Der Körper ist „als Speicher sozialer Erfahrung" auch konstituierend für den Habitus (Krais/Gebauer 2002, S. 75). Allerdings fungiere der Körper

„nicht einfach als (passiver) Speicher, als ‚Aufbewahrungsort für bereitgehaltene Gedanken' (Bourdieu 2018, S. 127), niedergelegte Erfahrungen, gesellschaftliche Erwartungen, kurzum: für die Geschichte des Individuums, sondern als aktives ‚Ding' bei der Erzeugung jener spontanen, immer wieder variierten und kreativ neu erfundenen Akte der Individuen, die die gesellschaftliche Praxis ausmachen." (Krais/Gebauer 2002, S. 34)

Der Habitus besteht also, wie oben erwähnt, aus verinnerlichten Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata, die Auftreten und Geschmack eines Menschen – und auch seine Erzählweise – festlegen (Bourdieu 2018, S. 101). Die Schemata bringen ein Repertoire „halb-formalisierter Weisheiten" (ebd., S. 167) – oder eben eine soziale Topik hervor. Zudem führt der Habitus zu untereinander abgestimmtem, orchestriertem Verhalten in Gesellschaften. Es werden eben „ein gemeinsamer Code" – oder gemeinsame Schemata – „beherrscht" (ebd., S. 111). Durch Wiederholung gerinnt der Habitus zur unhinterfragten Selbstverständlichkeit (Bourdieu 1979, S. 172). Er ist eine klassen- und geschlechtsspezifische Form des impliziten Wissens. Bourdieu definiert verschiedene Kapitalarten, die den Habitus bestimmen, so das ökonomische und das soziale Kapital. Letzteres manifestiert sich in Form von Netzwerken, die Zwangsarbeiter_innen in Deutschland kaum hatten. Zudem ist kulturelles Kapital (Bourdieu 2018, S. 226–228), das darüber entscheidet, ob etwa eine Person akademische Bildung hat und darüber zu parlieren weiß, ausschlaggebend für den Habitus. Bourdieu spricht im Zusammenhang mit dem Geschlechterverhältnis zudem vom symbolischen Kapital, über das Männer durch gesellschaftliches Ansehen verfügten. Ich verstehe symbolisches Kapital als einen gesellschaftlichen Vertrauensvorschuss, den manche Personen genießen – und den die jeweiligen Subjekte, neben anderen Kapitalarten auch, zu nutzen wissen (ebd., S. 217–219). Mithilfe des Habitus distinguieren sich Menschen also voneinander. Die Erscheinungsformen des Habitus und damit verbunden soziale Praktiken wie etwa Kleidungsstil, Einrichtung, Redeweise, Auftreten, Wohnformen verstehe ich ebenso wie soziale Topiken als Medien des sozialen Gedächtnisses. Sie folgen einem Erzeugungsprinzip, bei dem es manchmal zu „geregelte[n] Improvisationen" kommen kann (Bourdieu 1979, S. 170):

„[J]ene Praxisformen [können] nur derart erklärt werden, dass die objektive Struktur, die die sozialen Bedingungen der Produktion des Habitus, der sie erzeugt hat, definiert, in Beziehungen gesetzt wird zu den Anwendungsbedingungen dieses Habitus, d. h. zu der jeweiligen Konjunktur, die (…) einen partikularen Zustand dieser Struktur repräsentiert." (ebd., S. 170–171)

Die soziale Praxis unterliegt einer eigenen Logik. (Bourdieu 2018, S. 157), sie bedarf selbst keiner weiteren Erklärung. Wie auch bei der Bergerschen und Luckmannschen Wissenssoziologie gibt es ein dialektisches Verhältnis mit dem Außen: Der Habitus erzeugt Strukturen, diese sind objektiv und formieren wiederum den

Habitus (Schwingel 2009, S. 76). Der Habitus befindet sich, wissenssoziologisch gesprochen, auf der untersten Legitimationsebene, wo Berger und Luckmann das Wissen, das Menschen für selbstverständlich halten, lokalisieren. Bei Bourdieu hat Bergers und Luckmanns „So ist es eben" eine Entsprechung im Begriff des *amor fati*, der Liebe zum Schicksal (Bourdieu 1987, S. 290), die die „Verinnerlichung der herrschenden Ordnung zum Ausdruck bringt" (Schwingel 2009, S. 68). Schemata, die auch den Habitus bestimmen, sind Teil des Wissensvorrates. Das inkorporierte Wissen ist demnach gesellschaftlich relevant und für Individuum und Subjekt verhaltensrelevant – nur ist es dem Bewusstsein nicht ohne Weiteres zugänglich. Auch Luckmann und Schütz (2017, S. 351) weisen darauf hin, dass „Interpretationen und Motive (…) nicht das Ergebnis ‚eigenständiger' Erfahrungen und Auslegungen" sein müssen, „sondern in der einen oder anderen Weise sozial ‚objektiviert'" sind und so für den Einzelnen oder die Einzelne als Bestandteil des gesellschaftlichen Apriori wirken.

Der Habitus ist „vergessene Geschichte", da die Umstände, wie Wissen erworben wurde, vergessen sind, er ist die „wirkende Präsenz der Vergangenheit" (Bourdieu 2018, S. 105). Dies bedeutet auch, dass der Habitus, der eben Wahrnehmung, Denken und Handeln determiniert, wie Praktiken allgemein zum Vergessen beiträgt. Es gibt ein Spannungsfeld zwischen der Wirkmächtigkeit der vergessenen, aber verinnerlichten, oft klassenspezifischen, Geschichte und der meist situativ bedingten Kreativität oder subjektiven Freiheit, die Menschen in Interaktionen an den Tag legen können. Ich gehe eben von diesem Gegensatz aus: Ich habe, wie in der Einleitung erwähnt, meine Daten mithilfe der Forschungslogik der Grounded Theory erhoben (vgl. Kapitel 4.2), die auf dem Konzept des Symbolischen Interaktionismus beruht. Ihr liegt das Verständnis zugrunde, dass Menschen in der intersubjektiven Begegnung zu viel mehr Flexibilität in der Lage sind als dies laut Habituskonzept möglich ist. Beide Konzepte, der Habitus und die Prämissen der Grounded Theory, verstehe ich als zwei Pole, innerhalb derer Menschen ihre Alltagswelt kreieren. Für das theoretische Verständnis von Tradierung alltäglicher Erinnerung sei aber an dieser Stelle ein Schwerpunkt auf den Habitus gelegt. Er verweist auf etwas, was nicht ohne Weiteres abrufbar ist, und befindet sich damit nahe an der Schwelle zwischen Erinnern und Vergessen.

3.3 An der Schwelle zwischen Erinnern und Vergessen: kollektives Unbewusstes, Unheimliches, offenes Geheimnis, Spur, Tabu

Es gibt also Wissensinhalte, die latent – oder unbewusst – vorhanden sind. Die folgenden Begriffe stehen disziplinär der Psychologie nahe oder werden wie das Wort „unbewusst" häufig in der Alltagssprache verwendet. Auch Frederic Bartlett (1932, S. 291) hat, wie später Peter L. Berger, Thomas Luckmann und

Pierre Bourdieu, festgestellt, dass tradierte Reaktionsformen und Konventionen die Bühne für soziales Lernen („social acquisition") bereiten. Bartlett zieht, um das Vergessene und doch Vorhandene zu fassen, das Konzept des „kollektiven Unbewussten" nach Carl Gustav Jung (ebd., S. 283) heran. Albert Ilien und Utz Jeggle (1978, S. 186) wenden bei ihrer ethnografischen Forschung zum „Zivilisationsprozess" eines Dorfes ebenfalls sozialpsychologische Kategorien an, sie sehen bei Bewohner_innen etwas „heimlich funktional Gebliebene[s]". Selbst-Bewusstein oder Subjektivität habe sich dort kaum entwickelt, die Individuen identifizierten sich – zumindest bis in die späten 1970er Jahre, vielleicht bis heute, obwohl sie nicht mehr in materieller Existenznot und unter diktatorischer oder feudalistischer Herrschaft leben – mit dem Außen, dem sie umgebenden Dorf und dem von außen kommenden Regelwerk. Subjekt- und Objektwelt werden nicht unterschieden (Ilien/Jeggle 1978, S. 96–98; S. 128). Das nach Bourdieu „historisch sinnlos Gewordene" ist also „heimlich funktional geblieben" (ebd., S. 186). Ebenfalls mit Bourdieu gesprochen, handelt es sich um „vergessene Geschichte" und äußert sich im *amor fati*. Während dem Habituskonzept die Vorstellung zugrunde liegt, dass Objektivität einverleibt wurde (Bourdieu 1979, S. 170), fußt Iliens und Jeggles Analyse auf der Suche nach Subjektivität bei den von ihnen Beforschten und führt zur Diagnose, dass in ihrem Untersuchungsgebiet nur wenig davon vorhanden sei. Mit beiden Kategorien, sowohl dem Habitus als auch den psychoanalytischen Kategorien, dem „kollektiven Unbewussten" oder dem „Heimlich-funktional-Gebliebenen", das dem Subjekt nicht ohne Weiteres zugänglich ist, gelingt es, das Fortdauern nicht explizierter Verhaltensweisen und Wahrnehmungsschemata zu erklären. Auch der Soziologe Halbwachs (1985, S. 73–101) bezog sich trotz seiner Kritik an ihr deutlich auf die Psychoanalyse: Er entwickelt seine Theorie der sozialen Rahmung des Gedächtnisses am Beispiel eines Traumes von Sigmund Freud. Habitus und sowohl das psychoanalytische „Unbewusste" als auch das „kollektive Unbewusste" haben also viel gemeinsam: Diese Konzepte, Habitus und Unbewusstes, verweisen auf nicht ohne Weiteres zugängliches Wissen, das Handeln und Verhalten von Menschen bestimmt (vgl. dazu auch King 2022, S. 35–48). Die wesentlichen zwei Unterschiede sind zum einen, dass das Unbewusste im psychoanalytischen Verständnis eine symbolische Form, die als Metonymie fungiert, annehmen kann (Buchholz 1998, S. 330–333; Welzer 2002, S. 29). Zum anderen gibt es im Gegensatz zum „habitualisierten Unbewussten" bei Bourdieu auch das „dynamisch Unbewusste", das aktiv Verdrängte, das der Psychoanalyse nähersteht (King 2022, S. 37–40).[48] Das Habituskonzept oder auch der Terminus des „inkorporierten Wissens" sieht diese Metonymie

48 King betont die konzeptionelle Nähe und auch Vereinbarkeit des Habitus-Konzepts mit dem Verständnis von Unbewusstem in der Psychoanalyse. Laut ihr „thematisiert Bourdieu die Dynamik des Psychischen ansatzweise (…), teils in enger Anlehnung an psychoanalytische Begrifflichkeiten." (King 2022, S. 81)

nicht vor – die Wohnungseinrichtung ist demnach keine symbolische Form des – aktiv verdrängten – Unbewussten, sondern sie richtet sich nach Denkschemata des_der Bewohner_in und ist schlicht Ausdruck des vorhandenen oder abwesenden (sozialen, kulturellen usw.) Kapitals. So gibt es beispielsweise für das nicht explizierte Wissen im Untersuchungsgebiet, dass der Sohn der Ukrainerin seinen ukrainischen Familiennamen „selbstverständlich" gern ablegen und einen deutschen annehmen würde, keine symbolische Form.

Sigmund Freud hat sich ebenfalls und bekanntermaßen mit dem Wissen, das an der Schwelle zwischen Erinnern und Vergessen steht, beschäftigt. Er weist darauf hin, dass das „Unheimliche" etymologisch dem „Heim" entspringt und auch dem Wort „heimlich" nahesteht. Zur Zeit dieser Feststellung, im frühen 20. Jahrhundert, war die erste angegebene Bedeutung des Wortes „heimlich" noch das, was heute als „heimelig", also als vertraut und gemütlich, verstanden wird (Freud 1919, S. 299–302). Das Unheimliche wiederum ist laut Freud etwas dem „Seelenleben von alters her Vertrautes, das ihm nur (…) entfremdet worden ist" (ebd., S. 314). Susanne Knittel (2018, S. 24) sieht *unheimliche* Geschichte als

> *„schwindelerregende[s] Hereinbrechen der Vergangenheit in die Gegenwart, welches bewirken kann, dass man etwas bisher Vertrautes plötzlich als völlig fremd erlebt."*

Die zweite angegebene Bedeutung von „heimlich" weist auf „das Geheimnis" hin, also darauf, dass etwas verborgen ist, so wie das Wort „heimlich" heute gemeinhin verwendet wird. Das Geheimnis ist also – sprachgeschichtlich – im Heim, im Haus, verortet und dem breiten, gesellschaftlichen Wissensvorrat entzogen. Deutungsschemata machen einen Bogen um das Geheimnis. Treten aber Spuren, die auf das Geheimnis verweisen, zutage, kann es zu einem *offenen Geheimnis* werden. Ein offenes Geheimnis wird in der Gegenwart kaum aufgerufen. Es besteht sowohl die Möglichkeit, dass es dem Vergessen anheimfällt, als auch, dass es wieder häufiger in Deutungsschemata integriert, neu objektiviert wird und so sedimentiert. Das offene Geheimnis befindet sich an der Schwelle zwischen dem verborgenen, gehüteten Geheimnis und dem gesellschaftlichen, expliziten Wissensvorrat.

Mitunter werden Geheimnisse und Unbewusstes durch Spuren sichtbar. Auch die sich im Habitus manifestierende „vergessene Geschichte" zeitigt ihren Abdruck: Körperhaltung, Gesten, Geschmack – der Habitus ist die Spur zu dem, was vergessen wurde. Es kann allerdings sein, dass diese Überreste nicht gelesen werden (können). Auch die Auslöschung von etwas hinterlasse Spuren (Krämer 2007a, S. 14).

> *„Das Nicht-Intentionale, Unbeabsichtigte, Unkontrollierte, Unwillkürliche allein hinterlässt jene Gravuren und Brechungen, die dann als Fährte zu lesen sind. Im Unterschied zum Zeichen, das wir erzeugen, ist das Bedeuten der Spur bar jeder Intention seitens*

desjenigen, der sie verursacht. Gerade das an unserem Tun prägt als Spur sich ein, was nicht unserer Aufmerksamkeit, Kontrolle und Steuerung unterliegt: Es ist nicht das Bewusstsein, es ist die ‚Schwere' und Materialität des Seins, welche Spuren erzeugt." (ebd., S. 16)[49]

Sybille Krämer (2007b, S. 161) weist auf den Doppelcharakter der „Spur" hin: Sie ist durch Materialität, aber eben auch durch Sozialität, gekennzeichnet. Denn was als Spur gilt, kann nur retrospektiv ausgehandelt werden. Erst im Nachhinein wird entschieden, ob es sich um eine Spur handelt, ob es Bedarf gibt, sie zu lesen und wie sie interpretiert wird (Krämer 2007a, S. 17). Die Spur muss erst mit einer „semiotischen Dimension, einem Zeichenwert" ausgestattet werden (Ricœur 2004, S. 650). Geschieht dies nicht, bleiben zahlreiche Spuren und ihre Deutungen unentdeckt. Dimbath (2014b, S. 142) nimmt eine individuelle Verortung der Spur vor, sie sei „Einprägung des Erlebten in der biologischen Konzeption des Gehirns" und führe zu einem „dokumentarischen Eintrag". Mit Krämers Verständnis von „Spur" gibt es auch Spuren, die nicht nur im Subjekt auffindbar, sondern gesellschaftlich zugänglich sind und auf etwas Abwesendes verweisen. Abbildungen 1 und 2 zeigen Spuren aus dem Untersuchungsgebiet, die auf NS-Zwangsarbeit verweisen. Ich teile allerdings Krämers (2007a, S. 15) Postulat, Spuren wiesen immer eine „physische Signatur" auf, nicht. Meinem Verständnis nach können sich Spuren in Gesprächen materialisieren. Auch Krämer selbst verweist im Zusammenhang mit „Erinnerung" und „Spur" auf Sigmund Freud (ebd., S. 23; 25). Mit anderen Worten: Ein Freudscher Versprecher oder andere in Gestik, Mimik und Gesprächen ablesbare psychologische Reaktionen haben nicht notwendigerweise eine „physische Signatur", sind aber meinem Verständnis nach Spuren. Sedimentiert also das Vergessen, wird ein Wissensinhalt zu einem offenen und schließlich zu einem immer geschlosseneren Geheimnis. Es kann durch Spuren auffindbar sein, was vergessen wurde.

Teil des Verborgenen, wie das Geheimnis und das Unheimliche, ist auch das Tabu. Tabu, ein Wort, das ursprünglich einen „polynesischen Verbotskomplex" (Guzy 2008, S. 17), der *tapu* genannt wurde, bezeichnet, ist

„ein Normsystem, als Moral und Moralität einer Gesellschaft und als Ausdruck damit verbundener gesellschaftlicher Macht (…). Diese gesellschaftliche Macht ist heilig, ja tabu, sodass sie nicht hinterfragt oder verändert werden kann. (…) Im Tabu äußert sich das gesellschaftlich nicht Ausgesprochene, das Verborgene und Geheime, das aber die größte Wirkmacht auf die private Intimität des Einzelnen hat." (ebd., S. 19–21)

49 Eine Spur entsteht erst durch ihr gelesen-werden. Weitere Merkmale der Spur seien, dass sie ihrem_r Leser_in bei der Orientierungsleistung unterstütze. Zudem verweist sie auf eine Störung der Ordnung. Beim Lesen wird sie in eine neue Ordnung überführt. Sie markiert auch einen „Zeitenbruch", zeigt, was „irreversibel vergangen ist" (Krämer 2007a, S. 17) und sie ist heteronom, eine Spur wird unbewusst hinterlassen (ebd., S. 15–18).

Zudem ist das Tabu *ansteckend*, das heißt, im traditionellen Verständnis des Tabus gilt: Wer ein Tabu übertritt, wird selbst zum Tabu (Freud 1922, S. 44). Auch hier gilt für meine Arbeit: Tabus werden oft in höheren Legitimationsstufen, beispielsweise der Religion, gesetzt. Sie verselbständigen sich aber in der Alltagswelt und im Lauf der Zeit: Auch sie sedimentieren, bleiben wiederholt das Nicht-Aufgerufene, das Umgangene und das Nicht-Ausgesprochene. In Abgrenzung zum Geheimnis, einem verborgenen Wissensinhalt, regelt das Tabu nicht nur, wie öffentlich Wissen ist, sondern auch Verhalten in der Öffentlichkeit. Und: Das Tabu ist gesellschaftlich weiterverbreitet, sehr viele Menschen wissen oder erahnen das Vorhandensein eines Tabus, während das Geheimnis gewisse Räume nicht verlässt, bis es zu einem offenen Geheimnis wird. Das Tabu ist hiernach im Alltag eher soziale Praxis denn explizites Normen- und Regelsystem. Das implizite Wissen um ein Tabu kann Teil des Habitus sein. Im Hinblick auf das Tabu beschreibt Émile Durkheim (1994, S. 413) Beispiele für das bewusste Ent-nennen von Wissensinhalten. Er verweist in „Die elementaren Formen des religiösen Lebens" darauf, dass Profane heilige Wörter und Laute nicht aussprechen oder hören dürfen, während der Trauer dürfen die Namen der Toten nicht erwähnt werden. Durch die kontinuierliche Aufrechterhaltung von Tabus und Geheimnissen in der Alltagswelt der unteren Legitimationsebenen wird es im Lauf der Zeit immer schwieriger, Worte und Konzepte dafür zu finden, *warum* und *worüber* nicht geredet und *was* nicht getan werden darf. Möglicherweise wird nur „diffus wechselseitig antizipiert" (Dimbath 2014a, S. 83), dass es ein Schweigegebot geben könnte, das befolgt wird. Die Benennungen verschwinden oder verblassen jedenfalls. Dies kann so weit gehen, dass Menschen sich daran erinnern, dass etwas nicht gesagt oder getan werden kann oder sollte, sie aber nicht wissen, was *es* ist und warum *es* so ist. Die gesellschaftliche Aufrechterhaltung eines Tabus ist eine halb-passive und eine halb-aktive Form des Vergessens: „[E]s besteht in einer Vermeidungsstrategie, die ihrerseits ein dunkler Wille treibt, sich nicht zu informieren, dem Bösen nicht nachzuforschen" (Ricœur 1998, S. 139). Wie lassen sich nun psychoanalytische Bezeichnungen dieser Schwelle zwischen dem Vergessen und Erinnern mit der sozialen Konstruktion der Wirklichkeit von Peter L. Berger und Thomas Luckmann verbinden?

Ohne an dieser Stelle auf psychoanalytische oder psychologische Schulen tiefer eingehen zu können, verstehe ich das „kollektive Unbewusste" – um es in die Wissenssoziologie zu übersetzen – als Deutungsmuster der – mit Berger und Luckmann gesprochen – beiden unteren Legitimationsstufen. Unheimlich werden diese Schemata, wenn sie plötzlich, unerwartet explizit, objektiviert und damit als fremd erlebt werden, wenn das Unbewusste also bewusst wird. In Bergers und Luckmanns (1974, S. 28) Verständnis hat das Unbewusste jedenfalls Platz, sie erwähnen neben der Alltagswelt dezidiert andere Welten, etwa die Welt des Traumes. Das implizite Wissen um ein Tabu manifestiert sich im Habitus und mit seiner Hilfe umgehen Menschen Tabus automatisch. Die Betonung liegt für diese

Arbeit nicht auf dem „dynamisch Unbewussten", sondern auf dem „habitualisiert Unbewussten". Der Habitus und generell Praktiken tragen zum Vergessen bei. So weiß, wer es nicht eingeübt hat, über sich als Subjekt in der Welt zu erzählen, nicht, dass sie_er über diese narrativen Mittel verfügen und sich darüber mitteilen könnte. Wer es nicht gewohnt ist, durch die Siedlung der Heimatlosen Ausländer zur Bushaltestelle zu gehen, vergisst leichter, dass die ehemaligen Zwangsarbeiter_innen auch nach dem Krieg in beengten Verhältnissen leben mussten. Doch kann sich auch der Habitus „verunheimlichen", die „Vergangenheit plötzlich hereinbrechen", wie Knittel es formuliert. Beispielsweise wenn eine Person, die interviewt werden soll, eher wortkarg ist und plötzlich ausführlich und narrativ über den eigenen Lebenslauf erzählen soll. Sie würde gerne erzählen und doch fehlt ihr die erzählerische Form, um, wie vielleicht von dem_der Interviewer_in gewünscht, fabulieren zu können. Das Unheimliche taucht auf, wenn die Wiederholung durch eine ungeahnte Variation aufbricht.

Die Gemeinsamkeit des kollektiven Unbewussten, des offenen Geheimnisses und des Habitus ist, dass sie zwar tradiert werden, dem subjektiven Bewusstsein dabei aber nicht ohne Weiteres zugänglich sind – und dass sie sich durch (zuweilen zwanghafte) Wiederholung äußern können und so auf „vergessene Geschichte" verweisen. Es wird – gesellschaftlich – etwas immer wieder inszeniert.[50] Das eigentliche Geschehen, dass der Zwanghaftigkeit zugrunde liegt, ist aber nicht mehr ohne Weiteres auffindbar. Auch Topiken werden immer wieder, „compulsively", wie Bhabha schreibt, angeführt, obwohl auch ihr Ursprung unklar ist.

Wie kommt es dann dazu, dass etwas ganz in Vergessenheit gerät und auch nicht mehr – inkorporiert in der Wiederholung – auftaucht, also etwa ein offenes Geheimnis vollkommen dem Vergessen anheimfällt? Um diese Frage zu verfolgen, werde ich nun darauf eingehen, wie das Vergessen konzeptionell und in der gesellschaftlichen Praxis zu fassen ist und wie im- oder explizit es ist.

---

50 In einem ähnlichen semantischen Zusammenhang kann das von Magdalena Saryusz-Wolska (2022, S. 259–265) eingeführte „subkutante Gedächtnis" gesehen werden. Saryusz-Wolska beschreibt sehr genau das Zusammenspiel von Erinnern und Vergessen sowie ineinander verflochtene intentionale und eher passive Vergessensprozesse (vgl. zu intentionalem und passivem Vergessen auch Kapitel 3.4.2). Die Autorin analysiert dies anhand der (Nicht-) Rezeption des Romans und der Fernsehserie „Am grünen Strand der Spree", die eine Massenerschießung von Juden und Jüdinnen durch die deutschen Besatzer in Orscha, Belarus, während des Nationalsozialismus thematisieren. Laut Saryusz-Wolska bleibt das „subkutane Gedächtnis" in „geschlossenen Erinnerungsgemeinschaften" (ebd., S. 265). Im Gegensatz zu ihr komme ich zu dem Ergebnis, dass zwar zusammenhängende Geschichten innerhalb von geschlossenen Erinnerungsgemeinschaften bleiben mögen, dass aber Anspielungen, Deutungsmuster, implizites Wissen auch über diese Erinnerungsgemeinschaften hinaus tradiert werden, dass diese Gemeinschaften also so geschlossen nicht sind. Vgl. Saryusz-Wolska, Magdalena (2022): Mikrogeschichten der Erinnerungskultur. „Am grünen Strand der Spree" und die Remedialisierung des Holocaust by bullets. Berlin und Boston: De Gruyter (Medien und kulturelle Erinnerung 8), www.doi.org/10.1515/9783110745528.

3.4 Gesellschaftliches Vergessen

3.4.1 Beschreibende Vergessenstypen

Aleida Assmann (2016), Paul Connerton (2008) und Paul Ricœur (2004) entwerfen, unabhängig voneinander, verschiedene Vergessenstypen. Aleida Assmann, Ricœur (2004, S. 672) und auch Mathias Berek (2009, S. 169) benennen unter anderem das „Verwahrensvergessen", das ebenfalls an der Schwelle zwischen Erinnern und Vergessen steht: Latente Wissensinhalte können wieder in den stark objektivierten Wissensvorrat geholt werden oder aber entfallen (Assmann, A. 2016, S. 36–42). Weitere Vergessenstypen sind nach Aleida Assmann (2016, S. 30–35; S. 42–64) automatisch, selektiv, strafend, defensiv, konstruktiv und therapeutisch. Für Ricœur (2004, S. 678–690) geschieht Vergessen, indem Gedächtnis verhindert, manipuliert oder befohlen wird. Die unterschiedlichen Typen bei Aleida Assmann, Connerton und Ricœur unterscheiden sich in ihrer Intentionalität, in ihrer Technik und den gesellschaftlichen Konstellationen, die das Vergessen forcieren. Vor allem Ricœur (2004, S. 633–690), aber auch Connerton, machen durch politische Prozesse forciertes Vergessen auf Makroebene aus. Connerton (2008, S. 60) nennt dies „repressive erasure", das etwa in totalitären Regimen durchgesetzt werde. Auch Ricœurs (2004, S. 678–690) Vergessensverständnis impliziert dies: Politische Prozesse, eben Manipulationen oder Amnestien, führen zu gesellschaftlichem Verlust von Wissen. Für meine Arbeit ist diese Form nachrangig, denn ich gehe nicht der Frage nach, wie politische Prozesse und Manipulationen wirken, sondern wie Menschen interaktiv und auch beiläufig vergessen. Zudem können Intentionen und ausgefeilte Techniken (Assmann, A. 2016, S. 21–29) Informationen zu unterdrücken, das Gegenteil bewirken: „Es" erfährt wieder Aufmerksamkeit und man fragt sich, was ist es eigentlich, das da zensiert, entsorgt und abgetragen wird. Es sei dennoch auf zwei Typen des Vergessens nach Connerton (2008, S. 63) hingewiesen, die für die vorliegende Untersuchung relevant sind. Er identifiziert das Vergessen, das konstituierend für die Formierung einer neuen Identität ist und charakterisiert diesen Typus folgendermaßen:

> *"[T]here is, for instance, the forgetting of details of grandparents' lives that are not transmitted to grandchildren whose knowledge about grandparents might in no way conduce to, but rather detract from, the effective implementation of their present intentions (…) What is allowed to be forgotten provides living space for present projects."*[51] (ebd.)

51 Meine Übersetzung lautet: „So vergessen beispielsweise Enkel_innen Details der Lebensläufe ihrer Großeltern, die nicht an sie weitergegeben wurden. Das Wissen über die Großeltern könnte die erfolgreiche Umsetzung ihrer gegenwärtigen Vorhaben nicht nur nicht fördern, sondern diese Vorhaben beeinträchtigen (…) Was vergessen werden darf, bietet Platz für aktuelle Pläne." (Connerton 2008, S. 63)

Diese Form interessiert mich im Hinblick auf Kinder und Enkel_innen von Zwangsarbeiter_innen. Es stellt sich die Frage, ob bei diesen Nachkommen Wissen zum Alltag der NS-Zwangsarbeit und zum Weiterleben nach der NS-Zwangsarbeit in der BRD tradiert wurde. Ein damit verknüpfter Vergessenstypus ist der der „strukturellen Amnesie". Unter dieser Gattung versteht Connerton, dass nur Verwandtschaftsverhältnisse erinnert werden, die von sozialer Bedeutung sind, und andere vergessen werden (ebd., S. 64). Diesen Typus halte ich ebenso im Hinblick auf die Nachkommen von Zwangsarbeiter_innen für relevant. So stellt sich die Frage, ob und inwiefern etwa die Herkunftsfamilien der ehemaligen Zwangsarbeiter_innen in Polen und der Ukraine für meine Interviewpartner_innen eine Rolle spielen.[52] Im Folgenden werde ich herausarbeiten, was der Vergessenszustand, also Vergessenheit, und im Gegensatz dazu der *Prozess* des Vergessens ist.

3.4.2 Vergessen: ein Zustand oder ein Prozess?

Interdisziplinär besteht Einigkeit darüber, dass Erinnern selektiv vonstattengeht. Erinnern und Vergessen sind eng miteinander verschränkt, sie bedingen einander (vgl. Assmann, A. 1999, S. 411; Berek 2009, S. 169; Denschlag 2017, S. 141–156; Dimbath/Wehling 2011, S. 16–19; Eco 1988; Esposito 2002, S. 27–28; Kreuzer 2004, S. 168; Ricœur 2004, S. 652; Welzer 2002, S. 20–30).

> *„Vergessen ist nicht das Andere, keine Absenz des Bewusstseins, sondern konstitutives Moment seiner Erfahrung (…) Die Fähigkeit des Erinnerns gehört mit dem Vergessen zusammen."* (Kreuzer 2012, S. 82)

Johann Kreuzer (2004, S. 179) unterteilt verschiedene Vergessensvorgänge und -zustände: So gibt es mitunter die Erinnerung daran, dass etwas gänzlich vergessen wurde, also „die Erinnerung an das Erlöschen der Erinnerung". Es gibt aber auch den „totalen Wissensverlust" (ebd.), Ricœur (1998, S. 131–132) nennt ihn das „tiefe Vergessen". Hier ist etwas so vergessen, dass nicht einmal mehr erinnert

52 Connerton (2008) unterscheidet insgesamt sieben Vergessenstypen. So gibt es außerdem das "prescriptive forgetting". Dies ist verordnetes Vergessen, das aber auf Konsens innerhalb einer Gesellschaft beruht (ebd., S. 61–62). "Forgetting as annulment" basiert auf zuviel Information (ebd., S. 65–66). Ferner macht er das "forgetting as humiliated silence", also Vergessen aus Scham, aus (ebd., S. 67–68). Zum "forgetting as planned obsolesence" komme es, wenn im kapitalistischen System Dinge und Dienste so produziert werden, dass sie schnell obsolet und durch neue Dinge und Dienste ersetzt werden (ebd., S. 66). In eine ähnliche Richtung wie das "forgetting as planned obsolesence", aber ausführlicher, geht Felix Denschlag (2017, S. 173–190). Er konturiert im Rückgriff auf Theodor W. Adorno, Walter Benjamin, Georg Lukács und Karl Marx Verdinglichung als Vergessen.

werden kann, dass es entfallen ist (Kreuzer 2012, S. 82). Der Zustand ist eine Art „Vergessenheit" und in meinem Verständnis gleichbedeutend mit Amnesie (Kreuzer 2004, S. 179).

Dimbath (2014a, S. 176) fokussiert auf den *Vorgang* des Vergessens, er unterscheidet dabei zwei Dimensionen. Eine ist das *Vergessen im weiteren Sinne* (ebd., S. 179). Dies sind „Formen des Wissensverlusts oder Wissensverzichts", die darauf beruhen, dass „Voraussetzungen eines späteren Vergessens" geschaffen werden (ebd., S. 176), es ist eine bewusste Vergessenstechnik. Das oben erwähnte „manipulierte Gedächtnis" nach Ricœur, „repressive erasure" nach Connerton oder „strafendes Vergessen" nach Aleida Assmann können also als Vergessensformen im weiteren Sinn bezeichnet werden.

> *„Dass ein Inhalt nicht abgerufen wird, kann nur daran liegen, dass die auf ihn hinweisenden Verknüpfungen nicht mehr vorhanden, der Zugang zu ihm verstellt oder nicht erwünscht ist."* (Dimbath 2014a, S. 176)

Die Information ist in diesem Fall aber noch nicht verschwunden (ebd., S. 177). Auch Übersehen und Ignorieren kann zu einem Vergessen im weiteren Sinne führen. Dieses Löschen und Ignorieren ist gegenstandsbezogen (ebd., S. 182). Für die vorliegende Dissertation ist vor allem Dimbaths zweite Dimension, das *Vergessen im engeren Sinn* (ebd., S. 179), zentral, da es den prozessualen Charakter beleuchtet. Dimbaths Verständnis von Gedächtnis entsprechend – eine sehr ähnliche Konzeption von Vergessen findet sich bei Daniele Salerno (2020, S. 99–108) – geht Vergessen vor sich, wenn „Schemata, Skripte oder Typen" seltener aufgerufen werden. „Vergessen im engeren Sinne erfolgt dann als permanent und zugleich unbemerkt ablaufender Vorgang" (Dimbath 2014a, S. 179), der nicht mit Löschung oder mit Vernichtung gleichzusetzen ist (ebd, S. 183). Gedächtnisse bestehen aus „vernetzten Schemata und Skripten" (ebd., S. 179), die es ermöglichen, gegenwärtiges Verhalten mit Blick auf die Zukunft zu organisieren. Vergessen besteht also

> *„darin, von unterschiedlichen Bezugsmöglichkeiten eine auszuwählen, zur Bestimmung der Gegenwart heranzuziehen und andere (…) Deutungsalternativen auszublenden."* (ebd.)

Das Vergessen bringt es mit sich, dass soziale Gedächtnisse eine selbstreferentielle Note haben können und sich über lange Zeit hinweg aus sich selbst heraus entwickeln und regulieren (Baumgartner, G. 2003, S. 7). Je seltener Schemata aufgerufen werden, desto schwieriger wird es, sie überhaupt noch aufzurufen, sie bleiben aber lange reaktivierbar (Dimbath 2014a, S. 181). Häufig angewendete Schemata bleiben dagegen relevant (ebd., S. 80). Sie können aber auch neu miteinander verknüpft werden und werden möglicherweise dann erst und immer öfter aufgerufen. Sowohl wenn Wissensinhalte immer seltener als auch Vergessenes

ab und zu in unteren Legitimationsstufen aktiviert wird, kommt es zu offenen Geheimnissen.

> *„Soziale Vergesslichkeit lässt sich (…) aus unterschiedlichen Amnesieformen ableiten, von denen Individualbewusstseine betroffen sind, die aber letztlich kollektive Wirkungen erzeugen können. (…) Das Vergessen des Individuums [geht] mit dem Wegfall orientierender materialer wie immaterieller Wissenselemente, Bedeutungen oder Bedeutsamkeiten einher."* (Dimbath 2014a, S. 195)

Soziale Praktiken folgen ihren eigenen Logiken und führen zu Vergessen, da Routinen es mit sich bringen, etwas wie „immer schon" zu machen und zu wiederholen, es möglicherweise ab und an zu variieren. Praktiken und speziell der Habitus tragen nicht nur die „vergessene Geschichte" in sich, sie machen auch Sachverhalte vergessen, sie können Tabus herstellen. Eine Frage, die bei fast allen Diskussionen um das Vergessen aufscheint oder durch das nicht-deklarative Setzen der Prämisse, Vergessen werde wie bei „repressive erasure" oder „strafendem Vergessen" gesteuert, verschleiert wird, ist, wie intentional oder unbewusst es vor sich geht. Ich thematisiere in dieser Arbeit alltägliches und damit ein Vergessen, das zumindest bis zu einem gewissen Grad nicht intentional ist. Auch mittels deklarativ-reflektorischer Wissensweitergabe – dem Sprechen oder Schweigen – gehen Informationen verloren. Die Praxis des Beschweigens ist eine Variante des volitionalen (willentlichen) Vergessens. Sie ist nicht unbedingt formal, es gibt vielmehr „einen undurchsichtigen Zusammenhang von deklarativ-reflektorischem und inkorporiert-praktischem Gedächtnis", über das „es eine stillschweigende Übereinkunft zur Nichtthematisierung gibt" (ebd., S. 200). Ich folge Dimbath in der Annahme, dass es kaum zu ermessen sei, ob dem Beschweigen, also dem zielgerichteten Schweigen, „ein Handlungsentwurf zugrunde liegt oder ob es in stiller Übereinkunft vermeintlich automatisch erfolgt" (ebd., S. 83). Beschweigen, ob und inwieweit intendiert oder nicht, kann sich ebenfalls wie Erinnerungen und Habitus verselbstständigen: Es wird einmal über einen Wissensinhalt geschwiegen, es kann nicht mehr rekonstruiert werden, was der Wissensinhalt war, das Schweigen setzt sich in der Wiederholung und im Lauf der Zeit immer weiter fort. Aus dem aktiven Beschweigen wird in der Häufung also einfach Schweigen, und die Motivation für das Beschweigen ist möglicherweise nicht allen Gruppenmitgliedern bekannt – oder sie haben unter Umständen eine falsche Vorstellung von den Gründen für das gesellschaftliche Stummsein. Das Schweigen kann im Nachhinein mit Sinn versehen werden, es ist aber auch möglich, dass Menschen ihr Schweigen nicht mehr bewusst ist – und es stattdessen zum Teil des Habitus geworden ist. Möglicherweise kommt es – mit Kreuzer gesprochen – zum „totalen Wissensverlust". Wie aber hängen die „Konversationsmaschine", wie es Peter L. Berger und Thomas Luckmann ausdrücken, und das Vergessen zusammen? Ein gesetztes Schweigegebot führt nämlich nicht immer

dazu, dass über einen Sachverhalt nicht gesprochen und dann auch vergessen wird. Mitunter ist es besonders interessant, über etwas zu tuscheln, zu raunen und zu tratschen, was eigentlich vergessen werden sollte.

3.4.3 Abrufinduziertes Vergessen: zum Zusammenhang von Gesprächen und Vergessen

Laut Berek (2009, S. 169–170) „tritt Vergessen dann ein, wenn die [mündliche oder symbolische] Kommunikation abbricht". Ebenso konstatieren Berger und Luckmann, nachdem sie auf die Relevanz von Gesprächen für die Wirklichkeitskonstruktion eingegangen sind, geradezu lakonisch das Bedürfnis von Menschen, die Wirklichkeit in der Kommunikation für sich *kohärent* zu konstruieren, was bedeutet, dass nicht als kohärent wahrgenommene Wissensinhalte ausgesondert werden und dem Vergessen anheimfallen:

> *„Der Mensch in der Verwandlung wäre wohl besser daran, wenn er so manches vollkommen vergessen könnte. Aber vollkommenes Vergessen ist bekanntlich nicht leicht. (…) Da man leichter etwas erfindet, was sich nie ereignet hat, als etwas vergißt, das sich ereignet hat, fabriziert man Ereignisse und fügt sie ein, wo immer sie gebraucht werden, um Erinnerung und neue Wirklichkeit aufeinander abzustimmen. Weil dem Einzelnen die neue Wirklichkeit nun absolut plausibel erscheint, kann er absolut ‚aufrichtig' sein. Subjektiv erzählt er keine Lügen über die Vergangenheit, er bringt sie vielmehr ‚auf Vordermann' jener einen ‚Wahrheit', die Vergangenheit und Gegenwart umgreifen muß."* (Berger/Luckmann 1974, S. 171)

Charles B. Stone und William Hirst (2014) nahmen den Zusammenhang von Gesprächen und Vergessen, in Dimbaths Verständnis also Vergessen im engeren Sinne, empirisch und experimentell in den Blick. Auch sie sehen einen engen Zusammenhang zwischen Schweigen und Vergessen (ebd., S. 316) und beziehen sich auf eine Art automatischen Vergessens, nämlich auf das Konzept des aus der Psychologie bekannten Phänomens des „abrufinduzierten Vergessens" (ebd., S. 315). Abrufinduziertes Vergessen bedeutet, dass das Abrufen von Wissenselementen dazu führt, dass damit semantisch verknüpfte, nicht abgerufene Aspekte dieses Wissens, nachhaltig entfallen und nur sehr schwer in Erinnerung gerufen werden können. Informationen, die gar nichts mit dem ins Gedächtnis gerufenen Wissen zu tun haben, sind dagegen leichter abrufbar (ebd.) Die Autoren testeten, ob dieses Phänomen auch in kleinen Gruppen von zwei Personen und in großen Gruppen auftritt. Sie kommen zu dem Schluss, dass öffentliches Schweigen (*silence*) eng mit öffentlichem Vergessen, auch in mündlich transportierten Erinnerungen, zusammenhängt (ebd., S. 320). William Hirst und Gerald Echterhoff (2008, S. 211) drücken dies so aus:

> *"[C]ollective amnesia is best produced not by avoiding a topic, but by being silent about the problematic aspects."*[53]

Oder, anders herum gewendet, um Abwesenheit von Wissen zu erkennen, formuliert Iwona Irwin-Zarecka (2017, S. 118), die eine ähnliche Beobachtung machte:

> *"when we set out to listen to historical silences, we are forced to listen to a great deal of noise."*[54]

Sich vorzunehmen, etwas zu verschweigen, um es zu vergessen, funktioniert dagegen oft nicht. Diese Strategie kann zum gegenteiligen Effekt führen: Je mehr ein Mensch etwas vergessen will, desto präsenter wird es im Gedächtnis (Stone/Coman/Brown/Koppel/Hirst 2012, S. 48).

Übertragen auf das Thema „Zwangsarbeit" bedeutet dies, dass wenn über Zwangsarbeit oder Zwangsarbeiter_innen gesprochen wird, diese angesprochenen Aspekte zwar erinnert werden, damit schematisch verknüpfte, verschwiegene Inhalte jedoch nachhaltiger dem Vergessen anheimfallen und sehr schwer in Erinnerung zu rufen sind. Wissensinhalte aus ganz anderen semantischen Feldern, etwa das Thema, welche Naturkatastrophe über das Dorf hereingebrochen ist, können dagegen leicht erinnert werden. Ich füge diesen Erkenntnissen zum abrufinduzierten Vergessen noch einen Aspekt hinzu: Nicht nur das Verschweigen eines problematischen Details führt zu nachhaltigem Vergessen, sondern auch das aktive Umdeuten desselben. So nahm die Forschung zu Familiengedächtnissen (vgl. dazu Kapitel 3.5.2) in den Blick, wie Sachverhalte rezipiert werden. Aus der Studie „Opa war kein Nazi" (Welzer/Moller/Tschuggnall 2005, S. 72–80) ist bekannt, dass belastende Aspekte von Erzählenden oft nicht verschwiegen, von den Zuhörenden, also den Kindern und Enkel_innen, aber sehr aktiv umgedeutet, beschönigt und in ein bestehendes Deutungsmuster eingepasst werden.

Sowohl Dimbaths Konzeption von Vergessen, also eingefahrene Skripte und Schemata immer weniger aufzurufen, als auch das abrufinduzierte Vergessen weisen darauf hin, dass Vergessen *graduell* vonstattengeht. Auch der alltägliche Vergessensprozess wiederholt sich. Das Vergessen ist Teil der Alltagswelt und geht selbstredend auch in den unteren Legitimationsstufen vor sich. Während eine Kohorte vielleicht noch weiß, dass etwas ein Tabu ist, dass über etwas nicht gesprochen wird, gerät dies bei den Jüngeren vollkommen in Vergessenheit. Die Jüngeren wissen gar mehr, dass es einmal ein Tabu gab. Eine andere Möglichkeit ist, dass das Tabu durch den Habitus oder das kollektive Unbewusste eingehalten

53 Meine Übersetzung lautet: „Kollektive Amnesie führt man am besten herbei, nicht indem man ein Thema ganz vermeidet, sondern indem man die problematischen Aspekte des Themas verschweigt." (Hirst/Echterhoff 2008, S. 211)

54 Meine Übersetzung: „Wenn wir historisches Schweigen ausmachen wollen, werden wir gezwungen, viel Lärm zu hören." (Irwin-Zarecka 2017, S. 118).

wird, es erst wieder durch eine gelesene Spur zum Vorschein kommt oder eben ganz aus dem gesellschaftlichen Wissensvorrat verschwindet. Dies bedeutet auch, dass Vergessen sehr explizit, etwa manipuliert, und ebenso implizit, wie im Habitus oder durch graduelles Verändern von Deutungsmustern, vor sich gehen und es empirisch nicht immer eruiert werden kann, wie explizit und intentional das Vergessenwollen einst war. Mit Blick auf diese Arbeit und dem damit verbundenen alltäglichen Vergessen gehe ich von Tabus und offenen Geheimnissen aus, die gesellschaftlich graduell, als Praxis und nicht immer intentional, vergessen wurden. Zudem steht gesellschaftliches Vergessen in engem Zusammenhang mit mündlicher Kommunikation, insbesondere gezieltem Schweigen und sichverselbstständigendem Schweigen. Vergessen wird also, indem Menschen sich über bestimmte Themen unterhalten und nur die problematischen Aspekte verschweigen. Welche Aspekte der NS-Zwangsarbeit werden nun mittels mündlicher, alltäglicher Erinnerung vergessen?

Ich möchte im Folgenden Konstellationen des alltäglichen, vor allem des mündlichen Erinnerns – oder sozialen Gedächtnisses –, die durch Sprechen, Zeit- und Raumvorstellungen bestimmt werden, aufzeigen. Zunächst werde ich die biografische Erzählung als zeitlich strukturierende Gesprächsgattung diskutieren, mittels derer soziale Gedächtnisse geschaffen werden. Dieses Format wurde und wird, wie in der Einleitung dargestellt, häufig angewendet, um sowohl die Geschichte von NS-Zwangsarbeit als auch die Erinnerung daran zu erforschen.

3.5 Konstellationen mündlichen Erinnerns

3.5.1 Subjektzentriertes Erinnern und Temporalität im biografischen oder narrativen Interview

Oral-History-Interviews und biografische Erzählungen stehen traditionell in engem Zusammenhang mit der Forschung und Erinnerung an nationalsozialistische Verbrechen, insbesondere Zwangsarbeit. Ich subsumiere unter subjektzentrierten Berichten qualitative, narrative Interviews und mündliche biografische Erzählungen. Diese Gespräche, die unter anderem in der geistes- und sozialwissenschaftlichen Forschung als Quelle, aber auch als Objekt theoretischer und methodischer Überlegungen dienen, sind Erzählungen über eigene Erfahrungen und/oder über den eigenen Lebenslauf. Oral History hat, thematisch etwas weiter gefasst, den Anspruch, die Geschichte marginalisierter Gruppen, die im gängigen Kanon nicht repräsentiert ist, gesellschaftlich zu tradieren (Perks/Thompson 2016, S. 3). Die (auto-)biografische Erzählung eines Menschen über sich selbst in der Welt ist *die* Quelle bei der Erforschung mündlich tradierter Erinnerung. Häufig möchte der_die Interviewer_in Wissen zu einem bestimmten, oft historischen, Sachverhalt generieren, also erfahren, wie sich etwas zugetragen

hat. Derartige Berichte sind aber auch sozial gerahmt und Ausdruck gegenwärtiger kollektiver Gedächtnisse (Halbwachs 1985, S. 40–42; Sieder 1999; Alheit/Dausien 2009, S. 302). Diese Quellen dienen unterschiedlichen Zwecken: So können sie helfen, die Gestalt der biografischen Erzählung offenzulegen. Oft wird anhand dieser Interviews analysiert, wie Sachverhalte gewichtet und kombiniert werden und welcher Sinn diesen Sachverhalten zugemessen wird (beispielsweise Rosenthal 1995; Laub 2000). Allgemein formuliert, geben narrative Erzählungen Aufschluss über individuell-subjektive *und* kollektive Erinnerung sowie – wissenssoziologischer ausgedrückt – Deutungsmuster. Dennoch ist zu beachten, dass selbst wenn ein_e Gesprächspartner_in noch so zusammenhängend über sich selbst berichtet, die Erzählung gemeinsam, von Interviewer_in und Interviewter_em, hergestellt wird. Das Interview ist eben ein „Artefakt", wie Harald Welzer (2012, S. 249) es ausdrückt. Welzer weist auf das Dilemma der wissenschaftlichen Arbeit mit Interviews hin. Methodische Gebote, dass sich die_der Fragende während des Gesprächs zurückhalten oder dass die_der Interviewte die Erzählungen nach selbst gesetzten Relevanzen gestalten möge, widersprechen Kommunikationsregeln: Gespräche, auch Interviews, und damit die Herstellung sozialer Wirklichkeit, sind interaktiv (ebd). Pierre Bourdieu (2011, S. 304) stellt die Aussagekraft biografischer Erzählungen gänzlich in Frage. Er mokiert sich über Lust und Zwang, sich zum „Ideologen des eigenen Lebens zu machen" und betont, mit wie viel Aufwand die Kohärenz eines Lebenslaufs in der Erzählung und durch staatliche Disziplinierung hergestellt werden muss:

> *„Der Versuch, ein Leben als eine einmalige und sich selbst genügende Abfolge von Ereignissen zu verstehen, deren einziger Zusammenhang in der Verbindung mit einem ‚Subjekt' besteht, dessen Konstanz nur die eines Eigennamens sein dürfte, ist ungefähr so absurd wie der Versuch, eine Fahrt mit der U-Bahn zu erklären, ohne die Struktur des Netzes zu berücksichtigen."* (ebd., S. 309)

Die wissenschaftliche Aussagekraft biografischer Erzählungen ist also umstritten, zumindest nicht eindeutig. Auch wenn Geschichts- und Sozialwissenschaften zumindest in Teilen den Anspruch haben, die Geschichte Marginalisierter mit narrativen Interviews zu erforschen, ist auch die Generierung dieser Quellen nur unter bestimmten Umständen möglich, denn: Das biografische oder narrative Gespräch ist eine vergleichsweise elitäre mündliche Form, die nicht bei allen Menschen gleichermaßen zur Anwendung kommt. Sie wird in speziellen Situationen, wie in einem Interview mit einem_r Historiker_in, in einer strafrechtlich relevanten Zeugenaussage oder im Gespräch mit einer Ärztin, wenn die_der Befragte seine_ihre Krankengeschichte erzählt und nicht von allen gleichermaßen beherrscht. Die Form der streng (auto-)biografischen mündlichen Erzählung ist schriftlichen Vorbildern entlehnt: Gegen Ende des 18. Jahrhunderts entwickelte sich seitens der Wissenschaft Interesse an „Herzensgeschichten", also an Biografien (Alheit/Dausien 2009, S. 293),

im 19. Jahrhundert äußerte sich dieser Trend in häufig verfasster Tagebuchliteratur und in literarischen Autobiografien (ebd.). Die Entwicklung dieses Formats steht in Zusammenhang mit der Vorstellung, der Mensch sei ein Subjekt, es ist eine „Wissensform der Moderne" (Abraham 2002, S. 138–144; vgl. auch Abrams 2016, S. 33–53; Alheit/Dausien 1992, S. 167). Der biografische oder narrative Bericht ermöglicht es, ein kohärentes Selbst, das in einem temporalen Verlauf, also über die Zeiten hinweg konstant bleibt, zu erschaffen (Alheit/Dausien 2009, S. 304). Sich selbst und anderen zu erzählen, wer man ist, ist laut Welzer (2002, S. 205–206) auch zentral für das kommunikative Gedächtnis. Dabei wird die Erzählung meist nach einem Plot gestaltet – kulturelle Genres wie Romanze, Komödie oder Tragödie kommen zur Anwendung. Der_die Erzählende rekapituliert also, wie ihr_ihm Erlebnisse widerfahren, sie_er Erfahrungen macht und handelt (Welzer 2012, S. 25; Welzer 2002, S. 172–173). An verschriftlichten autobiografischen Erzählungen lässt sich zeigen, dass sich Berichte von Arbeiter_innen und Angehörigen des Bürgertums deutlich voneinander unterscheiden und Arbeiter_innen ihrer subjektiven Entwicklung weniger Raum geben und eher im Kontext sozialer Deutungsmuster präsentieren. Mit anderen Worten: Die Erzählungen von Arbeiter_innen sind auch davon geprägt, was in ihrem Leben alles *nicht* möglich ist (Alheit/Dausien 1992; Warneken 2010, S. 180). Körperlicher Ausdruck kann sich mit Erzählungen mischen, etwa wenn geweint oder gestikuliert wird, wenn Erlebnisse während des Berichts reenacted werden (Abraham 2002, S. 470–473). Die Gattung der mündlichen biografischen Erzählung ist im Vergleich zu anderen mündlichen Formen also hochgradig geformt, der biografische Bericht, um es mit Berger und Luckmann auszudrücken, stark von höheren Legitimationsstufen durchdrungen; ausführliche religiöse, politische, moralische Elaborationen lassen sich in vielen biografischen Erzählungen finden. Die subjektzentrierte Darstellung eigener Erfahrungen und daraus gezogener Lehren ist also ein bürgerliches Format und damit eine Spezialform der mündlichen Kommunikation. Viele Verfolgte des Nationalsozialismus, die, wie im Fall der vorliegenden Arbeit, nie öffentlich über ihre Erfahrungen gesprochen haben, hatten dafür vielfältige Gründe. Zwei dieser Gründe mögen gewesen sein, dass ihnen dieses vergleichsweise geformte Genre erstens nicht geläufig war und es zweitens keine, zu wenige oder erst zu spät Interviewer_innen gab, denen die biografischen Erfahrungen berichtet werden konnten. Auch wenn diese Form sehr subjektzentriert ist, hat sie, da sie so oft Anwendung findet und als Modell des mündlichen Erinnerns gilt, im Hinblick auf Verfolgte oder Marginalisierte, deren Berichte aufgenommen wurden, erheblichen Einfluss auf soziale Gedächtnisse. Deren Erzählungen wurden somit nicht nur dokumentiert, sie entfalteten oft auch eine gesellschaftliche Breitenwirkung. In dieser Art Interview spiegeln sich also nicht nur gesellschaftliche Deutungsmuster wider, Erzählungen Einzelner haben – in die entgegengesetzte Richtung gedacht – auch Auswirkungen auf die *gesellschaftliche* Konstruktion von Wirklichkeit. So gibt es eine Vielzahl an aufgezeichneten und gespeicherten Berichten beispielsweise von Shoah-Überlebenden. Interviewsammlungen können

einen starken Gemeinschaftsfokus haben, also nicht nur das individuelle und subjektive, sondern das soziale Gedächtnis einer Community formieren. Beispiele hierfür sind Interviewsammlungen von KZ-Gedenkstätten, die Hinweise auf das soziale Gedächtnis von Lagergemeinschaften geben können, oder das „Holocaust Survivors Film Project" in New Haven, USA, im Rahmen dessen sich Shoah-Überlebende zunächst gegenseitig interviewten und videografierten. Sie schufen somit zumindest während der Anfänge des Projekts das soziale Gedächtnis einer speziellen Gruppe, nämlich das während des Nationalsozialismus verfolgter Juden und Jüdinnen, die nach dem Krieg in Connecticut, USA, lebten (Naron 2018). Die lebensgeschichtliche Erzählung ist auch die Gesprächsform, die im Vergleich zu anderen mündlichen Gattungen oft gespeichert, transkribiert und beispielsweise im Falle auditiver oder videografierter Interviews mit Überlebenden nationalsozialistischer Verbrechen auch vervielfältigt und mediatisiert wurde, kurz: Dieses Genre kann leicht in schriftliche oder verbildlichte Formen übersetzt werden. Technizität, Verschriftlichung und Medialität des qualitativen Interviews haben wiederum Einfluss auf die Gestaltung neuer mündlicher Erzählungen (Oldörp 2018). Über Fernsehen und digitalisierte Archive wurden viele dieser Berichte zugänglich gemacht. Der imaginierte oder tatsächlich sichtbare Zeitzeuge oder Talking Head, der über sich als Subjekt in der Welt „talkt", ist sicher auch wegen seiner medialen Flexibilität – das mündliche Interview kann eben auch schriftlich, speicher- und dann wieder abrufbar sein – zum Modell für mündlich tradierte Geschichte geworden (Shenker 2015, S. 192–198). Es gibt aber auch zahlreiche aufgenommene Gespräche mit nationalsozialistischen Mitläufer_innen, Täter_innen und ihren Nachkommen, beispielsweise Aussagen von TäterInnen vor Gericht, Interviews in Fernsehproduktionen oder für Forschungszwecke (beispielsweise Rosenthal 1992; Welzer/Moller/Tschuggnall 2005; Rauchegger-Fischer 2018).

Obwohl auch interaktional, steht bei dieser Gesprächsform doch die Darstellung und Erinnerung der_des Erzählers_in im Mittelpunkt. Narrative und biografische Interviews werden auch oft geführt und ausgewertet, um Tradierungen innerhalb von Familien und von Generation zu Generation zu analysieren. Bei diesen Gedächtnissen liegt der Fokus nicht mehr auf einzelnen Individuen, sondern auf Gemeinschaften, und Gespräche innerhalb dieser Gemeinschaften weisen einen noch interaktionaleren Charakter als das biografische oder narrative Interview auf.

3.5.2 Generationen- und Familiengedächtnisse

Bei soziologischen, literaturwissenschaftlichen, psychologischen oder psychoanalytischen Studien zu Familiengedächtnissen ist zwischen der „TäterInnen- und Mitläufer_innen-Genealogie" und der „Verfolgten-Genealogie" zu unterscheiden. Erstere sind Studien in Deutschland und Österreich zu Gedächtnissen

von Familien von TäterInnen und Mitläufer_innen, also ehemaligen „Volksgenossen" und besonders Menschen, die sich an nationalsozialistischen Verbrechen beteiligt oder davon profitiert haben, und ihren Nachkommen. Zweitere sind Untersuchungen zu Gedächtnissen von Familien verfolgter Juden und Jüdinnen, die überlebten, sowie ihren Kindern und Enkel_innen in verschiedenen Ländern (beispielsweise Bar-On 1997; Hirsch 2012). Mir sind kaum Studien bekannt, die die Familiengedächtnisse anderer Gruppen von im Nationalsozialismus Verfolgten, beispielsweise als „asozial" Stigmatisierter oder nichtjüdischer Zwangsarbeiter_innen systematisch und intensiv beleuchten.[55] Mitunter werden die beiden Familiengedächtnislinien vergleichend oder parallel untersucht (Bar-On/Brendler/Hare 1997; Rosenthal 1997; Keil/Mettauer 2016). Alle in diesem Unterkapitel genannten Autor_innen verwenden den Begriff „Generation" und fokussieren auf auch durch familiäre Kommunikation vermitteltes transgenerationales Erinnern und Vergessen. Deshalb sei das Generationenkonzept kurz dargelegt und erklärt, warum ich es nur in seiner alltagssprachlichen Bedeutung verwende. Ich meine also mit „Generation" nichts anderes als eine Zusammenfassung mehrerer Kohorten oder eben eine Altersgruppe. Warum verwende ich den Begriff nicht in einem soziologischen Sinne? Die soziologische Generationenforschung geht auf Karl Mannheim (1928) zurück, der zwischen Generationslagerung, -zusammenhang und -einheit unterscheidet. Lagerung steht für die gleichzeitige gesellschaftliche Positionierung von Menschen qua Geburt, sie befinden sich im selben „historisch-sozialen Raum". Der Generationszusammenhang bedeutet die lose, auch nicht intentionale Zugehörigkeit zu einer Großgruppe, etwa die Zugehörigkeit zu den Proletarier_innen, mit Mannheims Worten, die „Klassenlage". Der Zusammenhang ist die Voraussetzung für die Zugehörigkeit zu einer Generationseinheit, mit der die „Partizipation an den gemeinsamen Schicksalen dieser historisch-sozialen Einheit" gemeint ist (Mannheim 1928, S. 309–311). Mannheim korreliert also, um sinnvolle Aussagen treffen zu können, Zugehörigkeit zu einer Altersgruppe, umgangssprachlich „Generation", mit anderen Attributen, beispielsweise mit Klassenzugehörigkeit und Leben in einem bestimmten Nationalstaat. Das Attribut „Altersgruppe" allein wäre für eine aussagekräftige Analyse zu allgemein. Das Generationenkonzept ist für viele Untersuchungen, auch die im Folgenden genannten, plausibel und hilft, transgenerationale Aspekte von Familiengedächtnissen zu analysieren. Für die Fragestellung und das Forschungsdesign der vorliegenden Arbeit aber erklären diese, auch von Mannheim vorgeschlagenen Korrelationen, die eher auf ein großes, repräsentatives Sample oder die Makroebene abzielen, beispielsweise „die Bund-Deutscher Mädel-(BDM)-Generation" oder

55 Daniel Wutti analysierte die transgenerationale Weitergabe von Traumata unter Kärntner Slowen_innen Eine seiner Veröffentlichungen ist: Wutti, Daniel (2013): Drei Familien, drei Generationen. Das Trauma des Nationalsozialismus im Leben dreier Generationen von Kärntner SlowenInnen. Klagenfurt/Celovec: Drava.

die „Generation der Kinder von Shoah-Überlebenden", zu wenig. Die von mir untersuchte Gruppe ist ohnehin durch die Festlegung auf ein Untersuchungsgebiet eingeschränkt. Auch in der Forschung der letzten Jahrzehnte wurde festgestellt, dass der Begriff „Generation" leicht zu dekonstruieren ist, und es gibt einen starken Fokus auf die *Herstellung* der Generation (Bohnenkamp/Manning/Silies 2009, S. 9–29). Zudem habe ich wie Dariuš Zifonun (2011, S. 205) Zweifel daran, dass sich Generationen in einem gegenwärtigen Erinnerungsdiskurs, nach dem diese Arbeit fragt, eindeutig unterscheiden lassen. Auch diejenigen, die etwas oder „eine Zeit" am eigenen Leib erfahren oder erlebt haben, montieren ihre Erzählungen mit *aktuellen* Deutungsmustern.

Doch wie lassen sich nun Familiengedächtnisse charakterisieren? Sowohl Harald Welzer, Sabine Moller und Karoline Tschuggnall (2005) als auch Margit Reiter (2006, S. 17–19) weisen darauf hin, dass innerhalb von Familien vergangene Episoden zur Familiengeschichte vergegenwärtigt werden. Dies geschieht oft beiläufig und bedarf nicht immer einer speziellen Intention. Es gibt aber auch die Praxis des rituellen Erzählens, die der familieninternen Selbstversicherung als Gruppe dient, das gemeinsame Erinnern trägt zur wiederholten Erneuerung des Familienselbstentwurfes bei (Welzer/Moller/Tschuggnall 2005, S. 19–22; Reiter, M. 2006, S. 17–19). Episoden zur Familiengeschichte werden vergegenwärtigt, es wird selektiv erzählt, nachgefragt und wiedererzählt. Die einzelnen Familienmitglieder müssen aber die individuelle Erinnerung mit dem familiären Narrativ in Einklang bringen. Auch die innerfamiliäre Kommunikation folgt also eigenen Logiken und strukturiert sich entlang von Schemata. Gerade die Erinnerung in Kleingruppen wie der Familie zeichnet sich durch einen hohen Grad an Interaktionalität und mitunter auch Konflikthaftigkeit aus (Keppler 1994). Teilweises Schweigen und die selektive Tradierung nationalsozialistischer Verbrechen werden generationenübergreifend verfertigt. Das kommunikative oder eben alltägliche Gedächtnis einer Familie entsteht durch gemeinsame kommunikative Akte der Erinnerung. Wenn ein_e Sprecher_in die Haupterzählung generiert, greifen andere „unterstützend, unterbrechend oder korrigierend" ein (ebd., S. 207). Sie_er unterscheidet in den Gesprächen nicht immer, was sie_er selbst erlebt oder erfahren hat, was der Familiengeschichte entlehnte Versatzstücke sind oder was über andere Medien transportierte Geschichte ist. So verwenden sowohl Angehörige der „Erfahrungskohorte" als auch Kinder und Enkel_innen medial vorgefertigte Bilder und Drehbücher, um ihre eigenen oder die gehörten Erzählungen aufzufüllen (Welzer/Moller/Tschuggnall 2005, S. 199) – es entstehen Pastiche-Geschichten. Welzer (2012, S. 247) drückt dies so aus:

> *„Erinnerungen an Erlebnisse und Geschehnisse, die in Interviews erzählt werden [sind aber] eines ganz sicher nicht: Erlebnisse und Geschehnisse, wie sie in der historischen Situation geschehen und erlebt worden sind."*

In den Studien „Opa war kein Nazi" (Welzer/Moller/Tschuggnall 2005) und in „Die Generation danach. Der Nationalsozialismus im Familiengedächtnis" von Margit Reiter (2006) wird die familieninterne Verständigung über den Nationalsozialismus bei ehemals der „Volksgemeinschaft" Zugehörigen und ihren Nachkommen untersucht. Sie kommen zu dem Ergebnis, dass Nachkommen es ignorieren oder umdeuten, wenn Angehörige der Erfahrungsgeneration von ihrer Beteiligung an Verbrechen erzählen. Es gibt Kinder und Enkel_innen, die geradezu „mit Beharrlichkeit nicht hören, was ihre Eltern bzw. Großeltern getan haben" (Welzer/Moller/Tschuggnall 2005, S. 49). Welzer, Moller und Tschuggnall (2005, S. 51–80) zeigen zudem, dass die Kinder und Enkel_innen oft über viel exaktes historisches Wissen zum Nationalsozialismus und zur Shoah verfügen, und die Großeltern ihre Zeug_innenschaft von und Beteiligung an Verbrechen durchaus thematisieren oder andeuten. Die Kinder und Enkel_innen platzieren die Erfahrungsgeneration, also Eltern und Großeltern, in diesem Universum des Grauens jedoch so, dass diese nach wie vor moralisch integer erscheinen. Es gelingt den Nachkommen, diese Widersprüche des Wissens um die Verbrechen und die Vorstellung von den moralisch handelnden Eltern und Großeltern miteinander zu vereinbaren (ebd., S. 24). Die einzelnen Familienmitglieder müssen die individuelle Erinnerung auch mit einem gesellschaftlichen Narrativ in Einklang bringen (ebd., S. 22–25). Viele Studien zu beiden Linien weisen auf das innerfamiliäre Schweigen hin. Reiter zitiert Christian Schneiders Begriff der „Pakte des Schweigens" (Schneider, zit. n. Reiter, M. 2006, S. 68), die zwischen der Zeitzeug_innen- und der Kindergeneration existieren, Gabriele Rosenthal (1992) spricht von der „Institutionalisierung einer Abwehrhaltung". Viele Nachgeborene wollen die Anekdoten und Erzählungen ihrer Eltern und Großeltern gar nicht erst hören. Es ist ein „wesentlicher Grundzug" der innerfamiliären Kommunikation über die NS-Vergangenheit, dass Jüngere „Scheu" hätten, zu fragen (Reiter, M. 2006, S. 69). Dies können auch internalisierte, von den Eltern oder Großeltern vermittelte Frageverbote sein.

Das heißt, dass die Jüngeren ebenso Akteur_innen der kollektiven Geschichtsproduktion und -tradierung sind wie Angehörige der Erfahrungskohorte, und es auch an den Nachgeborenen liegt, zu fragen – und dann zu deuten. Intergenerationales Schweigen oder wirksam gebliebene Abwesenheiten werden auch bei Familien von Verfolgten tradiert (Rosenthal 1997, S. 410–415). In Familien von Verfolgten kann es im Gegensatz zum Schweigen auch vorkommen, dass belastende Erfahrungen immer wieder, ungefiltert und sehr explizit, erzählt werden. Dies schilderte etwa Esther Perel (2015), Tochter von Shoah-Überlebenden, anlässlich des 70. Jahrestags der Befreiung des Vernichtungslagers Auschwitz. Zudem wird die innerfamiliäre und transgenerationale Tradierung in diesen Familien oft auf Weitergabe von Traumata hin untersucht (beispielsweise Brunner/Zajde 2011; Immler 2016; Windsperger 2016). Carolin Kidron (2011) kommt zu dem Ergebnis, dass weniger explizite Erzählungen, sondern Praktiken, die in

Zusammenhang mit der Verfolgung stehen, in einer Familie von Verfolgten weitergegeben werden.

Im Folgenden werde ich Gedächtnisse kleinerer Gruppen, die durch die räumliche Nähe der einzelnen Mitglieder und durch Interaktionalität geprägt sind, in den Blick nehmen. Dies sind Gedächtnisse von Orten und Regionen.

3.5.3 Räumliches Erinnern: lokale und regionale Gedächtnisse

Gedächtnisse und auch die Alltagswelt haben eine räumliche Struktur. Soziale Gedächtnisse formieren sich also auch nach Orten und Topografien, etwa nach den „Steinen der Stadt" (Halbwachs 1985, S. 130; S. 128–134) oder eben nach den Feldwegen des Dorfes.

Ähnlich wie bei der Erinnerung innerhalb der Familie konstituiert sich Erinnerung im Lokalen und Regionalen „real", „in der Praxis und Performanz von Ritualen und Routinen". Gedächtnisse auf lokaler und regionaler Ebene entstehen – ebenfalls ähnlich wie Familiengedächtnisse – durch Interaktion (Reeken, von/Thießen 2014, S. 90). Nicht zuletzt lässt es sich in einem Ort, in einer Region, relativ leicht mündlich miteinander kommunizieren, und Habitus-Formen können voneinander abgeschaut werden. Dietmar von Reeken und Malte Thießen (ebd.) unterscheiden lokales und regionales Gedächtnis: Lokales Gedächtnis ist durch Alltäglichkeit gekennzeichnet und dieses konkrete lokale Gedächtnis ist zentraler Rahmen für Erinnerungen. Zudem erlaubt es die Erforschung lokaler Gedächtnisse, den erkenntnistheoretischen Fokus auf ein synchrones Netz „kollektiver Erinnerungen", „die sich wechselseitig ‚kommentieren'", zu legen. Forscher_innen können in dieser Konstellation „Wechselwirkungen zwischen Erinnerungsorten" und „Erinnerungsgruppen" untersuchen (Thießen 2009, S. 160).

Regionale Gedächtnisse wiederum zeichnen sich durch institutionelle, häufig politische, Netzwerke aus, die die Konstruktion der Region vorantrieben und -treiben. Zusätzlich sind diese Bestrebungen des „Erfindens der Region" auch in regionalen Medien präsent (Reeken, von/Thießen 2014, S. 89; Trummer 2018). Zentral beim Regionenkonzept ist die Vorstellung von Räumlichkeit: Raum entsteht nach Martina Löw (2001, S. 158–161) durch Spacing und Synthese. Spacing bedeutet Platzieren, also Errichten, Bauen und Positionieren (ebd., S. 158), Synthese meint „Wahrnehmungs-, Vorstellungs- und Erinnerungsprozesse" (ebd., S. 159). Regionale Raumkonzepte basieren unter anderem auf Infrastruktur, Wirtschaftsbeziehungen, Familienbeziehungen, religiösen, politischen und sozialen Vernetzungen (Steber 2018, S. 54). Geschichts- und Gegenwartsdeutungen mit Bezug auf die Region wurden vor allem im 19. und 20. Jahrhundert ausgehandelt (Reeken, von/Thießen 2014, S. 91). So war die sogenannte „Heimatbewegung" zentrale Akteurin bei der Schaffung der Region Niedersachsen (ebd., S. 86). Regionale Gedächtnisse haben eine

„Umwandlungs- und Vermittlungsfunktion (…) zwischen Ebenen des Raums, zwischen Ebenen der politisch-staatlichen (…) Organisation, und inhaltlich zwischen (…) Geschichtsnarrativen und damit (…) zwischen Ebenen der (….) gruppenbezogenen Identitätsentwürfe." (Schmid 2014, S. 34)

Dies bedeutet, dass das regionale Gedächtnis eher kulturell im Sinne Jan Assmanns hergestellt, es eher instruiert und durch schriftliche Medien transportiert wird. Meinem Verständnis nach bringen die Bewohner_innen einer Region aber dieses regionale Gedächtnis mit dem lokalen, ihrem alltäglichen Erinnern, also ihren sozialen Gedächtnissen, und auch mit ihrem Verständnis, wer inner- und außerhalb dieser Region verortet ist, in Einklang. Die in der Einleitung erwähnten und viele weitere Regionalstudien zu NS-Zwangsarbeit, angefertigt ebenso von hauptberuflichen Akademiker_innen wie ehrenamtlich Aktiven, ob die von Lutz Niethammer geleitete LUSIR-Studie oder die auf dem vom christlich organisierten Besuchsprogramm für ehemalige Zwangsarbeiter_innen basierende, kreierten sowohl das regionale als auch das lokale Gedächtnis der jeweiligen Gegend mit.

Die Konstruktion der Region, unabhängig vom Thema „NS-Zwangsarbeit" lässt sich, wie in Kapitel 2 dargelegt, auch für mein Untersuchungsgebiet nachweisen, das als Teil des „Bayerischen Waldes" firmiert. Dort diente die Konstruktion einer Region ihrer Überhöhung und der identitären Abgrenzung von der Tschechoslowakischen Republik. Zudem ist das Untersuchungsgebiet ländlich, und so werde ich im nächsten Abschnitt darauf eingehen, was ich unter „ländlicher Gesellschaft" und ländlichem Gedächtnis verstehe.

3.5.4 Ländliche Gedächtnisse

3.5.4.1 Ländliche Gemeinschaft, ländliche Gesellschaft

Auch „ländliche Gedächtnisse"[56] zeichnen sich durch viel Interaktion aus und ähneln wegen dieses interaktionalen Charakters dem Familiengedächtnis (Laumer 2017, S. 240). Doch was ist unter „ländlicher Gesellschaft" zu verstehen? Das Begriffspaar „ländliche Gesellschaft" ist im Kern widersprüchlich. Um diese Spannung deutlich zu machen, werde ich zunächst den Begriff „Gesellschaft" eingrenzen und darlegen, warum ich mich für diesen Terminus entschieden habe und anschließend darauf eingehen, wodurch meiner Ansicht nach „Ruralität"

56 Ich werde im Folgenden den Begriff „ländlich-regionales (oder regional-ländliches) Gedächtnis" verwenden, wenn ich mich auf eine konkrete ländliche Region, vor allem das Untersuchungsgebiet, beziehe. Im Zusammenhang mit Erinnerung an NS-Zwangsarbeit meine ich ländliche Gesellschaft in Deutschland und Österreich. Mein Konzept von „Ländlichkeit", ist, so hoffe ich, auch auf andere Nationalstaaten oder Weltregionen übertragbar.

gekennzeichnet ist. In welchem sozialen Gebilde leben und handeln Menschen also auf dem Land? Es ist jedenfalls keine Stadt. Es ist eine dünn besiedelte Gegend (vgl. Kapitel 2.1). Spricht man wie im vorangegangenen Kapitel von „lokalem und regionalem Gedächtnis", liegt es zunächst nahe, das ländliche Gefüge räumlich zu fassen. Ich nehme jedoch alltägliches Erinnern und nicht regional-institutionelle Geschichtsschreibung in den Blick und möchte deshalb den regionalen Aspekt nachrangig anwenden. Aus diesem Grund habe ich mich auch gegen den „ländlichen Raum" als tragendes Konzept entschieden und fasse das soziale Gebilde auf dem Land, ähnlich wie Lutz Laschweski, Tanja Mölders und Annett Steinführer (2019), konzeptuell fürs Erste gänzlich ohne räumliche Vorstellung. Es existieren zwar Theorien, die wie Martina Löw (2001) Raum als sozial hergestellt begreifen, dennoch sind diese Konzepte doch immer mit Topografie, mit Löw gesprochen dem „Platzieren" und somit auch mit materiellen Grenzen, verbunden. Im vorliegenden Fall bedeutet Platzieren auch das Bewirtschaften des Bodens, das heißt das Kreieren einer Landschaft. In den Kapiteln 5.2 und 6.6 werde ich näher auf diese Syntheseleistungen nach Löw, die Raum herstellen und die in den Deutungsmustern meiner Interviewpartner_innen aufscheinen, eingehen. Diese Kapitel werden die räumliche Strukturierung der von mir vorgefundenen Deutungsmuster behandeln. Um dies zu erleichtern, verwende ich in Kontrast zu diesen Deutungsmustern eine abstraktere, theoretische Folie des ländlichen sozialen Gebildes, die zunächst wie erwähnt *nicht* von einer räumlichen Struktur ausgeht.

Ist es also eine Gemeinschaft, eine Gesellschaft oder eine Gemeinde, in der Menschen dort leben und handeln? „Gemeinde" ist im vorliegenden Fall nicht zutreffend, weil diese auch eine kommunale Ebene bezeichnet, ich aber mehrere kommunale Gemeinden untersuche, und die Verwaltungsebene der Gemeinde nicht allein die Strukturen des Erinnerns bestimmen. Was spricht also in diesem Zusammenhang für den Terminus „Gesellschaft"? Ferdinand Tönnies (1887/2005) hat diesen Begriff im soziologischen Sinne geprägt und ihn im Gegensatz zu „Gemeinschaft" entworfen. Die Mitglieder einer Gemeinschaft haben persönliche, reale Kontakte zueinander (Schneidereit 2010, S. 15). Zudem hat Gemeinschaft „etwas mit [einer] in der Vergangenheit liegenden und bis an die Jetztzeit heranreichenden Zeitspanne [sowie] (…) mit Erfahrung, Erinnern und Erzählen zu tun" (ebd.). Ähnliche Erfahrungen, gemeinsames Erinnern und Erzählen führen zu einer gewissen Homogenisierung von Deutungsschemata innerhalb dieser Gruppen. Zusätzlich weisen sie meinem Verständnis nach einen deutlich stärkeren Raumbezug als Gesellschaften auf, sie sehen ihre Existenz also in Zusammenhang mit einem speziellen Raum und einem speziellen „Platzieren" und oft auch einer speziellen, landschaftlichen Topografie. Außerdem existiert in einer Gemeinschaft eine zumindest postulierte Vorstellung davon, dass man automatisch zusammengehört, qua Verwandtschaft oder qua Werten, ohne dies aushandeln oder sich über Gemeinsamkeiten verständigen zu müssen. Die

Beziehungen einer Gesellschaft basieren dagegen eher auf Vertragsabschlüssen und haben einen abstrakteren Charakter als die der Gemeinschaft. Eine Gesellschaft muss keine Gruppe sein (Schneidereit 2010, S. 15). Gesellschaften bestehen außerdem aus viel mehr Menschen, ihre Beziehungen untereinander basieren nicht mehr ausschließlich auf realen Kontakten. In der Moderne sind Menschen Teil verschiedener Gesellschaften und interagieren auf vielfältige Weise mittels Technisierung, Handelsbeziehungen und massenmedialer Kommunikation. Auch Migrationsbewegungen tragen zur Vergesellschaftung bei. Gesellschaften unterscheiden sich im Hinblick darauf, wieviel Zugang ihre Mitglieder zu Ressourcen haben und wie viele, auch nicht reale, sondern potenzielle, Kontakte sie haben. Manche Menschen befinden sich am „Rand der Gesellschaft". Es kann sich ändern, wer Teil einer Gesellschaft ist, es kann sich ändern, wer in der Gesellschaft in welcher Position oder – um mit Bourdieu zu sprechen – in welchem sozialen Feld spielt. Die sozialen Verflechtungen, die empirisch auf dem Land vorzufinden sind, tragen Elemente von Gemeinschaften *und* Gesellschaften in sich. Traditionell gelten „das Dorf" und die Landwirtschaft als prototypisch für Gemeinschaft, aber auch Beziehungen, Wissensvermittlung und Gedächtnisse auf dem Land unterliegen zahlreichen Vergesellschaftungs- und Modernisierungsprozessen. Ernst Langthaler und Reinhard Sieder (2000) drücken diese gesellschaftlich-gemeinschaftlichen Ambivalenzen in ihrem programmatischen Titel „Die Dorfgrenzen sind nicht die Grenzen des Dorfes" zu Ländlichkeit treffend aus. Ich sehe Gesellschaft oder vielmehr Vergesellschaftung als soziale Praxis an, auch ihre Ränder – wer gehört dazu und wer nicht? – werden mittels Praktiken und über verschiedene Gesprächsformen hergestellt. Ebenso wie das Begriffspaar „ländliche Gesellschaft" auf den ersten Blick in sich widersprüchlich wirkt, es aber einer tatsächlich-empirischen Entwicklung Rechnung trägt, sind die Termini „Gesellschaft" und „Gemeinschaft" keine absolut einander entgegengesetzten Pole. Vielmehr können Gesellschaft und Gemeinschaft ohne einander nicht gedacht werden (Schneidereit 2010, S. 19). Ich verwende, dem Gedanken Nele Schneidereits folgend, „Gesellschaft" im Sinne einer „politischen Gemeinschaft" (ebd., S. 123–124), die dem englischen Wort „community" recht nahekommt. Ich bleibe bei einer deutschsprachigen Begrifflichkeit und entscheide mich in diesem Zusammenhang, da auch die Menschen auf dem Land vergesellschaftet werden und um ihre Involvierung in vielfältige Beziehungen und Modernisierungsprozesse auszudrücken, für „Gesellschaft". Das Begriffspaar „ländliche Gesellschaft" birgt bereits dieses Spannungsfeld der zwei entgegengesetzten Kategoriecluster Gemeinschaft/Dorf/Tradition einerseits und Gesellschaft/Stadt/Moderne andererseits. Wie theoretisch dargelegt, trägt auch realiter und empirisch die ausschließlich agrarische Definition des Dorfes seit Jahrzehnten nicht mehr (Troßbach/Zimmermann 2006, S. 15–16). Regional-ländliche Gesellschaft weist Ähnlichkeiten mit der Struktur und Funktionsweise eines sozialen Feldes nach Pierre Bourdieu auf. Ein soziales Feld ist

‚a network, or a configuration of objective relations between positions'. (Bourdieu/Wacquant 1992, S. 97, zit. n. Gronow 2011, S. 114).[57] *These positions are occasions for struggles for the particular capital accumulated in the fields.(…) The amount of capital one has determines one's position in the field."* *(Gronow 2011, S. 114)*

Dieses Konzept erklärt Strukturen, die Erinnern und Vergessen in der ländlichen Gesellschaft bestimmen, sehr treffend (vgl. dazu Kapitel 6.1 und 6.2). Jedes Feld und die soziale Praxis im Feld weist eine eigene Logik (Bourdieu/Wacquant 2006, S. 127) auf. Bourdieus Theorie und auch sein Verständnis der sozialen Felder ist dezidiert modernisierungstheoretisch (Langenohl 2010, S. 335), und ich halte es für gewinnbringend, ländliche Gesellschaften auch modernisierungstheoretisch – und eben nicht per se als auf Orte und Regionen bezogene Gemeinschaft – zu begreifen. Jedoch – Bourdieu (2019) versteht unter einem „sozialen Feld" eher gesellschaftliche Teilbereiche mit hohem Grad von Bürokratisierung und Institutionalisierung wie etwa den Literatur- oder den Wissenschaftsbetrieb – und nicht eine ländliche Region mit starken gemeinschaftlichen Elementen. Für ihn ist in einem sozialen Feld zentral, dass sich die Akteur_innen in einem (zum Teil unvorhersehbaren) Spiel wähnen und dieser „illusio" anheim fallen (ebd., S. 360–365). Ländliche Gesellschaft ist meinem Verständnis nach ein quasi-soziales Feld mit recht hermetischen Positionierungen, jedoch ohne diese „illusio", ohne viel „Sinn für das Spiel" (vgl. auch Kapitel 4.2, vgl. auch Laschewski/Mölders/Steinführer 2019, S. 204).

Empirisch hat sich also längst gezeigt, dass Moderne und Tradition in Dörfern und Kleinstädten nicht nur nebeneinander existieren, sondern sich gegenseitig stützen. Dorfbewohner_innen sind Arbeiter_innen, Angestellte oder Unternehmer_innen und mitunter zur gleichen Zeit Bauern oder Bäuerinnen. Dörfliches Wirtschaften und Traditionen gehen oft vergleichsweise problemlos mit Entwicklungen der Moderne, also beispielsweise Arbeitsteilung in einem anderen Ort, Konsum moderner Medien und Freizeitgestaltung, einher (Kaschuba/Lipp 1982, ohne Seite zit. n. Langthaler/Sieder 2000, S. 20–21). Das Fortbestehen „alter, heute nicht mehr sinnvoll scheinender Zwänge" [eröffnet den Dorfbewohner_innen] ein „verblüffend problemarmes Leben (…) in der modernen Gesellschaft" (Jeggle 1977, S. 182–183). Die gemeinschaftlichen Elemente dieses ländlichen Habitus bestehen vor allem darin, dass man, ob nun tatsächlich oder der Vorstellung nach, reale, persönlichen Kontakt mit allen der Gemeinschaft Zugehörigen haben kann. Trotz der Existenz ländlich-urbaner Mischformen wie rurbanen oder suburbanen Siedlungen möchte ich nicht nur modellhafte idealtypische

57 Meine Übersetzung lautet: „Ein (soziales) Feld ist ‚ein Netzwerk oder eine Konfiguration objektiver Beziehungen zwischen Positionen' (Bourdieu/Wacquant 1992, S. 97, zit. n. Gronow 2011, S. 114). Die jeweilige Positioniertheit ist der Anlass für Kämpfe um das in den jeweiligen Feldern akkumulierte Kapital. (…) Die Menge des Kapitals, über die jemand verfügt, bestimmte ihre_seine Position im Feld."

Charakteristika des Ländlichen darlegen, sondern Ruralität als Analysekategorie verstanden wissen. Es klang bereits an, dass Bilder des Ruralen als dichotomer Gegensatz zum Urbanen und zu Vergesellschaftungsprozessen bis in die Gegenwart beständig sind. Es gab und gibt zahlreiche romantisierende und völkische Rekurse auf den ländlichen Raum und ländliche Gesellschaft (Langthaler/Sieder 2000, S. 9–15; Laumer 2017, S. 229–232). Traditionell wurde die dörfliche Gemeinschaft als Baustein der nationalen Gemeinschaft verstanden (Langthaler/Sieder 2000, S. 7) und mit Bäuerlichkeit, also auch bäuerlichem Wirtschaften, verbunden (ebd., S. 12–13; Brüggemann/Riehle 1986, S. 225). Auch die tatsächliche „Volksgemeinschaft" war eine moderne Variante von Gemeinschaft. In ihr gab es Arbeitsteilung, Hierarchie und Unterschiede *und* sie war moralisch, emotional, ethnisch (Holz/Weyand 2018, S. 108) und eugenisch definiert.

Ländlichkeit bedeutet nun meiner Definition nach, dass zum einen gemeinschaftliche Aspekte der Beziehungen einer Gruppe empirisch sichtbar sind. Zum anderen ist es charakteristisch für Ländlichkeit, dass die Vorstellung, die dort Lebenden wären *vor allem* eine Gemeinschaft, überbetont wird. In der ländlichen Gesellschaft werden vergesellschaftete und die voneinander differenzierenden Aspekte der in ihr lebenden Individuen und Subjekte ausgeblendet. Ländliche Gesellschaft zeichnet sich durchaus durch soziale Nähe und gegenseitige soziale Kontrolle aus. Sie wird oft durch Verwandtschafts- und Nachbarschaftsverhältnisse, den „Schicksalszusammenhang Verwandtschaft" (Ilien/Jeggle 1978, S. 86) geprägt (Troßbach/Zimmermann 2006, S. 15–16). Mit anderen Worten heißt dies: „Man kennt sich." Selbst wenn das Wissen über die anderen im Dorf möglicherweise „nur" auf im Dorf generiertem Wissen, etwa Klatsch, und nicht auf eigener Erfahrung oder Interaktion beruht, glaubt man zu wissen, mit wem man es zu tun hat – auch dies ist meinem Verständnis nach ein zentrales Merkmal von Ländlichkeit. Ich meine hier die rurale Gesellschaft, in der Familien seit mehreren Generationen leben oder es zumindest die Behauptung gibt, dass diese Familien „alteingesessen" wären. Wenn sich „Alteingesessene" dazu verhalten müssen, dass de facto neu Hinzugezogene in der Gegend wohnen, ob nun Erntehelfer_innen, Altenpfleger_innen, jüdische sowie nichtjüdische Einwander_innen aus den Nachfolgestaaten der Sowjetunion usw., wird in „Altansässige" und neu Hinzugezogene unterschieden. In ländlichen Gesellschaften wird mit dem_der Zugezogenen die Figur eines Fremden, häufig eine *spezielle* Gestalt des Fremden, nämlich die des Randseiters oder des *marginal man*[58], konfiguriert (Reuter 2002, S. 17–18; S. 95–104; vgl. dazu auch Kapitel 4.2 und Kapitel 6.1 zur Geschichte der Heimatlosen Ausländer in der BRD). Dabei folge ich der Konzeption des *marginal man* von Robert E. Park (1950a; 1950b) und Everett V. Stonequist (1961), wonach diese Art des Fremden in einer randständigen Position ist

58 Da mit „dem Fremden", „dem Randseiter" und dem „marginal man" jeweils eine Figur und keine realen Menschen gemeint sind, gendere ich diese Begriffe nicht.

und die Mehrheitsgesellschaft Distanz zu ihm_ihr hält (Glorius 2007, S. 46–47). Der *marginal man* ist dazu verdammt, in zwei Welten zu leben (Park 1950b, S. 376), er tritt auf den Plan, wenn Gesellschaften dabei sind, sich zu transformieren (ebd., S. 375–376). Da sich Gesellschaften seit dieser Aussage fortlaufend rasant geändert haben, sie sich wahrscheinlich künftig weiterhin transformieren werden, wird es den marginal man weiterhin geben. Auf dem Land dient diese Gestalt des Fremden dazu, die Fiktion von der genuin ländlichen Gemeinschaft aufrechterhalten und mitunter extra betonen zu können. Solche Entwicklungen gibt es natürlich auch in anderen, nicht nur ländlichen, Gesellschaften, auch wenn in der jeweiligen Gruppe nicht mehr Verwandtschaftsverhältnisse vorherrschend sind. Typisch für Ruralität ist eben die *Vorstellung*, alle persönlich zu kennen und einordnen, zu allen direkten Kontakt herstellen zu können. Neu Dazugekommene widersprechen dieser gemeinschaftsorientierten Unterstellung. Um zur ländlichen Gesellschaft zu gehören, müssen die neu Dazugekommenen oder die im sozialen Ansehen weiter unten stehenden Personen verstehen, „wo ihr Platz" in der Gemeinde ist und ihre randständige Position mit weniger sozialer Geltung akzeptieren (Ilien/Jeggle 1976, S. 91–92; Elias/Scotson 2017, S. 249, vgl. dazu auch Kapitel 6.2). Der gemeinschaftliche Aspekt der ruralen Gesellschaft zeigt sich auch an der Topografie bzw. in dem schon erwähnten, von Martina Löw konzeptionierten, Platzieren. Die ländliche Topografie steht, zumindest traditionell, mit Eigentumsverhältnissen in Verbindung, die rurale Alltagswelt ist räumlich und topografisch durch Höfe und Landschaft, die größtenteils bewirtschaftet wird, strukturiert. Die Klassenverhältnisse der „Alteingesessenen" auf dem Land sind historisch hermetisch gewachsen und sind oft nach wie vor weniger anonym als in der Stadt. Einer gilt als der_die reichste Bauer_Bäuerin, eine_r ist der_die größte regionale Bauunternehmer_in, Sägewerksbesitzer_in oder Hotel-Erbe_in. Es ist ebenfalls bekannt, wenn der_die Architekt_in oder die_der Arzt_Ärztin von außerhalb kommt. Die dörflichen Eigentumsverhältnisse wurden im Dorf und in der Kleinstadt traditionell als Schicksal wahrgenommen. „Besitz und Besitzer gehören zusammen: Der Besitz ging in jede Pore, bestimmte das Leben mehr als alles andere." Im schwäbischen Dorf Hausen gebe es „wandelnde Grundbücher" (Ilien/Jeggle 1978, S. 56). Nicht nur das Land, das zu bestellen ist und das den Ertrag bringt, sondern auch der Hof und das Haus machen Eigentum aus. Es war in der Vergangenheit „sozial signifikant und auffällig", kein Haus zu haben und in Abhängigkeit zu leben (Jeggle 1977, S. 134), das Haus war nicht nur Wohnung, sondern auch „Produktionsstätte" (ebd., S. 133). Der Familie gehörte „weniger das Haus, sondern die Familie zum Haus". Mit Bourdieu (2018, S. 107) gesprochen „eignet sich [das Eigentum] seinen Eigner an". Im ländlichen Schwaben – und ebenso in Bayern – tragen häufig die Häuser oder die Höfe – und nicht die Familie – Namen, es gibt also sogenannte „Hausnamen" (Jeggle 1977, S. 134). Auch österreichische und bayerische Mägde und Knechte firmierten traditionell häufig nicht unter ihrem eigenen, sondern unter dem Hausnamen des Hofes, wo

sie arbeiteten (Weber 1991, S. 16). Es sind also auch topografisch Spuren einer Logik, die im Feudalismus und in der Leibeigenschaft selbstverständlich sind, zu finden. Zum Hof gehören also der Boden, der bestellt wird und über das finanzielle Wohlergehen entscheidet, das Haus, welches traditionellerweise nicht dem privaten, bürgerlichen Rückzug dient, eine Familie, Dienstbot_innen und der allen in der Umgebung bekannte Hausname. In zugespitzt formulierter Konsequenz heißt das: Ein Mensch, der keinem Hof zugeordnet werden kann, ist in der ländlichen Gesellschaft (zumindest zunächst) kein Mensch.

Zudem ist Ruralität dadurch bestimmt, dass Subjektivität vergleichsweise wenig Stellenwert eingeräumt wird. Das ländliche Subjekt ist enger an das Außen, sowohl an den Raum als auch an die Beziehungen, also an die (vermeintliche) Gemeinschaft, geknüpft. Albert Ilien und Utz Jeggle, die im Zusammenhang mit dem „heimlich funktional Gebliebenen" bereits zitiert wurden, machen einen historisch gewachsenen Autoritarismus auf dem Land aus und erklären ihn psychoanalytisch:

> „*Herrschaft war eine Funktion, die auch zur Ordnung der inneren Natur der Hausener [Ortsname Hausen] notwendig schien, aber sie war nur formal nötig, nicht an Personen oder Staaten gebunden. (…) Er [der Herrscher] begegnete einem nicht als Person, sondern als Instanz in Erlassen, Gesetzen, neuen Steuerordnungen. (…) Man fürchtete und liebte das personifizierte Amt. Zum Respekt vor der Macht gehörte das Gefühl der eigenen Ohnmacht. Die Unterwerfung war der Grundgestus, mit dem auf die Ansprüche der Herrschaft reagiert wurde. Andere Erlebnisformen von Herrschaft waren in Hausen weitgehend unbekannt. (…) Dieser Willkürtendenz auch noch emotionale Befriedigung abzugewinnen und in der eisigen Verachtung durch die Herrschaft auch noch die Wärme der Geborgenheit zu spüren, war die einzige Möglichkeit, um den Druck durchzustehen. Allerdings, der Preis für diese Identifikation mit dem Bezwinger ist nie ein geringer: Was keine Unterwerfung erzwingt, bleibt ungeliebt. (…) Man kannte prinzipiell nur zwei Formen, Unterwürfigkeit oder Unterwerfung.*" (Ilien/Jeggle 1978, S. 43–45)

In der von Ilien und Jeggle beschriebenen Logik, dass die Eigentumsverhältnisse als quasi-naturgegeben wahrgenommen werden, gibt und gab es weder individuelle Macht noch subjektive Schuld (ebd., S. 88). Das „Übermächtige" wird – zumindest in den 1970er Jahren und ich sehe es auch heute noch als aktuell an – stattdessen „in Analogie zu Naturgewalten wahrgenommen" (ebd., S. 175), die Phase des „bürgerlichen Selbstbewußtseins wurde nie durchlaufen" (ebd., S. 185). Zur „Liebe für das personifizierte Amt" und für das „Übermächtige" kommt, und das ist meine Ergänzung, dass eine spezielle Bedeutung von körperlicher Gewalt, beispielsweise in der Erziehung oder etwa bei Volksfestschlägereien, strukturgenetisch für Ländlichkeit ist. Dies meint nicht nur Gewalt, die angewendet wird oder einst angewandt wurde, sondern auch eine ambivalente Bewertung von körperlicher Gewalt gemäß dem Deutungsschema:

„Wir wurden geschlagen – das war nicht schön, es hat uns aber auch nicht geschadet – es gehört einfach dazu" (Laumer 2017, S. 235–236). Diese ambivalenten Deutungen eigentlich schwer zu ertragender Vergangenheit, wie beispielsweise erfahrener körperlicher Gewalt, Armut und harter Arbeit, macht auch Susanne Mutschler (1985, S. 112; S. 121–122) deutlich. Selbstverständlich existiert auch körperliche Gewalt in Städten – und ebenso ist auch die positive Konnotation etwa eines Gewaltrausches im urbanen Raum vorhanden, aber dieser existiert eben auch, ohne positiv oder als notwendiges Übel eingeordnet zu werden. Die für Ilien und Jeggle (1976, S. 97) verwunderliche Beobachtung in Hausen ist, dass „Habgier, Geiz, Kleinlichkeit und Mitleidlosigkeit" oder Kälte armen Menschen gegenüber zunächst nicht zu erklären sind. Der Nachwuchs besucht höhere Schulen, die meisten Hausener_innen leben in Wohlstand, der Erziehungsstil aber ist „rigide" (ebd.). Illien und Jeggle erklären das „heimlich funktional Gebliebene" mit der tatsächlichen, traditionellen Armut und Ohnmacht in ländlichen Gegenden, die bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts und auch während des Nationalsozialismus, bestanden haben. Eine falsche Heirat im 19. Jahrhundert konnte eben tatsächlich ein Leben in Armut bedeuten. Wenn der eigene Lebensstandard erträglich war, galt es, diesen zu sichern (ebd., S. 94–95), Mitgefühl konnte sich ein_e Hausener_in nicht leisten, und dieser Habitus oder dieses kollektive Unbewusste setzte sich bis in die 1970er Jahre fort und hat sich meiner Ansicht nach bis heute nicht wesentlich verändert.

Ländlichkeit ist also die Überbetonung des oft und manchmal nicht existenten Faktums, man lebe zuallererst in einer Gemeinschaft, wisse alles Relevante über die anderen, könne zwischen Alteingesessenen und neu Dazugekommen unterscheiden und damit neu Dazugekommene als Randseiter konfigurieren. Ruralität geht mit einem Negieren oder zumindest der Vernachlässigung der Subjektwerdung zugunsten der Identifikation mit dem Außen einher. Ländlichkeit zeichnet sich ferner durch Identifikation mit einer regionalen Topografie oder Landschaft und damit auch einer Bewirtschaftung dieser Landschaft aus, in der wirtschaftliche Verhältnisse sichtbar sind. Mit anderen Worten: Ruralität ist beispielsweise *nicht* die Vorstellung von einer ländlichen Weltgesellschaft. Ländlichkeit kann auch in Städten, also in dicht besiedelten Gegenden, existieren.

Unterschiedliche Individuen und Subjekte können diese Vorstellungen haben und reproduzieren – Menschen, die auf dem Land wohnen, Menschen, die in der Stadt wohnen, Heimatforscher_innen ebenso wie akademische Wissenschaftler_innen (vgl. dazu auch Laschewski et al. 2019, S. 13–15, Marszałek 2019, S. 351–352). De facto und materiell folgen auch ländliche Praktiken Logiken von Vergesellschaftung: Menschen wandern zu und wandern ab, die Bewohner_innen des Dorfes pendeln zum Arbeitsplatz und interessieren sich möglicherweise

genauso für die Work-Out-Tipps einer Influencerin auf Instagram wie für den lokalen Chor, es werden Pachtverträge geschlossen und Bauland für neu zugezogene Familien erschlossen.

Diese Vorstellungen können sich auch in implizitem Wissen, also einem ruralen Habitus und einer entsprechenden sozialen Praxis, äußern. Ebenso sind ländliche Gedächtnisse somit soziale Gedächtnisse, die gemäß dieser Logiken des Ruralen funktionieren. Wenn es laut Schneidereit um „gemeinsames Erfahren, Erinnern, Erzählen" auf dem Land, auch in Bezug auf NS-Zwangsarbeit, geht, kommt vor allem das gemeinschaftlich-dörfliche und weniger das vergesellschaftete Wissen zum Zug. Nicht zuletzt ist relevant, ob es eine Öffentlichkeit, in der auf ländliche Weise erinnert und vergessen wird, gibt. Öffentlichkeit ist, wenn auch nah an der Lebens- und somit auch der Alltagswelt im Bergerschen und Luckmannschen Sinne, ein Wesensmerkmal von Gesellschaft und wird für diese Arbeit – ohne wie Manuel Menke (ebd., S. 82–129) auf detailliertere Diskussionen dazu einzugehen – idealtypisch im Sinne Jürgen Habermas' (1992, S. 433) verstanden: Sie ist ein

> *„Netzwerk für die Kommunikation von Inhalten und Stellungnahmen, also von Meinungen (…); dabei werden die Kommunikationseinflüsse so gefiltert und synthetisiert, dass sie sich zu thematisch gebündelten Meinungen verdichten."*

Ein weiteres Kennzeichen ist, dass sie „potentiell offen und inklusiv statt exklusiv" ist (Rohman 2017, S. 27 ff. zit. n. Menke 2019, S. 102) – und Öffentlichkeit dient dazu, Kompromisse bei der politischen Willensbildung zu finden. Mit anderen Worten: Wenn der Gemeinderat über die Verlegung von Glasfaserkabeln, um eine bessere Internetverbindung zu gewährleisten, berät, geschieht dies in der öffentlichen Sphäre. Auch wenn zwei Nachbar_innen darüber diskutieren, wie sie den Zaun, der ihre Grundstücke trennt, gestalten, stellen sie damit eine öffentliche Sphäre her.

Typisch für Ländlichkeit ist aber eben, zu betonen, dass es sich um eine Gemeinschaft handele und es eine dezidierte Öffentlichkeit gar nicht gebe oder vernachlässigbar sei – es kennen sich ja vermeintlich alle. Somit geht alltägliches Erinnern in einer Art Halböffentlichkeit vonstatten. Dies bedeutet: Thematisch gebündelte Meinungen werden zwar in Erinnerungen verdichtet und auch weitergegeben – aber weder dient diese Öffentlichkeit einem politischen Diskurs oder politischer Willensbildung noch ist sie inklusiv und für alle offen.

Es ist der gemeinschaftliche, nicht der gesellschaftliche Aspekt, es ist der ländliche Habitus, der die Deutungsschemata des ländlichen Erinnerns strukturiert. Zudem ist eine gewisse Medialität, die das Erinnern und Vergessen bestimmt, für Ruralität sehr bedeutend. Diese Medialität und damit verbundene Kommunikationsformen lege ich im Folgenden dar.

3.5.4.2 Ländliche Medialität und Gesprächsformen in ländlicher Gesellschaft: Klatsch, Gerücht, Sage

Während für die „Erfindung der Nation" der Buchdruck und das kapitalistische Wirtschaften wegweisend waren, da sich erst mit der Vervielfältigung verschriftlichten Wissens die Vorstellung von der Existenz einer Nation etablieren konnte (Anderson 1991, S. 46), ist für die Vorstellung der Zugehörigkeit zu einer regional-ländlichen Gesellschaft das (vermeintliche) Wissen, aus welcher Familie und von welchem Hof jemand kommt, ebenso wie die mündliche Kommunikation und auch die Verbindung mit einer speziellen Landschaft (Etzemüller 2019) wesentlich. Trotz vielfacher Vergesellschaftungsprozesse verfügen regional-ländliche Gesellschaften über eine eigene, gemeinschaftliche Medialität. Es gibt also Informationsträger – beispielsweise Schilder, gestaltete Landschaften, Facebookgruppen oder Fernsehsendungen, die immer wieder auf diese Gemeinschaft verweisen und sie mitproduzieren. So sind, ganz selbstverständlich, Erkennungszeichen wie KfZ-Kennzeichen oder Rufnummernvorwahlen wichtig. Mithilfe dieser Zeichen können Menschen als aus der Nachbargemeinde, aus dem Nachbarlandkreis, kommend oder von wo ganz anders her unterschieden und zugeordnet werden. Ebenso ist es möglich, auf diese Weise festzulegen, ob Personen „Städter", in meinem Untersuchungsgebiet „links oder rechts der Donau", „im Gäuboden", „im Bayerischen Wald", „im Oberpfälzer Wald" oder doch als „Preuße", als „Zugereiste_r" zu verorten sind – ohne je ein Wort mit ihnen gewechselt zu haben. Es fällt somit leichter, sich eine Region wie den Bayerischen Wald als einheitlichen Raum mit einer zugehörigen Gemeinschaft vorzustellen. Auch diese Medialität trägt dazu bei, zu glauben, man könne überblicken, wer dort sonst noch lebt. Neben dem Klatsch sind lokale und regionale Medien – beispielsweise Zeitungen, aber auch das örtliche Telefonbuch, in dem Namen mit konkreten Orten verbunden sind – von Bedeutung. In der Lokalzeitung sind nicht nur nationale und internationale Nachrichten zu finden, sondern es ist daraus eben auch zu erfahren, wer verstorben ist, wo sich ein Autounfall ereignet, was sich bei der Veranstaltung der katholischen Landfrauen in der Nachbargemeinde abgespielt und wer die Ausbildung der Handwerkslehre erfolgreich abgeschlossen hat. Auch die Leute, die auf den Fotos im Lokalteil abgebildet sind, kennt man als „Hiesige_r" oder kann sie zumindest „als aus der Nähe kommend" zuordnen. Zuweilen findet man sich je nach eigener Vereinstätigkeit selbst auf Fotos wieder – und diese lokale und regionale Medialität ist für die kontinuierliche Herstellung von Gemeinschaft von Bedeutung. Medialität bedeutet nicht nur, dass Wissen übertragen und vermittelt wird, sondern dass damit viele „Möglichkeiten der Wiederholung, der Zitation und der Aktualisierung" geschaffen werden (Sebald 2014, S. 71). Auch anderen lokalen und regionalen Medien, etwa lokalen Radio- und Fernsehstationen ebenso wie im Fall Bayerns dem Bayerischen Rundfunk,

kommen eine wichtige Rolle für die Herstellung der regional-ländlichen Gemeinschaft zu (Trummer 2018). Die Reproduzierbarkeit vieler mediatisierter Wissensinhalte hat, wie dies am Beispiel des Familiengedächtnisses gezeigt wurde, Einfluss auf alltägliches Erinnern. Es ist sehr wahrscheinlich, dass nicht nur im Gespräch Gehörtes, sondern auch Gelesenes oder auf einer Fotografie Gesehenes in einer sozialen Topik aufscheinen kann und dass mündliches Erzählen sich durch verschiedene Technologien, also etwa Speicherung, Übersetzung und Abrufbarkeit gewandelt hat (Oldörp 2018). Als förderlich für das Vergessen sehen manche Autor_innen kapitalistisches Wirtschaften, moderne Medien und eine damit einhergehende Informationsflut an (Benjamin 1961a; Esposito 2002, S. 183–358; Connerton 2008, S. 66; Denschlag 2017, S. 91–98; S. 121–126; King 2019). Das stark vergesellschaftete, massenmedial transportierte Wissen lasse kein Bewusstsein mehr für die eigene Geschichtlichkeit zu (Benjamin 1961a; King 2019). Für das ländliche Gedächtnis zeigt sich das Gegenteil: Das vergemeinschaftete Wissen wird betont, das vergesellschaftete Wissen, beispielsweise darüber, dass Zwangsarbeiter_innen millionenfach für den nationalsozialistischen Staat und Unternehmen arbeiteten, wird dagegen vergessen (vgl. auch Kapitel 5 und 6). Erinnert wird also das innerhalb des „ländlichen Horizonts" oft mündlich oder in lokalen Medien, nicht das mittels internationaler Nachrichten oder transnationaler Geschichtsausstellungen Übermittelte. Obwohl es Wechselwirkungen zwischen massenmedialem und vergemeinschaftetem Wissen gibt und verschiedene mediatisierte Inhalte soziale Gedächtnisse prägen, ist die von mir beobachtbare mündliche Kommunikation und die eher gemeinschaftlich-ländliche Medialität relevant. Ich werde also auf Mündlichkeit und speziell ländliche Kommunikationsformen fokussieren, da sie, so meine Beobachtungen während meiner Feldaufenthalte, in meinem Untersuchungsgebiet die wesentlichen Medien sind, die Erinnern und Vergessen von NS-Zwangsarbeit bestimmen. Die alltägliche, konkret die *habituelle und mündliche, interaktive* und sich *wiederholende* Kommunikation ist also Grundlage für meine Untersuchung. Soziale, ländliche Topiken werden immer wieder, wenn auch mit Abwandlungen, reproduziert und entwickeln ein Eigenleben. Diese Topiken lassen alltägliche Deutungsschemata zutage treten. Wissen sedimentiert also mittels verschiedener Gesprächsgattungen und wird ge- und damit entäußert. Wie oben bereits für „Ländlichkeit" allgemein festgestellt, existieren rurale Medialität und im Folgenden dargelegte rurale Kommunikationsformen auch in Städten.

Eine dieser mündlichen Gesprächsgattungen ist das schon vorgestellte biografische oder narrative Interview oder die stark geformte Erzählung, die aus einer bürgerlichen, schriftlichen Tradition kommt. Wie ich in Kapitel 4.5 noch genauer zeigen werde, musste ich meine anfängliche Intention, narrative Interviews mit Einzelpersonen zu führen, erweitern. Ich stellte fest, dass sich die Logik der mündlichen Erinnerung an Zwangsarbeit (das Phänomen) oder

Zwangsarbeiter_innen (die Personen) in meinem Untersuchungsgebiet nicht zur Gänze aus Einzelinterviews ablesen lässt. Die ausführliche Erzählung über sich selbst, über eigene Erfahrungen und deren Deutung, die dazu noch introspektiven Charakter hat, ist *nicht* die genuine, alltägliche Gesprächsgattung auf dem Land. Es sind Pfarrer, Lehrer_innen und – oft ehrenamtliche – Heimatpfleger_innen und Historiker_innen, die dieses Genre bestens beherrschen und anwenden. Es sind jedoch andere Gesprächsgenres, die Alltägliches und damit auch Erinnerung an den Alltag mit Zwangsarbeiter_innen, transportieren.

> *„Die Art und Weise [der] Vergangenheitskonstruktion ist [in der ländlichen Gesellschaft] weder das Ergebnis stilistischer Überlegungen noch Ausdruck besonderer introspektiver Anstrengungen, sondern eine durch die sozialen Lebensbedingungen im Dorf vermittelte und gebrochene Sichtweise."* (Mutschler 1985, S. 140)

Luisa Passerini (1987) kommt bei ihrer Untersuchung über Erinnerung an den Faschismus unter turinischen Arbeiter_innen zu einem ähnlichen Ergebnis wie die Autoren der Studie „Das Gesellschaftsbild des Arbeiters" (Popitz et al. 1972). Auch sie stellt die Stereotypie der lebensgeschichtlichen Narrationen ihrer Interviewten fest (Passerini 1987, S. 17). Es gibt eben *klassenspezifische* Erzählweisen. Wie zeichnet sich nun Oral History von Arbeiter_innen – und von in der ländlichen Gesellschaft Lebenden – aus? In den Berichten der Befragten scheint die mündliche – und nicht schriftliche, wie es etwa in der Fixierung in einem Tagebuch der Fall wäre – Tradierung der Topiken auf: Die Geschichten, die durch interaktive Erzählformen in kleineren Gruppen entstanden sind, werden als Witz mit Pointen erzählt (ebd., S. 19). So tauchen bei den von ihr Befragten bestimmte Motive – oder Topiken – immer wieder auf. Einige der befragten Arbeiter_innen stellen beispielsweise heraus, dass sie „immer schon rebellisch" gewesen seien (ebd., S. 17). Fängt eine_r an, in einem gewissen mündlichen Genre zu kommunizieren, ist es an den anderen, die passenden Lacher oder Konter zu geben.

> *„So wie der Geübte bereits an der Musik erkennt, welche Tanzart er zu wählen hat (…), so erkennen auch Kommunikationsteilnehmer bereits an der kommunikativen ‚Begleitmusik' (Tonfall, Mimik, initiierende Äußerungselemente etc.) nach welchen Formvorgaben, d. h. Gattungen, sie ihr kommunikatives Verhalten jetzt auszurichten haben",*

so Jörg Bergmann (1987, S. 36). Die für die vorliegende Arbeit relevanten Gesprächsgattungen sind narrative Erzählung, „Tischgespräch" gemäß Keppler, Klatsch, Gerücht und Sage.

Allgemein formuliert ist in der ländlichen Gesellschaft eine mündliche Weitergabe von Informationen aus zweiter und dritter Hand à la „Der Saller-Bauer hat erzählt, dass …" oder „Mein Vater hat sich, damals, als er jung war, im

Dorf gut eingelebt" charakteristisch. Mitunter kann bei dieser oralen Tradierung nicht mehr eruiert werden, von wem der Wissensinhalt, die Alltagsweisheiten, eigentlich kommen. Soziale Topiken entstehen somit, wenn Wissen überwiegend mündlich, im Laufe der Zeit vereinfacht und abstrahiert, verbreitet wird. Für den Kontext der ländlichen Gesellschaft bezeichne ich sie auch als *ländliche* Topiken. Bekannt ist der Klatsch, der für die ländliche Kommunikation besondere Bedeutung hat (Fonteyne 1991). Charakteristisch für das Tratschen[59] ist, dass über Personen in der Umgebung gesprochen wird, Gerüchte dagegen weitere Kreise ziehen, über das nahe Umfeld hinaus (Lehmann 207, S. 99–105). Klatschen hat eine_n Adressat_in, also Personen, *mit* denen getratscht wird und indirekt Personen, *über* die getratscht wird. Es ist typisch für den Klatsch, dass nicht nur Wissen mündlich weitergegeben wird, sondern dass er häufig mit der Typisierung der Person einhergeht, über die gesprochen wird. Er dient der sozialen Kontrolle und kann seine Wirkung derart entfalten, dass sich Personen präventiv und vorauseilend konform verhalten, um ihm zu entgehen (Bergmann 1987, S. 197). Er ermöglicht es, die Grenze von privater und öffentlicher Sphäre zu überschreiten, er ist eben die „diskrete Indiskretion", wie Bergmann es ausdrückt. Allerdings stellen Klatschende nicht etwa eine Öffentlichkeit im Habermas'schen Sinne her, in der eine Art herrschaftsfreier Diskurs zwischen einigermaßen Gleichberechtigten möglich wäre, sondern sie klatschen in der *Halböffentlichkeit* und treten von der halböffentlichen – auf indiskrete Weise – in die private Sphäre der Person, *über* die geklatscht wird. Während Max Gluckman (1963) Klatsch als gruppenbildend und -erhaltend sieht, kann er nach Bergmann (1987, S. 200) auch zur Desintegration von Gruppen beitragen. Klatsch schafft Hierarchien, stabilisiert sie, stellt sie aber auch in Frage (ebd., S. 203). Fremde dürfen zwar nicht mittratschen, aber *über* sie darf geklatscht werden. Beim Gerücht dagegen ist nicht mehr zurückzuverfolgen, wer es in die Welt gesetzt hat. Sowohl im Rahmen der nationalsozialistischen Verfolgung als auch bei der Ahndung nationalsozialistischer Verbrechen in der Nachkriegszeit war es mitunter der dörfliche Klatsch, der immer weitere Kreise zog, zum Gerücht wurde und durch den Behörden informiert wurden (Lehmann 2007, S. 99–105; Winter 2018, S. 312–313). Klatsch selbst reicht allenfalls bis zum Nachbarort. Er ist mit Lust verbunden und bringt wie andere Gesprächsformen soziale Topiken zum Vorschein. Die Weiterverbreitung von Gerüchten liegt dagegen außerhalb der Kontrolle der ursprünglich Klatschenden und kann auch für sie bedrohlich werden. Klatsch bezieht sich auf Menschen, die man kennt oder zu kennen glaubt, ich bezeichne ihn als „ländliche" Kommunikationsform.

Was sind nun Sagen? In Sagen ziehen die Menschen in der Auseinandersetzung mit dem Übernatürlichen den Kürzeren (Brednich 1992, S. 17). Sie sind

59 Ich verwende „Klatschen" und „Tratschen" synonym.

„mündlich überlieferte Erzählungen und Berichte von außergewöhnlichen Erlebnissen, die mit dem Anspruch auf Glaubwürdigkeit erzählt werden. (…) Der Kern der sagenhaften Erzählungen ist in den meisten Fällen das Unerhörte, Außergewöhnliche und Rätselhafte". (ebd., S. 6)

Das Unerklärliche – oder Unheimliche – wird in die Konstruktion der Wirklichkeit integriert und somit „gebannt". Zudem ist es charakteristisch für die Sage, dass sich Erzählinhalte wiederholen und eine Gefahr die nächste übertrumpft (Brednich 1992, S. 17–18). Mitunter stehen Sagen in Verbindung mit Reisen und Abenteuern (Fendl 2002, S. 336–337). Ich füge dem hinzu, dass unkontrollierbare Entwicklungen im Umfeld und generell in der Gesellschaft mittels Sagen bewältigt werden. Bedrohliche, sagenhafte Figuren haben eine affirmative Wirkung – den sich über das sagenhafte Wesen verständigenden Menschen fällt es anschließend wieder leichter, sich in ihr Schicksal zu fügen. Sagen vermitteln den Sprechenden Sinn für die eigene Biografie und dienen der Verständigung innerhalb einer Gruppe (Addams 1916, S. 23; S. 40–52; Dimbath/Heinlein 2015, S. 143–149). Albrecht Lehmann (2007, S. 63) zeigt, dass in modernen, ländlichen Sagen Verstrickungen der eigenen Familie oder der Nachbar_innen in nationalsozialistische Verbrechen „verarbeitet" werden. Jane Addams (1916) legt sehr detailliert dar, wie sich eine Sage um das Hull House verbreitete. Das Hull House war zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Chicago ein Ort der Nachbarschaftshilfe und Fürsorge. Die Prinzipien der sozialen Arbeit und Bildung sowohl für Erwachsene als auch für Kinder, die in dieser Einrichtung geleistet wurden, standen theoretisch und methodologisch in Kontakt mit der soziologisch-pragmatistischen Chicagoer Schule (vgl. dazu auch Kapitel 4.2). Im Umfeld dieser Einrichtung erzählten arme Frauen, dass im Haus ein Kind geboren worden sei, das der Teufel sei. Eine Variante dieser Geschichte besagte, dass ein Vater von sechs Töchtern sich als siebtes Kind einen Sohn gewünscht hatte. Als Antwort darauf brachte seine Frau dieser Legende nach das Teufelskind zur Welt (Addams 1916, S. 4). Die Sage verbreitete sich in ganzen Stadtteilen, und es kamen regelmäßig Menschen zum Hull House, die das Teufelskind sehen wollten und dafür Eintrittsgeld bezahlt hätten (ebd., S. 26). Addams (ebd., S. 25–52) zufolge war die beständig weitergetragene Geschichte um das Teufelsbaby bei vielen Frauen die Antwort auf ein von Armut und durch häusliche Gewalt geprägtes Leben. Die Erzählerinnen hatten oft keinen Einfluss auf die Nutzung des Familieneinkommens. So hatte das Weitertragen und Glauben dieser Geschichte nicht zuletzt die Funktion, die Männer in ihrem Umfeld, aber auch ihre Töchter, zu warnen. Addams (ebd., S. 82) stellt auch fest, dass soziale Praktiken der Erzähler_innen Schemata folgen und in der Sage eine explizite Form finden – Addams formuliert somit, was der sehr viel später entwickelten Bourdieuschen generativen habituellen Grammatik entspricht.

Dialogorientieres Erzählen, also Klatschen, Anekdoten mit Pointen erzählen, auf Lacher, Reaktionen, Konter und Zustimmung warten, Alltagsweisheiten und Gerüchte verbreiten sind verschiedene für diese Arbeit relevante Arten der mündlichen Kommunikation. Sie sind die Medien, die soziale Topiken in Bezug auf NS-Zwangsarbeit transportieren.

3.6 Zwischenfazit: Alltägliches Erinnern und Vergessen in der ländlichen Gesellschaft

Im vorangegangenen Kapitel wurden bestehende Konzepte zu Erinnerung und Gedächtnis so angeordnet, dass sie alltägliche Erinnerns- und Vergessensprozesse in der ländlichen Gesellschaft erklären helfen. Ich bin vom kulturellen Gedächtnis nach Jan Assmann ausgegangen, das sich durch Instruktion und Rezeption von Expert_innen und Geformtheit auszeichnet. Am Beispiel antiker Gesellschaften entwickelt, sieht Jan Assmann es als sein hauptsächliches Charakteristikum, dass es auf schriftlicher Kultur und einem Schriftenkanon basiert. Er betont zudem den gruppenidentitären Akzent des kulturellen Gedächtnisses. Eine Gruppe sieht sich demnach als Gruppe, *weil* sie ein kulturelles Gedächtnis hat. Zudem unterscheidet er das kommunikative vom kulturellen Gedächtnis. Merkmal des ersteren ist Alltäglich- und Mündlichkeit. Erinnerungs- und Vergessensprozesse, gesellschaftliche Konflikte und Aushandlungen um Erinnerung sollten genauer, als dies Jan Assmanns Gedächtniskonzeption zulässt, in den Blick genommen werden. Zudem können kommunikatives und kulturelles Gedächtnis heute nicht eindeutig voneinander unterschieden werden und auch hier bietet es sich an, diese Theorie weiter zu differenzieren. Assmanns Gedächtnistheorie weist ohnehin soziologische Einsprengsel auf. Am eindeutigsten ist dies durch seinen Bezug auf das kollektive Gedächtnis nach Maurice Halbwachs, aber auch durch beiläufigere Referenzen auf Pierre Bourdieu und Thomas Luckmann. Diese soziologischen Aspekte sollen mit der vorliegenden Arbeit betont werden. Eine wesentliche Erkenntnis Halbwachs' ist es, dass individuelles Gedächtnis sozial gerahmt ist. Das kollektive Gedächtnis hat auch bei Halbwachs einen Gruppenbezug und wird in der Gegenwart rekonstruiert. Zudem ist es an temporale und räumliche Wahrnehmung gebunden. Es war für dieses Forschungsvorhaben auch notwendig, das alltagsnahe Erinnern genauer zu konturieren, als es das „kommunikative Gedächtnis" nach Jan Assmann oder das „kommunikative Gedächtnis" mit einem sehr stark autobiografischen Akzent nach Harald Welzer vorsehen. Um alltagsnahes Erinnern zu begreifen, müssen folgende Fragen gestellt werden: Was ist der relevante „kommunikative Haushalt", wie Thomas Luckmann es ausdrückt, werden die vorgefundenen gesellschaftlichen Konstellationen des Erinnerns betrachtet? Wie lassen sich diese Situationen, in denen interaktional Wissen abgerufen

und neu verfertigt wird, charakterisieren? Das Konzept des sozialen Gedächtnisses nach Oliver Dimbath, Gerd Sebald und Michael Heinlein, das in Abgrenzung zu kulturwissenschaftlichen Konzeptionen und mit Bezug auf Bergers und Luckmanns Wissenssoziologie entstanden ist, erlaubt einen genaueren Blick auf gesellschaftliche, interaktionale Vorgänge des Erinnerns und Vergessens.

Die wissenssoziologische Konzeption nach Peter L. Berger und Thomas Luckmann geht nicht von einem statischen Gedächtnis aus, sondern ermöglicht es, die *Prozessualität* des Erinnerns und Vergessens zu betonen und zu erklären. Den Autoren zufolge kreieren Menschen ihre Wirklichkeit fortlaufend, sie nehmen diese als objektiv wahr und diese wirkt wiederum auf die Menschen. Wissen wird in Objektivationen übersetzt, Objektivationen sind durch Schemata verknüpft. Dieses Wissen ist auf vier verschiedenen Legitimationsstufen zugänglich, die sich durch ihre Geformtheit unterscheiden. Ich füge diesen Ebenen eine fünfte – die der Ideologie nach dem Verständnis von Hannah Arendt, also eine geschlossene, explizierte Weltanschauung, die keine Widersprüche duldet, eine eigene Logik entwickelt und gewissermaßen „alles erklärt" – hinzu. Für die vorliegende Arbeit sind vor allem die zwei unteren Legitimationsebenen relevant, die von der Alltagswelt geprägt sind. Menschen kreieren die Alltagswelt, werden wiederum von ihr, in der Interaktion miteinander, kreiert und verleihen ihr eine temporale und räumliche Ordnung. Diese Ordnung, die *doxa*, scheint, als sei sie immer da gewesen und bestimmt das, was als selbstverständlich in einer Gesellschaft angesehen wird. Im Erinnern wird auf Deutungsschemata oder – synonym – -muster, mithilfe derer Wissensinhalte kombiniert werden, zurückgegriffen. Sich zu entsinnen, ist also das wiederholte, mitunter unbemerkte Aufrufen und Neukombinieren von Wissensinhalten. Deutungsmuster bestimmen die Anordnung und Rekonstruktion dieser Wissensinhalte. „Alltägliches Erinnern" oder „soziale Gedächtnisse" nach Dimbath, Heinlein, Sebald und Weyand – auch diese beiden Begriffspaare verwende ich synonym – dienen dazu, Vergangenes zu verarbeiten, es mit Blick auf die Zukunft zu typisieren und somit als Wissen für künftige Praxen, Handlungen und mündliche Kommunikationsformen zur Verfügung zu haben. Sie werden zu einem erheblichen Teil durch Mündlichkeit, implizites Wissen und Körpergedächtnisse geformt. Eine Spezialform des sozialen Gedächtnisses – gerade im Hinblick auf NS-Zwangsarbeit relevant – ist rassistisches Wissen. Teil des „rassistischen Apparats", der sich auf alle Legitimationsstufen erstreckt, sind rassistische Topiken, die häufig mündlich reproduziert werden und sedimentieren. Als soziale Topiken generell sind immer wieder neu angeordnete, für Sprecher_innen und Zuhörer_innen aber mit hohem Wiedererkennungswert ausgestattete Worthülsen und Versatzstücke von Themen zu verstehen. Die soziale Position und die Deutungsmuster der Anwender_innen treten durch die Topiken in Erscheinung. Sowohl Gespräche als auch der Habitus sind Medien sozialer Gedächtnisse. Der Habitus bringt soziale Praktiken hervor, die

wiederum eigenen Logiken folgen. Zudem steht der Habitus, oder allgemein implizites Wissen, am Grat zwischen Erinnern und Vergessen: Er verweist auf etwas latent Vorhandenes, dessen Entstehung und Kontext entfallen ist. Auch offene Geheimnisse stehen an dieser Schwelle zwischen dem, was in Vergessenheit geriet, und dem, was in den gesellschaftlichen Wissensvorrat aufgenommen wurde. Soziale Gedächtnisse manifestieren sich nicht zuletzt im Habitus, also in einer Erinnerung, die schicht- und auch ländlich-spezifisch tradiert wird und nicht ohne Weiteres objektiviert werden kann, sondern in Körper, Verhaltensweisen und Gesten eingeschrieben ist. Es gibt verschiedene Begriffe, die das benennen, was an der Stelle zwischen objektiviertem Wissen und Vergessen steht: offenes Geheimnis, kollektives Unbewusstes, Unheimliches und Tabu. Wenn offene Geheimnisse etwa zunehmend in Deutungsmuster integriert werden, werden sie wieder Teil des objektivierten Wissens. Tabus verstehe ich für dieses Forschungsvorhaben so, dass sie nach und nach durch soziale Praxis, durch Nicht-Aufrufen bestimmter Schemata, weniger durch ein ausgesprochenes und durchgesetztes Verbot, aufrechterhalten werden. In ihrem ursprünglichen Sinne gelten Tabus als ansteckend, und um möglichst nicht auch zur „Tabu-Person" zu werden, ist es angeraten, sich an das Tabu zu halten. Die interdisziplinär anerkannte Erkenntnis, dass Erinnern und Vergessen einander bedingen und eng miteinander verbunden sind, soll mit meiner Modellierung theoretischer Konzepte betont werden. Es ist möglich, Vergessen durch Mündlichkeit voranzutreiben, indem problematische Aspekte eines semantischen Feldes verschwiegen werden – dies führt zu besonders nachhaltigem Vergessen. Auch die nach Schemata strukturierten Topiken in diesen Gesprächstypen zeugen von Vergessen: Es handelt sich um Verdichtungen, zu Gunsten derer Details und Widersprüche weggelassen, nicht mehr sedimentieren und somit entfallen. Festzuhalten ist: Erinnern und Vergessen greifen ineinander, bedingen sich gegenseitig und werden durch Aufrufen oder Nicht-(mehr)-Aufrufen von Deutungsmustern strukturiert. Gleichzeitig können Schemata durch ihre wiederholte Anwendung quasi-essentialistisch erscheinen. Vergessen – und diese Erkenntnis ist wesentlich für die vorliegende Arbeit – geschieht also *graduell*: Manches ist kurz entfallen, manches Wissen verblasst immer mehr, manches ist verschwunden und nicht einmal mehr durch eine Spur auffindbar, ist ein Vergessenszustand, eine Amnesie, die nicht mehr expliziert werden kann.

Für diese Veröffentlichung ist vor allem das *alltägliche* Erinnern und Vergessen relevant, so wurden verschiedene Konstellationen des mündlichen, alltäglichen, gesellschaftlichen Erinnerns in den Blick genommen. Es ist hierfür notwendig, Erinnern oder eben soziale Gedächtnisse nicht in kulturellen/urbanen Zentren und nicht durch kanonisierte Schriftlichkeit, sondern durch Mündlichkeit transportiert, in ländlichen Kontexten und als Teil von Vergesellschaftung und Vergemeinschaftung zu analysieren. Es war auch typisch für den Zwangsarbeitseinsatz, dass Zwangsarbeiter_innen auf dem Gebiet des Deutschen Reiches allenthalben

arbeiteten, auch und gerade auf dem Land. Deutsche und Zwangsarbeiter_innen hatten also vielerlei Kontakte in der Alltagswelt, dies hat sich möglicherweise auch in alltägliches Erinnern übersetzt.

Eine dieser Konstellationen des mündlichen Erinnerns ist das subjektzentrierte biografische oder narrative Interview, das wie auch Familiengedächtnisse bei der Erforschung und Erinnerung an nationalsozialistische Verbrechen häufig Anwendung fand und findet. Es wird zumindest von einem_r Fragenden und Interviewtem_r verfertigt. Für lokale Gedächtnisse ist viel wechselseitige Kommentierung und Zitierung üblich. Regionale Gedächtnisse wiederum wurden oft von regionalen Institutionen und Eliten betrieben, um die Vorstellung von dieser oder eben jener Region zu festigen. Wie lässt sich nun das Gedächtnis in der ländlichen Gesellschaft charakterisieren?

Typisch für diese Form des Gedächtnisses ist, dass Mitglieder dieser Gesellschaft zumindest glauben, alle zu kennen oder zuordnen zu können, dass sie glauben, es sei eine Gemeinschaft, die sich dadurch definiert, in sie hineingeboren zu werden. Die Mitglieder überbetonen die gemeinschaftlichen Aspekte dieser Gruppe und figurieren die Gemeinschaftlichkeit durch hierarchische Differenzierung. Am Rande der Gemeinschaft wird die Figur des Fremden oder genauer – des *marginal man* – identifiziert, mit dessen Hilfe die Vorstellung von Gemeinschaft verstärkt wird. Die ländlichen Gemeinschaftsmitglieder integrieren Vergesellschaftung zwar beispielsweise in den Habitus, ignorieren oder vernachlässigen die vergesellschafteten Elemente ihrer Gemeinschaft jedoch im expliziten sozialen Gedächtnis und bewegen sich oft, beispielsweise wenn sie klatschen, in einer halböffentlichen Sphäre. Zudem verfügt eine regional-ländliche Gesellschaft über eine spezielle Medialität, etwa Lokalpresse und Regionalfernsehen, in Verbindung mit mündlicher Kommunikation. Ein weiteres Kennzeichen von Ruralität ist es, Subjektivität zu Gunsten der Außenwelt zu vernachlässigen, also zwischen Subjekt- und Objektwelt vergleichsweise wenig zu unterscheiden. Subjektive Erinnerung ist stark durch die zugeschriebene Sichtweise des dörflichen Umfeldes gebrochen, die biografische, subjektzentrierte Erzählung ein Genre, das eher ausnahms- aber nicht typischerweise angewendet wird. Es bedarf eines Blicks auf verschiedene Gesprächsformen, auf den „kommunikativen Haushalt" und auf genannte Konstellationen des mündlichen Erinnerns, um Aufschluss über Erinnerns- und Vergessensprozesse zu bekommen. So sind es verschiedene Gesprächstypen, wie etwa Klatsch, Gerüchte, Anekdoten, Tischgespräche, aber auch mythische Verdichtungen (vgl. dazu Kapitel 6.6.4), die mündliche Erzählungen formen und in denen sich Topiken kristallisieren. So habe ich diese Differenzierung und Fokussierung auf alltägliches, interaktionales, mündliches und habituelles Erinnern vorgenommen. Insbesondere die ländlich-soziale Topik sowie der Habitus sind die für dieses Projekt relevanten Erscheinungsformen und gleichzeitig die Medien der sozialen Gedächtnisse, mithilfe derer erinnert und vergessen wird. In den Topiken scheinen Deutungsmuster auf, die oft wiederholt

und abgerufen werden und das Erinnern und Vergessen an NS-Zwangsarbeit strukturieren. Nicht zuletzt möchte ich das hier entworfene „sozial-ländliche Gedächtnis" als Modell verstanden wissen, das auch alltägliches Erinnern unter urbanen Bürger_innen erklären helfen kann und soll. Im Folgenden werde ich den Begriff „ländlich-regionales Gedächtnis" verwenden, wenn ich mich auf eine konkrete ländliche Region, vor allem das Untersuchungsgebiet, beziehe. Viele dieser Erkenntnisse zu ländlichem Gedächtnis habe ich durch die Analyse meiner Beobachtungen und Gespräche bei Feldforschungsaufenthalten und durch das Forschen mithilfe der Grounded Theory gewonnen. Die Grounded Theory hat es mir also nicht nur ermöglicht, konkrete Logiken des Erinnerns und Vergessens im Untersuchungsgebiet zu identifizieren, sondern auch theoretische Erkenntnisse so zu konfigurieren, dass diese Konzepte zu Erinnerung für Gemeinschaften anwendbar sind, was ich mit diesem Kapitel getan habe. Das folgende soll nun mein methodisches Vorgehen und die erwähnte Methodologie der Grounded Theory (vgl. Kapitel 4.2) genauer vorstellen.

4. Methode, Vorgehen, Datenerhebung und -auswertung

4.1 Exploratives Erforschen der eigenen Kultur mithilfe der Grounded Theory

Ich erhob die Daten also mittels ethnografischer Forschung nach der Vorgehensweise der Grounded Theory. Die Untersuchung wurde maßgeblich dadurch geprägt, dass ich in der untersuchten Gegend aufgewachsen bin und meine Familie mit einbezog. Warum entschied ich mich also für diese Methodologie? Sie erlaubt eine explorative Vorgehensweise. Dieses offene Forschen war notwendig, da es wenige Orientierungsstudien zur alltäglichen Erinnerung an nationalsozialistische Verbrechen auf dem Land, abgesehen von den in der Einleitung genannten Regionalstudien, die aber meist historisch angelegt sind, gibt. Vieles von dem, was ich untersuchte, war in dieser Ausrichtung bislang kaum Gegenstand der Wissenschaft. So ist beispielsweise über die Tradierung von Erinnerung an NS-Zwangsarbeit bei Nachkommen von Zwangsarbeiter_innen, die in Deutschland leben, wenig bekannt.

Es war offensichtlich, dass es mit dieser gleichzeitigen An- und Abwesenheit der Geschichten um ehemalige Zwangsarbeiter_innen „etwas Interessantes" im ethnografischen Feld gibt, doch stellten sich mir alsbald folgende Fragen: Wie wird über dieses Interessante kommuniziert? Warum werden manche Aspekte erinnert, manche vergessen? Wie ist diese Beiläufigkeit, mit der die Geschichten erzählt werden, zu fassen und zu erklären? Vieles schien mir widersprüchlich und mit den Gedanken Michael Agars (zit. n. Dellwing/Prus 2012, S. 74), Michael Dellwings und Robert Prus' (2012, S. 73–75) versuchte ich, Widersprüche und Überraschungen wahrzunehmen, statt sie zu ignorieren. In Anlehnung an Stefan Hirschauer und Klaus Amann (1997, S. 12) unternahm ich auch den Versuch, die eigene Kultur als *fremd* zu sehen, Dinge, die als selbstverständlich gelten – und die vor allem mir selbstverständlich erscheinen – zu explizieren und nachdem ich glaubte, etwas verstanden zu haben, mich „noch mehr zu wundern" (ebd., S. 29). Ich kenne die von mir erforschte Kultur sehr gut, dennoch lebte ich, als ich die Daten erhob, schon über zehn Jahre nicht mehr dort. Diese Tatsache half, die Gesellschaft, in der ich aufgewachsen war, mir selbst zu befremden. Ich erfuhr tatsächlich Überraschungen im ethnografischen Feld und passte meine Forschung diesen Erkenntnissen an. Dies wird für Ethnografie und qualitative Sozialforschung immer wieder gefordert. „Verständnisvolle Vertrautheit [ist] (…) ein immer neu zu überwindender Durchgangspunkt." (ebd.) Ich sehe mit Hirschauer und Amann (1997, S. 23) „Ethnographie als synchrone Beobachtung

lokaler Praxis". Ethnografie habe „stets mit perspektivisch gebrochenen Feldern zu tun, in denen parteiliche Versionen miteinander" konkurrieren (Clifford 1984 zit. n. Hirschauer/Amann 1997, S. 23) und „sowohl multiple Perspektivenübernahmen als auch dezidiert eigenständige Versionen" verlangen. Diese synchronen Beobachtungen erlaubten es im Gegensatz zu Interviews, nicht nur „Interpretationen, Meinungen und kognitive Wissensbestände" der Teilnehmer_innen, sondern auch die „präreflexiven Selbstformulierungen ihrer Praxis" (Garfinkel/Sacks 1976 zit. n. Hirschauer/Amann, 1997, S. 23–24) zu erheben. So war es mein Ziel – auch da schnell zu bemerken war, dass die beobachteten Gespräche eben einen sehr beiläufigen Charakter hatten – dieses implizite Wissen offenzulegen. Auch um die Überraschungen handhabbar zu machen, wechselte ich zwischen Feldaufenthalten und Lektüre zu theoretischer, historischer und methodologischer Literatur. Zu Beginn der Forschung begann ich mit „sensibilisierenden Konzepten" (Charmaz 2014, S. 30–31); Phasen der Datenerhebung und -auswertung sowie der theoretischen Analyse wechselten sich ab und beeinflussten sich gegenseitig. Es waren also weder „reine" Theoriearbeit noch „reine" Informationen über historische Sachverhalte mit deren Hilfe ich eine Hypothese erstellte, um diese dann durch empirische Arbeit zu verifizieren oder falsifizieren. Es war ebenso wenig eine ausschließlich empirische Datenerhebung, anhand derer ich dann theoretische Konzepte entwickeln hätte können. Die Ergebnisse sind stattdessen aus einem „abduktiven Wechselspiel" gemäß der Grounded Theory entstanden. Anne Honer und Ronald Hitzler haben mit dezidiertem Verweis auf die Phänomenologie Edmund Husserls und die Wissenssoziologie von Alfred Schütz, Peter L. Berger und Thomas Luckmann eine andere Methodologie, die Lebensweltanalytische Ethnographie[60], entwickelt. Ich arbeitete dennoch, trotz meiner theoretischen Bezugnahmen auf Berger, Luckmann und Schütz nach den Maßgaben der Grounded Theory und nicht speziell gemäß der Lebensweltanalytischen Ethnographie. Eine Forderung der Lebensweltanalytischen Ethnographie ist es, dass Gegenstände hermeneutisch interpretiert werden können, die schriftlich, als Ton- oder Videodokument für die wissenschaftliche Community oder andere möglichen Interpret_innen zur Verfügung stehen (Hitzler/Eisewicht 2020, S. 65). Ich werde *mein* Vorgehen und meine Gründe dafür in Kapitel 4.3.2 genauer beschreiben, doch kann ich bereits an dieser Stelle festhalten, dass in meine Analyse auch Beobachtungen einfließen, die ich per Hand in mein Feldtagebuch geschrieben habe, und dass es mir sehr wichtig war, Abwesendes und Nicht-Sprechende in meine Analyse mit einzubeziehen. Für manche meiner Erkenntnisse, die dieser Arbeit zu Grunde liegen, gibt es also keine Ton- oder Videodokumente. Zudem wird bei der lebensweltanalytischen Herangehensweise gefordert, „mitgebrachtes Wissen und pragmatisches Verstehen zeitweilig

60 „Lebensweltanalytische Ethnographie" verstehe ich als Eigennamen, deshalb wende ich hier die entsprechende Orthografie an.

zu suspendieren" (Hitzler/Eisewicht 2020, S. 66), um im Sinne der Husserlschen „eidetischen Reduktion" den Kern oder das Wesen eines Gegenstandes zu erkennen (ebd., S. 68–69). Ich habe mich, da ich mit vielen Vorannahmen und Modifikationen meiner Vorgehensweise ins ethnografische Feld ging und für eine Weile blieb, dafür entschieden, meine Vorannahmen zu explizieren und die Entwicklung des Projekts und die Gründe für diese Modifikationen in Kapitel 4.5 darzulegen. Mein mitgebrachtes Wissen und diese Prämissen habe ich nie ganz „suspendiert", meine Erhebungsmethoden aber immer wieder austariert. Zudem liegt bei der lebensweltanalytischen Herangehensweise im Gegensatz zu meinem Forschen ein großer Schwerpunkt auf dem „Bewußtsein", dem subjektiven Sinn von Menschen und nicht zuletzt auf Biografizität generell (ebd., S. 13–18 und S. 69–70). Symbolisch interaktionistische Ethnografie und Grounded Theory, nach deren Programmen ich gearbeitet habe, fokussieren eher auf soziale Praxis als auf Narrativität. Ich habe beides, soziale Praxis *und* Narrationen (letztere auch aufgenommen und transkribiert), untersucht. Ich passte die Erhebungsmethoden entsprechend an, weil sich Erinnerung an NS-Zwangsarbeit, wie ich schnell festgestellt habe, eben nicht ausschließlich in geäußerten Erzählungen offenbart. Günter Mey und Paul Sebastian Ruppel (2016, S. 284) fordern, es zu explizieren, wenn Forscher_innen mithilfe der Grounded Theory auf Narrativität fokussieren. Ich analysierte also Gespräche *und* meine Beobachtungen, also das, was tatsächlich gesagt wurde oder ersichtlich war, und es gab, zumindest zu Beginn, einen Schwerpunkt auf Narrativität. Dies ist jedoch keine tiefenhermeneutische Arbeit, die den „wahren Kern" oder das „Bewußtsein" der Interviewten offenlegen würde. Mit anderen Worten: Ich stelle mir beispielsweise keine Fragen nach den den Erzählungen zugrundeliegenden „wirklichen" Emotionen, etwa ob sich Interviewte schuldig fühlen oder sich schämen. Stattdessen legte ich das situativ entstandene Material für meine Analyse zugrunde. Die Interaktionalität, die Kokonstruiertheit, die Performanz (ebd.) und auch die Positionalität aller sich im ethnografischen – und sozialen – Feld Befindlichen sowie die Positionalität derer, *über* die geredet wird, stach während des Forschungsprozesses so sehr hervor, dass es sich aufdrängte, auch das zu analysieren (ebd., S. 282). Im Laufe meiner Aufenthalte beobachtete ich also immer mehr, wie sich Menschen im Feld verhalten, wer redet, wer mich auf wen verweist und wer nicht redet. Wenn Gesprächspartner_innen jedoch erzählen wollten, ließ ich sie erzählen, zeichnete die mündlichen Berichte oft auf und verschriftlichte sie. Habe ich nun im Sinne einer Ethnologin oder Kulturwissenschaftlerin ethnografiert oder wie eine Soziologin qualitative Forschung betrieben?

Hubert Knoblauch plädiert, auch im Gegensatz zu Amann und Hirschauer, für die sogenannte „fokussierte Ethnografie". Diese „soziologischere" Datenerhebung basiert auf kurzfristigen Feldaufenthalten, auf technischen Aufnahmen und Transkriptionen und weniger auf subjektiven Eindrücken und langer Erhebungsdauer, wie es nach Knoblauch (2001, S. 129) in der Ethnologie üblich sei. Er wurde

für diese Dichotomisierung und seinen Entwurf einer „Instantethnographie" kritisiert (Breidenstein/Hirschauer 2002; Knoblauch 2002) und auch ich erachte allenfalls eine Akzentuierung, aber keinesfalls eine Dichotomisierung für sinnvoll. Agar (1996, S. 140) stellt fest, dass beide methodischen Pole, strukturierte, aufgezeichnete und transkribierte Interviewführung ebenso wie sehr offene, explorative Fragen und Beobachtungen, ihre Berechtigung haben und sich nach den Zielen der Forschung zu richten haben. Der hauptsächliche Unterschied sei die Vorstellung, dass man als Forscher_in bei einer strukturierten Interviewführung mehr Kontrolle über die Erhebung habe. Ich interviewte also qualitativ, fertigte Audio- und Videoaufzeichnungen an, transkribierte die Gespräche, schrieb Feldnotizen nieder und bediente mich beider Erhebungsstile. Vereinzelt stellte ich Fragen, um Informationen zu generieren, etwa zur Biografie eines_einer Zwangsarbeiter_in, versuchte aber ebenso, meine Gesprächspartner_innen zu offenen Erzählungen anzuregen.

4.2 Grundlagen der Grounded Theory und ihre Vereinbarkeit mit der Wissenssoziologie und dem Habitus-Konzept

Die einst von Barney Glaser und Anselm Strauss begründete und heute in unterschiedliche Richtungen differenzierte Grounded-Theory-Methodologie ist im Pragmatismus und dem daraus hervorgehenden Symbolischen Interaktionismus begründet. Geprägt von der pragmatistischen Denkweise hatte sich, noch bevor die Grounded Theory entstand, die soziologische Chicagoer Schule entwickelt. Die Vertreter_innen der Chicagoer Forschungsrichtung verfassten auf qualitativen und ethnografischen Methoden basierende Studien zu Menschen, Gruppen und Gemeinschaften im Chicago der Zwischenkriegszeit (Charmaz 2014, S. 5–11).[61] In diesem Rahmen prägten sie auch den bereits

61 Pionier_innen der Chicagoer Soziologie waren unter anderem die in den Kapiteln 3.5.4.1 und 3.5.4.2 erwähnten Robert E. Park und Jane Addams. Allerdings spiegelten sich auch unter den Soziolog_innen gesellschaftliche Geschlechterverhältnisse wider: Frauen wie Jane Addams betätigten sich eher in der Sozialen Arbeit und somit auch Fürsorgearbeit, Männer grenzten sich bewusst davon ab und betätigten sich in – der gesellschaftlich als höherwertig betrachteten – akademischen Soziologie, vgl. Keller, Rainer (2012): Das interpretative Paradigma. Eine Einführung. Wiesbaden: VS Springer, S. 30–32. In dieser Tradition entwickelte sich der Symbolische Interaktionismus (Keller 2012, S. 32–174). Zur Ethnomethodologie dieser soziologischen Richtung vgl. auch Schubert, Hans-Joachim (2010): The Chicago School of Sociology. In: Ders./Joas, Hans/Wenzel, Harald/Knöbl, Wolfgang (Hrsg.): Pragmatismus zur Einführung. Hamburg: Junius, S. 74–110. Auch der in Chicago lehrende und forschende Psychologe David P. Boder war von der soziologischen Chicagoer Schule beeinflusst (Rosen 2010, S. 38). Boder interviewte 1946 Holocaust-Überlebende in europäischen Displaced Persons Camps und zeichnete die Gespräche auf Tonband auf, vgl. Rosen, Alan (2010): The Wonder of Their Voices. The 1946 Holocaust Interviews of

erwähnten Begriff des *marginal man*, des Randseiters (Reuter 2002, S. 17–18; S. 95–104) – ein Terminus, der in Kapitel 6.1 wieder zur Anwendung kommen wird. Ich habe nun diese Form des Forschens, entwickelt in einer sich transformierenden Großstadt, in der Landsoziologie angewendet. Zentral für diese Tradition und später auch die Grounded Theory sind folgende Vorannahmen des Symbolischen Interaktionismus:

- Menschen handeln gegenüber Bedeutungen, die Objekte für sie haben,
- Bedeutungen kommen in sozialen Interaktionen auf und
- Menschen gehen mit Bedeutungen in konkreten Interaktionssituationen um, sie modifizieren, während sie problemlösend der Welt und den Bedeutungen anderer begegnen (Blumer 1969, S. 2).

Nach diesem und auch im pragmatistischen Verständnis sind Menschen in ihrem Handeln wesentlich kreativer (Schubert 2010, S. 43–47), als es das von mir im Theoriekapitel (vgl. v. a. Kapitel 3.2.2 und 3.2.6) dargelegte Konzept des Habitus und wissenssoziologische Ideen vorsehen. Thomas Luckmann und Alfred Schütz (2017, S. 166–172) gehen ebenfalls auf „situative Momente" ein, doch sehen sie Situationen als durch den Wissensvorrat und biografische Prägungen geformt. Dennoch gestehen auch sie Subjekten Flexibilität zu, das Interagieren wird „von Partnern in der Situation wechselseitig bestimmt" (ebd. 169). In „problematischen" Situationen – „problematisch" bestimmen Luckmann und Schütz als das Gegenteil von „routiniert" (ebd., S. 169–172) – wird die „Aufgabe" gemeistert, die Situation zu verstehen und in ihr zu handeln (ebd., S. 172). Die größte Gemeinsamkeit von Pragmatismus/Symbolischem Interaktionismus einerseits und Habitus/Wissenssoziologie andererseits ist ihr beider Fokus auf Praxis und Praktiken (Gronow 2011, S. 104). Bourdieus Skepsis gegenüber Theorie und dem sozialen Feld der Soziologie bringt ihn zu der Forderung, die soziale Praxis zu untersuchen (Bourdieu 2018, S. 97–105). Er bejaht eine gewisse Nähe zum Pragmatismus (Bourdieu/Wacquant 2006, S. 155). Der Pragmatist Charles Sanders Peirce schreibt wiederum, ähnlich wie Berger und Luckmann oder Bourdieu, von „inkorporierte[n] Gewohnheiten und Traditionen" (Schubert 2010, S. 45), die das soziale Handeln bestimmen. Es gebe eine „conservative side of action"[62] (Gronow 2011, S. 112). Laut dem Pragmatisten John Dewey (1922, S. 15; S. 53, zit. n. Gronow 2011, S. 108–110) determinieren Gewohnheiten, englisch: *habits*, das menschliche Handeln, und Gewohnheiten weisen eine gewisse Regelmäßigkeit auf. Allerdings sind diese *habits* Teil des intentionalen Willens

David Boder. New York und Oxford: Oxford University Press; Boder, David P. (2011): Die Toten habe ich nicht befragt. Heidelberg: Universitätsverlag. Herausgegeben von Faisst, Julia/Rosen, Alan/Sollors, Werner [engl. orig. 1949: I Did Not Interview the Dead].

62 Meine Übersetzung ist: „eine bewahrende Seite des Handelns".

und vergleichsweise leicht adaptierbar, während der Bourdieusche Habitus fast automatisch Denken, Wahrnehmen und Handeln bestimmt. Bourdieu (2018, S. 105), dessen Habitus-Konzept sich durch starken Determinismus auszeichnet, spricht Menschen wiederum „einen Sinn für das Spiel" (ebd., S. 122) zu. Gespielt wird in sozialen Feldern (ebd., S. 123–125). Es ist durch die *doxa* begrenzt und gerahmt – dennoch gibt es in einem Spiel eben Gelegenheiten für unvorhergesehene Finten und Improvisationen.

Auch für das pragmatistische Verständnis, dass „Bewusstsein und Bedeutungen im Handlungsprozess entstehen" (Schubert 2010, S. 13–14), gibt es ein Pendant in der Wissenssoziologie. Zumindest Berger und Luckmann (1974), weniger Schütz und Luckmann, (2017) konstatieren den gegenseitigen Einfluss des Subjekts und des objektivierten Wissensvorrats. Gemäß dem Pragmatismus können Menschen diese Handlungsprozesse jedoch mit viel Kreativität und experimentellem Elan gestalten. Die Betonung von Kreativität im menschlichen, intersubjektiven Handeln ist wesentlich für die pragmatistisch/symbolisch-interaktionistische Denkschule (Schubert 2010, S. 43–47). Auch das oben erwähnte Prinzip der Abduktion, das zu Erkenntnis führt und nicht ganz so modellhaft ist wie etwa Induktion oder Deduktion, wurde von Peirce entwickelt und definiert die Herangehensweise und Analyse mittels der Grounded Theory (ebd., S. 24–28). Martina Löw (2018, S. 113–114; S. 119–121) plädiert ausdrücklich *dafür*, die pragmatistisch geprägte, in der Chicagoer Schule fußende und durch sie maßgeblich entwickelte, Soziologie mit Bourdieus Strukturalismus zu verbinden. Es sei zum einen notwendig, in der interaktionistischen Forschung Strukturen zu berücksichtigen, zum anderen, den Blick nicht ausschließlich auf als deviant oder als „Sonderfälle" wahrgenommene Gruppen zu richten, sondern ebenso auf jene, die unauffällig scheinen. Es geht nicht darum, die Abweichler_innen mittels der Soziologie zu integrieren – eine Gefahr, die Löw in der Chicagoer Schule, namentlich bei Robert E. Park sieht –, sondern den Blick auf Konfligierendes und auf Vergesellschaftungsprozesse zu richten. Die aus dem Pragmatismus hervorgegangenen Prämissen des Symbolischen Interaktionismus sind in meinem Fall grundlegend für das Verständnis des Vorgangs von Beforschen und Beforschtwerden. Es gibt gesellschaftliche Erinnerungen, die im Habitus sedimentiert sind und somit künftige Erinnerungen bis zu einem gewissen Grad determinieren. Subjekte handeln in einem Spannungsfeld, dessen Grenzen einerseits durch gesellschaftlichen Wissensvorrat und ihren Habitus und andererseits durch ihre situationsbedingte Flexibilität und Interaktionalität bestimmt werden. Mit dieser Studie sollen beide Richtungen vereint und fruchtbar gemacht werden. Bei der Analyse des Erinnerns und Vergessens im Untersuchungsgebiet wird das wissenssoziologische, und mit Bourdieu gesprochen, eigenlogische Element des ethnologischen Feldes im Vordergrund stehen. Gerade im Forschungsprozess, in meinen Interaktionen mit den Befragten, wird der eher situative, kreative Akzent der Interaktionen hervortreten, da das wissenschaftliche Setting – befragt

und aufgenommen werden – routinierte Verhaltens- und Kommunikationsweisen aufbricht. Es gelingt am ehesten, geronnene Deutungsmuster zu überwinden, wenn es Menschen in der Interaktion gelingt, kreativ und problemlösend zu sprechen und zu handeln. Die „Durchbrechung des Erwartungshorizonts" stiftet neue Erfahrung (Kosselleck 1979, S. 358). Zu Verschiebungen und Modifikationen des Habitus kommt es besonders, wenn verschiedene soziale Felder aufeinandertreffen. Das soziale Feld der Wissenschaft, im Rahmen dessen ich diese Studie durchgeführt habe, und das soziale Feld meiner Befragten, in dem es keine geformte, explizite Erinnerungskultur der NS-Zwangsarbeit gibt, wirken hier zusammen.

Ich orientierte mich beim konkreten Vorgehen an Kathy Charmaz' (2014) Weiterentwicklung der Grounded Theory. Sie vertritt einen konstruktivistischen Ansatz und betont die Subjektivität des_der Forscher_in (ebd., S. 14). So lag bei meiner Erhebung der Fokus besonders auf den jeweiligen Situationen, wohl wissend, dass Erzählungen und Verhalten auch in der Interaktion mit mir entstehen. Ich folgte dem, was sich im ethnografischen Feld ergab statt beispielsweise Interviewsettings vorab stark zu rahmen und dann aus diesem Rahmen nicht ausscheren zu können. Dies bedeutet beispielsweise, dass, wenn Interviewpartner_innen Kaffeeklatsch halten wollten, wir Kaffeeklatsch hielten, wenn Interviewpartner_innen mich durch ihre privaten Ausstellungen führen wollten, ich eine Führung erhielt. Wenn ich das Wort „Zwangsarbeiter_in" erwähnte, übernahmen meine Interviewpartner_innen mitunter dieses Wort, ohne es selbst davor verwendet zu haben.

Hatte ich, an Oral History Interviews zu NS-Zwangsarbeit denkend, anfangs nach Narrationen gesucht, ergab sich bald, dass die Befragten eher Logiken folgen, also Deutungsmuster wiedergeben, als eigene Biografien oder die von Zwangsarbeiter_innen zu erzählen. Ich passte mein Ziel dementsprechend an, indem ich mein Forschen danach ausrichtete, welche Logiken oder Deutungsmuster in den Gesprächen und im Verhalten der Menschen im (sozialen und ethnografischen) Feld aufscheinen.

Ich hatte einige Hinweise aus Archiven (vgl. Kapitel 4.4) zu NS-Zwangsarbeit und überprüfte im Archiv, ob die genannten Personen tatsächlich Zwangsarbeiter_innen gewesen waren. Abgesehen davon war es für mich in den meisten Fällen nachrangig, ob die Erzählungen faktisch korrekt sind – außer beispielsweise, wenn ich wusste, dass ein Zwangsarbeiter in einem Konzentrationslager inhaftiert worden war.

4.3 Vorgehen und Datenerhebung

4.3.1 Anonymisierung

In die Arbeit fließt auch ein Gruppengespräch mit meiner Großmutter und ihren Schwestern ein. Der Name meiner Großmutter, Hermine Laumer, ist der einzige,

der für die vorliegende Dissertation nicht abgeändert wurde. Ich nenne in ihrem Fall den Klarnamen, um immer mit unseren gleichlautenden Nachnamen zu markieren, dass ich meine Familie in die Forschung mit einbezogen habe. Zudem halte ich es für geboten, wenigstens in einem Fall einen Namen von Profiteur_innen zu nennen. Meine Großmutter ist mittlerweile verstorben. Meine andere Großmutter, „Oma", wird in manchen transkribierten Interviews erwähnt. Da sie zum Forschungszeitpunkt dement war und die Tragweite ihrer Aussagen nicht absehen konnte, zitiere ich sie kaum. Für die Interviewsituationen war es jedoch oft relevant, dass sie dabei war, deshalb wird es erwähnt. Nachbar_innen kamen wegen ihr zu Besuch und ließen sich auf Gespräche ein, weil sie „Oma" seit langem kennen und „Oma" war mit den Anekdoten, die sie erzählte, Stichwortgeberin für manche in dieser Dissertation angeführten Gesprächsinhalte.

Um die Identität meiner anderen Interviewpartner_innen und Menschen, die mir im Feld begegneten, zu schützen, sind alle anderen Namen geändert worden. Vereinzelt hatten Interviewpartner_innen den Wunsch, dass ihre Identität in dieser Arbeit offengelegt wird. Ich habe mich jedoch dazu entschieden, abgesehen von dem Namen meiner Großmutter Hermine, alle abzuwandeln, da einige Nachkommen ehemaliger Zwangsarbeiter_innen sehr zögerlich waren, mit mir zu sprechen – oder es ablehnten, mir Material für mein Vorhaben zur Verfügung zu stellen. Ein Fokus der Arbeit liegt aber darauf, eben das bislang in der ländlichen Gesellschaft *wenig* Thematisierte offenzulegen und auch denen Gehör zu schenken, deren Ansichten bislang keinen nennenswerten Eingang in das regional-ländliche und bundesdeutsche Erinnern gefunden haben. Ich beschreibe also auch, wer *nicht* mit mir sprach und wie Gespräche *nicht* zustande kamen. Die Identität derer, die nicht mit mir sprachen, soll hier jedoch auf jeden Fall verschleiert werden. Ein weiterer wichtiger Fokus dieser Arbeit sind Bezüge und Beziehungen der Interviewpartner_innen auf- bzw. untereinander. Es ist also prioritär, diese Relationen innerhalb von Familien und innerhalb der ländlichen Gesellschaft darzustellen. Wenn aber eine Identität offen und ihre Verbindungen innerhalb der Familie oder eines Dorfes ebenfalls offen sind, könnten Leser_innen Rückschlüsse darauf ziehen, wer die – eigentlich anonymisierten – Personen sind. Wenn ich also beispielsweise den Klarnamen einer_s Interviewten verwenden würde, ihr_sein Bruder aber anonym bleiben möchte, könnte so doch die Identität des Bruders leicht entschlüsselt werden.

Vor allem möchte ich die Nachkommen von Zwangsarbeiter_innen, die nicht oder ungern mit mir sprachen, schützen. Neben den Namen sind auch andere Attribute der Interviewpartner_innen abgewandelt worden.

Folgende Attribute wurden jedoch *nie* abgeändert:

- Witwe oder Nachkomme von Zwangsarbeiter_innen/Nachkomme von Profiteur_innen/ Mitläufer_innen,
- Wohnt im Untersuchungsgebiet/wohnt nicht im Untersuchungsgebiet,

- (ungefähres) Alter/Kohorte,
- Beruf und sozialer Status,
- Beziehungen wie „Schwester von", „Nachbarin von".

Wenn Familiennamen polnischen, belarussischen oder ukrainischen Ursprungs sind, ist dies auch bei meinen erfundenen Familiennamen der Fall. Dies untergräbt zwar die Anonymisierung, die Familiennamen sind jedoch ein wichtiger Marker, die in der ländlichen Gesellschaft – und nicht nur dort – relevant sind. Mit dieser Offenlegung, welchen Ursprungs diese Familiennamen sind, möchte ich für die_den Leser_in leicht nachvollziehbar machen, wie die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit dort um Familiennamen herum gestaltet wird, denn während viel vergessen wird und wurde, was mit NS-Zwangsarbeit in Zusammenhang steht, wird eines so leicht nicht vergessen: Ein ukrainischer Name verweist darauf, dass jemandes Familie aus der Ukraine kam (Laumer 2015b, S. 130–131).

4.3.2 Selbstpositionierung, Zugang, Erhebung, Auswertung

Im Prolog dieser Arbeit ist beschrieben, wie ich auf das untersuchte Thema Erinnern an NS-Zwangsarbeit in der ländlichen Gesellschaft stieß und auch dass Zwangsarbeiter_innen in meiner Familie eingesetzt gewesen waren. Als Vorarbeit für diese Dissertation war in Zusammenarbeit mit Kolleg_innen der Dokumentarfilm „Szukając Emila – Looking for Emil" (2011) entstanden. Manche Gesprächsinhalte, die – geschnitten – im Film zu sehen sind, fließen in die vorliegende Arbeit ein, sie sind dann mit *SE* (Szukając Emila) gekennzeichnet. Zudem ist es markiert, wenn bei den Interviews nicht nur der Ton, sondern die Gespräche auch auf Video aufgezeichnet wurden. Fast alle Gespräche und Beobachtungen wurden in den Jahren 2009–2014 gemacht, Ausnahmen sind in Kapitel 4.6 festgehalten. Meine familiären und ehemals nachbarschaftlichen Verbindungen ebenso wie meine Dialektkenntnisse setzte ich häufig ein, um Kontakte herzustellen. Meinem Eindruck nach erleichterte meine Herkunft aus der Region und die Thematisierung derselben den Zugang. Allerdings ist es möglich, dass manche Kinder von Zwangsarbeiter_innen mir gegenüber als „einer Hiesigen" und zugleich Profiteurin von NS-Zwangsarbeit für sie eigentlich relevante Aspekte nicht ansprachen.

Der Ausgangspunkt meiner Recherche war meine Familie, bei der Emil Torba Zwangsarbeit geleistet hatte und der dann nach dem Krieg im Nachbardorf lebte – dies ist auch das Thema des Films. Eine Interviewte, Dagmar Pollmeier, machte mich darauf aufmerksam, dass ihr Vater Wasyl Zwangsarbeiter auf dem Bauernhof, auf dem ich aufwuchs, gewesen war. Von der Geschichte um Emil Torba fragte und klatschte ich mich per Schneeballverfahren durch die Gegend, um Menschen zu

befragen. Zweimal organisierte meine Tante Kaffeekränzchen mit Nachbar_innen für mich, zu dem Menschen eingeladen wurden, die ihrer Vermutung nach etwas über Zwangsarbeit zu erzählen wussten. Wir informierten diese darüber, dass mich dies „für meine Arbeit an der Uni" interessiere und dass es aufgezeichnet werde. Mitunter war ich durch Hinweise im Archiv auf Familien aufmerksam geworden (vgl. Kapitel 5.5 und Kapitel 5.6.3). Eine Interviewtengruppe ist also der Profiteuer_innenlinie zuzuordnen. In dieser Gruppe sind Gespräche mit 27 Personen entstanden, und diese Unterhaltungen wurden auf Video, Audio oder in meinem Feldtagebuch festgehalten. Matthias Saller wäre der 28. Befragte gewesen, mit ihm kam allerdings nie ein Interview zustande (vgl. Kapitel 5.5). Ein weiteres Interview wurde mit dem Leiter des Staatsarchiv Landshut geführt.

Die andere Linie besteht aus Witwen oder Nachkommen ehemaliger Zwangsarbeiter_innen, mit 15 von ihnen habe ich gesprochen. Zwei Frauen von ihnen, Dagmar Pollmeier und Marion Torba, stellten, voneinander unabhängig, keinen Kontakt zwischen mir und ihren Brüdern her, da die Brüder sich niemals auf ein Interview mit mir einlassen würden, wie die beiden Gesprächspartnerinnen sagten. Erst nach meinen Feldaufenthalten und Interviews inserierte ich eine Anzeige im Niederbayern-Teil der Regionalzeitung *Passauer Neue Presse*, mit der ich Nachkommen von Zwangsarbeiter_innen in der Gegend dazu aufrief, sich bei mir zu melden und mir ihre und die Geschichte ihrer Eltern zu erzählen. Die Anzeige wurde im April 2018 mit folgendem Text veröffentlicht:

> *„Waren Ihre Eltern Arbeiter aus Osteuropa, die während des Zweiten Weltkriegs nach Bayern kamen? Ich suche für eine Doktorarbeit an der Universität Gießen Geschichten und Dokumente von Arbeitern und Arbeiterinnen und ihren Kindern, die während des Zweiten Weltkrieges aus Osteuropa nach Bayern kamen. Namen bleiben in der Doktorarbeit anonym. Bitte melden Sie sich, wenn Sie sich angesprochen fühlen und erzählen Sie mir die Geschichte!*
> *Angelika.laumer@gcsc.uni-giessen.de"*

Auf diese Anzeige meldeten sich zwei Frauen, die aus dem Sudetenland nach dem Zweiten Weltkrieg vertrieben worden waren. Sie wollten ihre Geschichte vergleichsweise dringend erzählen. Eine von ihnen fragte nochmals per E-Mail nach, wann ich mich denn nun bei ihr melden würde. Zudem kontaktierte mich eine Frau, deren Mutter Zwangsarbeiterin gewesen war. Trotz meiner darauf folgenden, wiederholten Bemühungen, sie zu einem Interview zu überreden, lehnte sie ein offizielleres Gespräch ab. Dieser Versuch ist auch ein Indiz dafür, dass die Geschichte der in den beiden deutschen Staaten und in Österreich gebliebenen Zwangsarbeiter_innen kaum öffentlich erzählt wird. Ich stellte zudem eine Anfrage nach potenziellen Gesprächspartner_innen bei der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes, Bund der Antifaschistinnen und Antifaschisten Bayern, auf die ich keine Antwort erhielt.

Darüber hinaus kontaktierte ich drei Familien ehemaliger Zwangsarbeiter_innen, Familie Budny, Familie Dobiczek sowie Annemarie Voigt, per Postbrief. Zwei von ihnen hatte ich schon per Telefon und im direkten Gespräch zu einem Interview zu überreden versucht. Sie ließen sich auch durch den Postbrief nicht darauf ein. Auf Maria und Agnes Dobiczek war ich schon zuvor hingewiesen worden und so fuhr ich bei ihnen vorbei, fragte nach einem Interview und schickte ihnen zusätzlich noch eine Anfrage per Post. Sie wünschten kein offizielles, aufgezeichnetes Gespräch, auch nach dem Brief nicht. Sie hatten vor der Anfrage schon einmal am Gartenzaun erzählt. Sie sind also zwei der 15 Interviewten der „Zwangsarbeiter_innenlinie". Die potenzielle Interviewpartnerin Sabine Budny schrieb mir mehrmals, dass sie und ihre Mutter Interesse hätten, mit mir zu sprechen. Aber auch mit ihnen kam trotz meiner Bemühungen kein Interview zustande. Ich fand meine Gesprächspartner_innen also *ausschließlich* über direkten Kontakt, darüber dass mich jemand im ethnografischen Feld auf sie hinwies oder weil ich einem Ort oder einer Familie in der Gegend zugeordnet werden konnte. Mit dem Gedanken an den oben beschriebenen Symbolischen Interaktionismus und die damit einhergehende Flexibilität und Kreativität in Interaktionen machte ich zwei Beobachtungen: Die eine ist, dass mein Nachfragen einen Raum geöffnet hat, um über NS-Zwangsarbeit und auch die eigenen Erfahrungen zu sprechen. Die andere ist aber, dass je öfter ich bei Interviewpartner_innen nachfragte und je offizieller, beispielsweise mit Kamera und Aufnahmegerät, die Gespräche wurden, desto verschlossener die Interviewpartner_innen wurden. Als ich Jahre später bei Barbara Lindl anrief, um mich nach einem Detail zu ihrem Vater zu erkundigen, sagte sie, sie würde nichts mehr dazu sagen, „wir wollen das nicht mehr" (Telefonat Lindl, Barbara, 27.8.2020). Dieses während des Forschungsprozesses immer verschlossener werden gilt vor allem für die Befragten unter den Nachkommen von Zwangsarbeiter_innnen. Bei der „Profiteur_innenlinie" war dies jedoch auch bei Matthias Saller zu beobachten.

Üblicherweise ging den Interviews ein Gespräch darüber voraus, woher ich komme, welcher Familie ich zugehörig bin, ob, und wenn ja, wie wir verwandt sind. Auch mein Geschlecht war relevant: Der Zugang zu Frauen fiel mir meist leicht, unsere Gespräche hatten, obwohl ich sie mit ihrem Einverständnis auf oder auch Video aufzeichnete, eine Kaffeeklatsch-Atmosphäre. Schenja Wrobels Ehemann wies mich am Telefon beim Vorgespräch direkt darauf hin: „Ich bestelle ihr (Schenja Wrobel), dass Sie angerufen haben. Dann kommen S' vorbei, und dann könnt ihr zwei mal so richtig ratschen."[63] Auch wenn dies meine Eitelkeit als professionelle Wissenschaftlerin durchaus kränkte und mein ernsthaftes Bestreben, der bislang kaum öffentlich thematisierten Geschichte der Heimatlosen Ausländer einen prominenten Platz in meiner Dissertation einzuräumen, auf ein „Geplauder unter Weibern" eindampfte, wies er mich auf eine Tatsache hin: Ich setzte

63 Übersetzt: „Dann könnt ihr beide mal richtig schön plaudern."

mich oft mit Frauen zusammen, trank Kaffee und versuchte, ihre Erzählungen fließen zu lassen, Dazukommende wenn möglich dazu einzuladen. Dies war ein Versuch, mich dem ethnographischen Feld anzupassen, den ich immer wieder unternahm und der mir nicht von Anfang an bewusst gewesen war. Es dauerte eine Weile, bis ich erkannte, dass Klatsch tatsächlich eine relevante Gesprächsgattung, die mit einer bestimmten Gesprächsatmosphäre einhergeht, ist, in der auch Informationen zu NS-Zwangsarbeit transportiert werden. Ich schenkte erst dann verschiedenen mündlichen Kommunikationsformen mehr Aufmerksamkeit und nahm den Klatsch schließlich in meine theoretischen Überlegungen auf.

Die Gespräche mit Männern waren – wohl für beide Seiten – verunsichernder: Johann Brucker machte mir gegenüber sexualisierte Anspielungen, der Stadtarchivar Klaus Gras betonte, er würde „richtige" Geschichtswissenschaft und keine „telling history" wie ich betreiben und grenzte sich damit von mir ab. Ich wurde zuweilen durch private Geschichtsausstellungen der interviewten Männer geführt.

In den Vorgesprächen zu den Interviews gab ich an, dass ich sie für meine Dissertation zu den Arbeiter_innen aus Frankreich, Polen, Russland während des Krieges etc. befragen möchte. Das Wort „Zwangsarbeiter_in" vermied ich weitgehend, da es, wie ich aus meiner Vorarbeit wusste, kaum verwendet und wenn, von mir übernommen, wird. Gerade die Interviewten, die der Profiteur_innenseite zuzurechnen sind, interessierten sich eher am Rande für meinen wissenschaftlichen Hintergrund. Für sie war relevanter, aus welcher Familie ich genau komme. Für die Kinder von Zwangsarbeiter_innen war beides von Interesse: meine Herkunft und der Zweck meiner Befragungen.

Ich verspürte zuweilen – um es frei nach Rolf Lindner (1981) auszudrücken – die Panik der Forscherin vor dem Feld[64] und tat, um diese Hürde zu überwinden, bei fünf mehrwöchigen Feldaufenthalten zunächst unbewusst, was mir am leichtesten schien: Ich rief die potenziellen Interviewpartner_innen vorab an, um sie zu fragen, ob sie zu einem Gespräch bereit seien – aber fast immer und bevorzugt vom Festnetztelefon meiner Eltern oder meiner Tante aus, mit der auf dem Display sichtbaren Ortsvorwahl der Gemeinde. Mit anderen Worten: Ich vermied es, die Berliner Ortsvorwahl oder eine anonym wirkende Handynummer anzeigen zu lassen und versuchte, mich als der Gemeinschaft zugehörig auszuweisen. Viel später zog ich daraus den Schluss, dass solche Erkennungszeichen – Ortsvorwahl, KfZ-Kennzeichen am Auto, im örtlichen Telefonbuch auffindbar sein (vgl. auch Laumer 2015b, S. 125), kurz: die Verortung von zugehörigen und nicht zugehörigen Menschen, die Medialität der ländlichen Gesellschaft erheblich mitformen, wie ich das auch oben in Kapitel 3.5.4.1 ausgeführt habe. Zuweilen rief ich potenzielle Interviewpartner_innen nicht vorab an, sondern fuhr mit dem Auto meiner Eltern, das manchen bekannt war, eben mit bekanntem KfZ-Kennzeichen,

64 Rolf Lindners Aufsatz trägt den Titel „Die Angst des Forschers vor dem Feld".

direkt zu ihnen und klingelte an der Tür. Auch dieser Zugang war mitunter erfolgreich. Ich nutzte also meine Vertrautheit mit der Gegend, um zu forschen und versuchte oft, diese Vertrautheit sehr aktiv herzustellen. Da ich zu dieser Zeit schon lange nicht mehr in der Region lebte und die Familiarität zuweilen instrumentell herbeiführte, fühlte ich mich auch fremd, und möglicherweise spürten meine Gesprächspartner_innen dieses Befremden.

Für den Film „Szukając Emila" angefertigte Interviews, teilweise als nicht veröffentlichtes Rohmaterial gespeichert, wertete ich für diese Arbeit ebenfalls aus. Ich hatte für den Film Akten von Spruchkammerverfahren im Staatsarchiv Landshut recherchiert. Zudem habe ich Einblick in Unterlagen im Stadtarchiv Bogen genommen. Von Frühjahr 2013 bis Sommer 2014 verbrachte ich mehrere Forschungsaufenthalte im Untersuchungsgebiet und recherchierte ein weiteres Mal im Staatsarchiv Landshut sowie in den Arolsen Archives in Hessen. Im Sommer 2020 besuchte ich das Staatsarchiv Landshut ein weiteres Mal. Im Februar 2014 führte ich ein Interview außerhalb Bayerns: Schenja Wrobel lebt in Hessen, wo wir auch miteinander sprachen. Unterhaltungen mit Nachkommen von Zwangsarbeiter_innen fanden im privaten Raum, also im Wohnzimmer oder auf der Terrasse, statt, nur zwei dieser Unterhaltungen, mit Maria und Agnes Dobiczek, kamen etwas öffentlicher, am Gartenzaun, zustande. Gespräche mit Angehörigen der „Profiteur_innenseite" fanden auch im Privaten, im Garten, meist aber etwas öffentlicher, im Hof oder auf dem Friedhof, statt. Während der Datenerhebung 2013 und 2014 führte ich ein Feldtagebuch, machte Audioaufnahmen der Interviews und transkribierte diese. Mit einer Interviewpartnerin, Katja Hattenkofer, die in München und damit nicht mehr im Untersuchungsgebiet lebt, konnte ich nur telefonieren. Ein direktes Gespräch kam trotz meiner Bemühungen nicht zustande, während des Telefonats machte ich mir Notizen. Wenn Menschen gar nicht mit mir sprechen wollten, mir dieses Nicht-reden-Wollen aber interessant schien, fertigte ich anschließend ein Gedächtnisprotokoll an. Zudem nahm ich auch persönliche, auf Polnisch verfasste Briefe an mich und fotografierte Fotografien oder schriftliche, privat aufbewahrte Dokumente ab, wenn sie mir zur Verfügung gestellt wurden.

Wie oben beschrieben, wechselten sich Feldaufenthalte und Theorielektüre ab. Meine Transkripte leisteten gute Dienste. Aus ihnen, aber auch aus den Notizen im Feldtagebuch generierte ich Codes, die sich mir oft – so auch bei einem meiner wichtigsten Codes, nämlich dem „Arbeitsethos" – erst nach mehrmaligem Lesen meiner verschriftlichten Gespräche erschlossen. Zunächst waren es sehr offene, Charmaz nennt sie „initiale" Codes, die sich immer weiter ausdifferenzierten (Alheit 1999, S. 14–17; Charmaz 2014, S. 109–161; Degen 2018, S. 99). Beim axialen Codieren, das Juliet Corbin und Strauss (2008, S. 198) zunächst für notwendig hielten, im Lauf der Entwicklung der Grounded Theory aber zunehmend übersprungen wurde, werden Unterkategorien Überkategorien zugeordnet

und Zusammenhänge hergestellt. Laut Charmaz (2014, S. 149–150) verleite dies jedoch dazu, den Codes theoretische Konzepte unberechtigterweise überzustreifen. So hielt ich mich an Charmaz' Vorgehensweise, codierte im zweiten Schritt „fokussiert" (ebd., S. 138–147) und verfasste frühe Versionen des vorliegenden Textes – Memos. Die beiden Codierungsschritte sowie Textproduktion gingen in meinem Arbeitsprozess jeweils ineinander über. Eine Hürde beim Kategorien bilden war, dass sich zusammenhängende Codes nicht so leicht und eindeutig herauskristallisierten, wie ich mir das vorgestellt hatte. Mitunter generierte ich Kategorien, die sich widersprachen. Ein Beispiel dafür ist, dass die Bezüge von Kindern von Zwangsarbeiter_innen zu ihren polnischen oder ukrainischen Familien oder der polnischen/ukrainischen Herkunft der Eltern paradox (vgl. Kapitel 6.6.2 und 6.6.4) sind. Auch die Äußerungen von Gesprächspartner_innen, die weniger die Deutungsmuster anwendeten, die mir bis dahin begegnet waren, sondern Rechtsextremismus und Verschwörungsideologien vertraten, wusste ich nicht so recht unterzubringen. Zudem entstanden Codes einerseits zu in Gesprächen aufscheinenden Deutungsschemata, andererseits zu verschiedenen Kommunikationsformen wie Klatsch oder der Praxis, dass Nachkommen von Zwangsarbeiter_innen (angeblich) nicht in die Öffentlichkeit gehen, sich „hinter einem Gartentürl" oder „heruntergelassenen Fensterläden" verbergen würden.

4.4 Grounded Theory und schriftliche Dokumente

Interviews und Gruppengespräche führen, teilnehmend beobachten, transkribieren und Feldtagebuch schreiben sind in der empirisch-soziologischen Forschung mit der Grounded-Theory-Methode Alltag und selbstverständlich. Ich habe auch historische schriftliche Dokumente, die in Archiven gelagert werden, für meine Untersuchung herangezogen. Ich griff – ähnlich wie es viele Akteur_innen von Geschichtswerkstätten tun – fast automatisch auf archivierte Dokumente zurück, um Einblick in die Praxis des Zwangsarbeitseinsatzes in den drei bayerischen Landkreisen, in denen ich forschte, zu gewinnen. Da die Erzählungen der meisten Interviewpartner_innen sehr vage sind, habe ich in den Archiven überprüft, ob es sich bei genannten Personen tatsächlich um Menschen handelt, die als Zwangsarbeiter_innen eingesetzt waren. Zweifelsohne sind den Dokumenten Informationen zu entnehmen, die ich, hätte ich mich ausschließlich auf die mündliche Überlieferung verlassen, nicht erfahren hätte. Beispielsweise habe ich konkrete Informationen zu Zwangsarbeitern, die in Konzentrationslagern inhaftiert worden sind, aus den Dokumenten gewonnen. Es wäre interessant gewesen, zu rekonstruieren, wie sich der Zwangsarbeitseinsatz gestaltete, unter welchen Umständen Zwangsarbeiter_innen Repressionen wie Gefängnishaft und/oder Todesstrafe und/oder Konzentrations- bzw. Arbeitserziehungslagerhaft ausgesetzt

waren, aus welchen Ländern die Zwangsarbeiter_innen kamen, wie deutsche Besatzung, Rekrutierung und Verschleppung in den Gegenden, aus denen sie kamen, genau ablief. Mich ergriff eine Faszination für diese Dokumente, ich hätte gern den Einsatz der Kriegsgefangenen in den Landkreisen nachgezeichnet, etwa die Arbeits- und Lebensbedingungen der sowjetischen Kriegsgefangenen im Stalag 383/Z oder 385. Doch liegt in dieser Arbeit der Schwerpunkt auf mündlicher, alltäglicher *Erinnerung* und nicht darauf, umfassend zu rekonstruieren, *was war.* Außerdem wäre das von mir gefundene Material zu lückenhaft, um die Dimensionen des Zwangsarbeitseinsatzes in der Region umfassend nachzeichnen zu können.

Wie ist es nun möglich, konstruktivistisch mit den Dokumenten umzugehen, und wie können sie ins Verhältnis zur mündlichen Überlieferung gesetzt werden – ohne ausschließlich als Korrektiv dazu gemäß dem Schema „in den Akten steht die Wahrheit" eingesetzt zu werden?

Kathy Charmaz' (2014, S. 46) Forderung folgend, zu ergründen, was die Autor_innen der Dokumente bezwecken wollten, für wen sie geschrieben wurden, wie sie interpretiert und verwendet werden, stelle ich das Material hiermit genauer vor.

Die verwendeten Dokumente verweisen auf eine andere Zeitebene als die der Feldforschung und des Nationalsozialismus. Die Interviews, teilnehmenden Beobachtungen und Gruppendiskussionen machte, speicherte und transkribierte ich bis 2014, teilweise bis 2020. Die herangezogenen Akten wurden dagegen kurz nach dem Zweiten Weltkrieg, zwischen 1946 und 1949, angefertigt und zeugen zum größten Teil von dem Versuch der Alliierten, eine Bestandsaufnahme der nationalsozialistischen Verbrechen zu erstellen und die Menschen in den besetzten Zonen zu entnazifizieren. Die zwei wesentlichen Bestände für die vorliegende Arbeit – Listen, in denen Ausländer registriert wurden, und Spruchkammerakten – wurden zwar auf Initiative der Alliierten hin produziert, in der Praxis fertigten sie Einheimische, Angestellte der Verwaltung und Krankenhäuser in den drei Landkreisen Bogen, Kötzting und Viechtach an. Zum Ersten handelt es sich also um Listen, auf denen Flüchtlinge und Ausländer – viele einstige Zwangsarbeiter_innen – verzeichnet sind, die während des Krieges in den jeweiligen Gemeinden oder Krankenhäusern waren. Ebenso gibt es Listen, beispielsweise der Grabverwaltung, in denen Todesfälle eingetragen wurden. Zum Zweiten sah ich Spruchkammerakten ein, die im Staatsarchiv Landshut verwahrt sind. Zum Dritten recherchierte ich im kommunalen Stadtarchiv Bogen zum Schriftverkehr der Verwaltung. Alle dieser Institutionen haben unterschiedliche Geschichten und ein jeweils anderes Selbstverständnis ihrer Arbeit. Die Arolsen Archives gehen auf einen frühen Suchdienst zurück, der Informationen über den Verbleib von Opfern des Nationalsozialismus gewinnen wollte und, falls Überlebende gefunden wurden, dazu diente, Familien zusammenzuführen (Borggräfe/Hölscher/

Panek 2019). Die bayerischen Staatsarchive haben eine gänzlich andere Tradition: Ihr Vorläufer wurde im 19. Jahrhundert, zu Zeiten der Monarchie, gegründet. Sie sammeln Unterlagen aus bayerischen Behörden und Gerichten, die seit Aufkommen der Schriftlichkeit entstanden sind (Generaldirektion der staatlichen Archive Bayerns o. J.). Das Bogener Stadtarchiv wurde zu dem Recherchezeitpunkt von dem ehrenamtlichen Archivar Klaus Gras betreut, der die in Kartons abgelegte Sammlung nach Absprache für mich aufsperrte und meiner Recherche beiwohnte. Der Fund von Meldekarten registrierter Zwangsarbeiter_innen im Stadtarchiv Waldmünchen, der zur vorliegenden Arbeit führte, ist im Prolog beschrieben. Obwohl all diese Institutionen in ihrer Ausrichtung sehr unterschiedlich sind, gilt für alle, dass sie durch ihre programmatische Ausrichtung, ihre Techniken des Sammelns, Speicherns und Zugänglichmachens gestaltet werden und damit Einfluss auf andere soziale Gedächtnisse haben und nicht nur auf das archiveigene (vgl. dazu auch Naron 2018, S. 42).

Wie recherchierte ich nun in den Archiven? In den Arolsen Archives sind für die relevanten Landkreise Hunderte besagter Listen über registrierte Ausländer in den jeweiligen Kommunen zu finden. Obwohl von lokalen Akteur_innen erstellt, waren sie nie dazu bestimmt, in den Orten ihrer Produktion zu bleiben, sondern an den Internationalen Suchdienst bzw. seine Vorläufer weitergeleitet zu werden. Während ich das erste Mal 2013 in den Arolsen Archives noch vor Ort in Hessen Material sichtete, sind viele der Listen mittlerweile im Online-Archiv der Arolsen Archives ohne Zugangsbeschränkung verfügbar (Arolsen Archives Online Archive o. J.).

Diese Dokumente sind, zumindest für einige Landkreise, auch im Staatsarchiv Landshut archiviert. Die Recherche in diesem Archiv musste vorab gut geplant werden und funktionierte nach einer traditionellen, vornehmlich analogen, Recherchelogik. Nach der vorherigen Anmeldung ist es vor Ort möglich, die Findbücher zu sichten und Akten zu bestellen. Die Dokumente werden zu bestimmten Tageszeiten ausgehoben – während der Corona-Pandemie im September 2020 war dies nur für eine bestimmte Anzahl von Dokumenten einmal am Tag möglich. Bei verschiedenen Akten ist es nicht erlaubt, Fotos anzufertigen, da dies das Material gefährden würde. Die Archivar_innen unterstützen die Recherche, allerdings führen die Recherche- und Reproduktionsregeln dazu, dass Dokumente vergleichsweise schwer zugänglich sind und es sehr viel Aufwandes, Fachwissens und Zeit bedarf, viele Akten einzusehen. Das Archiv in Landshut stellte mir aber eine durchsuchbare Liste von in der Nachkriegszeit erfassten Zwangsarbeiter_innen zur Verfügung, was einen Abgleich dieser Verzeichnisse untereinander deutlich erleichtert, da viele einstige Zwangsarbeiter_innen mehrfach erfasst wurden. Zum anderen existiert im Staatsarchiv Landshut ein Bestand, der von den Spruchkammern produziert wurde. In diesen Archivalien befinden sich zahlreiche verschriftlichte Zeug_innenaussagen, darunter eidesstattliche

Erklärungen ehemaliger Zwangsarbeiter_innen, oftmals in der jeweiligen Muttersprache verfasst. Diese Dokumente sind nach Landkreisen, Gemeinden und dann, als Unterkategorie, nach Familien sortiert und auffindbar – sie sind somit nach dem Prinzip der Verwaltungsbürokratie – Landkreis, untergeordnet Gemeinde – und in der Logik des ländlichen Gedächtnisses nach dem Prinzip Familie/Abstammung, „Wer kennt wen?" und „Welcher Spezl macht für wen eine Zeugenaussage?" – archiviert und auffindbar. Das bedeutet, diese Akten sind *nicht* nach Kategorien wie „Mitläufer" etc. sortiert, sondern nach Familien- oder Hofzugehörigkeit. In manchen Fällen sagte „der Zwangsarbeiter/die Zwangsarbeiterin des Hofes" für die Bauernfamilie aus, in manchen Fällen belasteten die ausländischen Arbeitskräfte auch einen Landwirt. In diesen Spruchkammerakten im Staatsarchiv Landshut – und möglicherweise zahlreichen anderen Archiven – ließen sich sehr viel mehr gewinnbringende Informationen zur Erforschung der NS-Zwangsarbeit auf dem Land finden und analysieren. Diese Akten sind umso interessanter, da sie auch Zeug_innenaussagen, auch von ehemaligen Zwangsarbeiter_innen, teilweise in ihren Muttersprachen verfasst, enthalten, und es sich eben nicht um Schriftstücke handelt, die beispielsweise von TrägerInnen hoher Ämter, etwa dem Polizeipräsidenten, verfasst wurden.

An dieser Auswahl von Schriften, die mir zur Verfügung standen, lässt sich ablesen, dass es in der unmittelbaren Nachkriegszeit ein Netzwerk einstiger Zwangsarbeiter_innen gab, das eine gewisse Organisierung aufwies. Aber die ehemaligen Zwangsarbeiter_innen bewegten sich eben in der bayerisch-ländlichen Gesellschaft, wollten nicht allesamt repatriiert werden und nicht alle in Displaced-Persons-Lagern (DP-Lagern) leben. Wenn sie weiter in den Dörfern und Kleinstädten blieben, teilweise weiter auf den Höfen arbeiteten, wo sie auch während des Krieges eingesetzt gewesen waren, standen möglicherweise auch für sie statt der Entnazifizierung ihrer Dienstgeber_innen (vgl. dazu Kapitel 6.1.1) praktische Belange im Vordergrund, wie „Kann ich weiter bei dem Bauern arbeiten, vielleicht hier leben?". Die Zeug_innenaussagen wurden von den Angeklagten oft dazu verwendet, sich durch die Spruchkammer als „unbelastet" oder als „Mitläufer" einstufen zu lassen. Die vielfach ausgestellten „Entlastungszeugnisse" firmieren nicht selten unter dem Bonmot des „Persilschein". Erzählungen zufolge habe es in DP-Lagern „feste Preise für beliebige Zeugendienste NS-Verfolgter vor den Spruchkammern" gegeben. Die Persilscheine von „rassisch Verfolgten (…)" fielen aber „vielfach erheblich konkreter und differenzierter als die (…) Leumundszeugnisse und Fürbittlisten aus dem privaten und beruflichen Sektor" aus (Niethammer 1972, S. 613; zur Arbeit der lokalen Behörden und neu gegründeten politischen Parteien bei den Spruchkammerverfahren: S. 342–362). Aber wie in den Fällen „Saller" und „Brauerei Bräu" (vgl. Kapitel 5.4 und 5.6.3.) lässt sich teilweise auch Verfolgung und Einweisung in Konzentrationslager von Zwangsarbeitern anhand dieser Dokumente rekonstruieren. Ein gefundener

Schriftwechsel lokaler Behörden aus dem Sommer 1945 im Stadtarchiv Bogen und die direkte Reaktion des Archivars Klaus Gras, mit anderen Worten, die Interaktion zwischen ihm, mir und den schriftlichen Dokumenten im Jahr 2009 ist in Kapitel 5.6.3 beschrieben.

4.5 Sensibilisierende Konzepte und konzeptuelle Entwicklungen im Laufe des Forschungsprojekts

Die Feldaufenthalte, die Archivbesuche und die daraus entstandenen Codes haben Ergebnisse hervorgebracht, die ich in zwei Kategorien einteile. Zum einen sind das die in den folgenden Kapiteln beschriebenen Logiken, also Deutungsschemata und Praktiken des Erinnerns und Vergessens, die im abduktiven Wechselspiel mit Lektüre zu historischen und metahistorischen[65] Arbeiten entstanden. Zum anderen haben die empirischen Beobachtungen das vorangegangene Theoriekapitel beeinflusst. Auf zentrale Aspekte, auf die ich im theoretischen Teil eingegangen bin, wurde ich durch meine Forschung aufmerksam. Dies sind:

- Erinnern und Vergessen gehören zusammen, sie bedingen einander.
- Es gibt eine spezifisch ländliche Medialität, und Ruralität ist, wird sie geschärft, eine aussagekräftige Analysekategorie.
- Im Feld wird auf sehr alltägliche und beiläufige Weise erinnert.
- Die klassisch biografische Erzählung ist nicht das bevorzugte Erzählgenre in der ländlichen Gesellschaft. Es muss andere Gesprächsformen wie beispielsweise den Klatsch geben, die bei der Reproduktion von sozialen Gedächtnissen relevant sind.
- Es wird sehr interaktional erinnert.
- Relevanter als das Generationenkonzept ist im vorliegenden Fall das auf die Gemeinschaft bezogene Erinnern.

Mein Fokus auf Deutungsmuster und soziale Praxis hat sich erst auf der „Erhebungsstrecke im Feld" (Amann/Hirschauer 1997, S. 14) entwickelt. Sowohl bei der Arbeit am Film als auch zu Beginn der Dissertation war ich wissenschaftlich von den Konzepten des kollektiven, kulturellen, kommunikativen und vor allem des Familiengedächtnisses und der soziologischen Biografieforschung nach Gabriele Rosenthal geprägt. Dies waren, mit Charmaz (2014, S. 30–31) gesprochen, „sensibilisierende Konzepte", mit denen ich den Forschungsprozess nach

65 Ich meine mit „Metageschichte", allgemein gefasst, Überlegungen zur Darstellungsweise historischer Sachverhalte sowie Reflexionen über den ideologischen Grundtenor und ideologische Kontinuitäten aus der Vergangenheit in historischen Abhandlungen.

der Erstellung des Filmes fortführte. Retrospektiv stelle ich nun auch fest, dass die Methode der Oral History einen erheblichen Einfluss auf mich hatte und meine Vorstellung, wie vergangene Erfahrungen und Erinnerungen den Interviewten, Forscher_innen und Rezepient_innen zugänglich gemacht werden, beeinflusste. Diese starke Wirkung der Oral History auf mein Forschungsvorhaben war mir zu Beginn des Projektes nur zu einem geringen Grad bewusst. Die Arbeit wurde also mit der Idee begonnen, in Interviews erzählte Repräsentation der Zwangsarbeit zu generieren und zu analysieren, erzählte und erlebte Lebensgeschichte kontrastieren zu können, wie etwa Rosenthal (1995) dies fordert.

Im Verlauf der empirischen Datenerhebung wurde immer deutlicher, dass ich mit dieser Methodik das Wesentliche und Spezielle der Erinnerung auf dem Land nicht erfassen konnte. So stellte sich zum einen heraus, dass ländliche Medialität ländliches Erinnern bestimmt, worauf ich bereits durch die Art und Weise, wie ich versuchte, Vertrautheit herzustellen, aufmerksam wurde. Zudem zeigte sich bald, dass sich Erinnern interaktional formiert, mit vielen Bezügen auf die Umgebung, häufig auch in spontan entstehenden Gruppengesprächen. Biografische Erzählungen standen auch nicht im Vordergrund, weil die Erinnerung an Zwangsarbeit nicht in die lebensgeschichtlichen, mündlichen Darstellungen eingepasst wurden – weder bei den Profiteur_innen und ihren Nachkommen noch bei den Nachkommen von Zwangsarbeiter_innen. Während meine Versuche, ein Interview stark zu rahmen, nicht zuletzt zu kontrollieren, indem ich etwa sagte „Wir machen nun ein Interview, ich zeichne das auf, bitte erzählen Sie über all Ihre Erinnerungen/Ihr Wissen zu den Arbeiter_innen", eher auf Irritation stießen und ich von meinen Interviewpartner_innen aufgefordert wurde, einfach zu fragen, was ich wissen wolle, rahmten viele Menschen im ethnografischen Feld ihr Gesprächssetting selbst. Auch daraus schloss ich, dass die Narration über das eigene Leben nicht das bevorzugte Erzählgenre in der ländlichen Gesellschaft ist.

Ein Paradox, auf das ich bereits in der Einleitung hingewiesen habe, zeichnete sich immer deutlicher ab: Es gibt offensichtlich wenig geformte Erinnerung an NS-Zwangsarbeit in dieser Region, etwa in Form von Denkmalen. Erzählungen zu Zwangsarbeit sind jedoch zumindest bei Menschen ab etwa fünfzig leicht abrufbar und diese sind durchaus bereit, darüber zu sprechen. Damit wurde auch in der Empirie deutlich, wie eng Erinnern und Vergessen zusammenhängen müssen: Das Thema NS-Zwangsarbeit ist gleichzeitig an- und abwesend. Ich suchte daraufhin gezielt nach theoretischen Konzepten, die Prozessualität, Interaktionalität sowie das Zusammenspiel von Erinnern und Vergessen fassen und entwickelte Merkmale des alltäglichen Erinnerns in der ländlichen Gesellschaft.

Allerdings stellte sich in meiner Forschungsphase auch das Problem, dass die Grounded Theory von ihren Gründern angewandt wurde, um *aktuelle* Handlungen, gesellschaftliche Prozesse und Interaktionen erforschen und interpretieren zu können. Es gibt eben viele Situationen, in denen *nicht* an Zwangsarbeit erinnert, sondern etwas vollkommen anderes getan, etwa eine Geburtstagsparty vorbereitet, eingekauft, ein Fahrrad repariert wird. Deshalb musste ich explizit nach Arbeiter_innen aus Polen etc. fragen, um Erinnerung in Gang setzen zu können. Ich schuf in Interaktion mit den Befragten, oft mit Unterstützung meiner Tante und meinen Großmüttern, soziale, mündliche Erinnerungssettings. Ein Beispiel dafür sind die von meiner Tante organisierten Kaffeekränzchen (vgl. Kapitel 4.3.2), in deren Vorlauf offenbart wurde, dass ich für mein Dissertationsprojekt Informationen zu den Arbeiter_innen aus Polen, der Ukraine etc. suche. Auch diese Kaffeeklatschgespräche flossen in die Auswertung ein (vgl. zur genauen Auflistung der Gesprächssettings Kapitel 4.6). Ich hatte nicht selten den Eindruck, dass gesellschaftliches Erinnern und Vergessen genau in dem Moment vor sich gehen, in dem ich dabei bin – und dass ich mit erinnere und -vergesse –, und das Vergangene eben nicht nur in abgespeicherten Aphorismen oder Briefen geronnen ist.

Schließlich entfernte ich mich wieder von den Geschichten mit Protagonist_innen und Handlungen und bewegte mich hin zu Deutungsmustern und Schemata, die diese kurzen Geschichten zu Zwangsarbeiter_innen strukturieren. Die Erzählschemata waren in ihren Wiederholungen auffallender als die Geschichten mit Abläufen – entsprechend legte ich den Schwerpunkt dieser Dissertation auf Deutungsmuster.

Im nächsten Abschnitt sind nun die Interviewpartner_innen und Gesprächskonstellationen aufgelistet. In Kapitel 5 werde ich dann auf die Logiken, vor allem auf die Deutungsmuster beim Erinnern und Vergessen, der „Profiteur_innenlinie“ eingehen. Um die Kontinuitäten zwischen aktuellen Deutungsschemata und nationalsozialistischer Ideologie aufzuzeigen, wird Kapitel 5 mit einem historischen Teil zur gesellschaftlichen Position der Zwangsarbeiter_innen im Verhältnis zur „Volksgemeinschaft“ eingeleitet.

4.6 Auflistung der Interviewpartner_innen und Gesprächskonstellationen

4.6.1 Interviews und Gesprächssettings „Profiteur_innenseite“

Im Folgenden sind 29 Gesprächspartner_innen und Informant_innen aufgeführt.

Tabelle 1: Interviews und Gesprächssettings „Profiteur_innenseite“

Name (Pseudonym)	Ungefähres Alter/ Kohorte	Gesprächszeitpunkt	Art des Gesprächs und der Aufzeichnung	Bezug zu Zwangsarbeit	Interviewort und -setting	Beziehungen im Ort
Hermine Laumer (kein Pseudonym)	Geboren 1926, Erfahrungsgeneration	10. 8. und 11. 8. 2009 und 5. 5. 2010	Gruppengespräche, einmal mit zwei Schwestern, einmal mit Neffen; Video (SE), Transkript	Zwangsarbeiter hat für die Familie gearbeitet, Profiteurin	Im Hof, auf dem Bauernhof, Untersuchungsgebiet	Schwester von Johanna Hofer und Kreszenz Hartmannsgruber; meine Großmutter
Johanna Hofer	Geboren 1927, Erfahrungsgeneration	11. 8. 2009	Gruppengespräch mit zwei Schwestern, Video (SE), Transkript	Zwangsarbeiter hat für die Familie gearbeitet, Profiteurin	Im Hof, Untersuchungsgebiet	Schwester von Hermine Laumer und Kreszenz Hartmansgruber
Kreszenz Hartmannsgruber	Geboren 1935, Erfahrungsgeneration, im Kindesalter während des Nationalsozialismus	11. 8. 2009	Gruppengespräch mit zwei Schwestern, Video (SE), Transkript	Zwangsarbeiter hat für die Familie gearbeitet, Profiteurin	Im Hof, Untersuchungsgebiet	Schwester von Johanna Hofer und Hermine Laumer
Wolfgang Hartmannsgruber	Geboren Ende 1950er Jahre, Nachfolgegeneration	5. 5. 2010	Gruppengespräch mit seiner Tante Hermine Laumer, (SE), Video, transkribiert	Zwangsarbeiter hat für die Familie gearbeitet	Friedhof	Sohn Kreszenz Hartmannsgruber, Neffe Hermine Laumer
Johann Brucker	Geboren 1930, Erfahrungsgeneration	7. 8. 2013	Gruppengespräch mit Archivar, Audioaufzeichnung, transkribiert	Erinnerungen an Zwangsarbeiter_innen, die im Ort eingesetzt waren	Im Hof, anschließend Führung durch private Ausstellung zu landwirtschaftlichen Maschinen, Untersuchungsgebiet	
Klaus Gras	Zum Gesprächszeitpunkt etwa 60 Jahre alt, Nachfolgegeneration	10. 8. 2009 mein Archivbesuch; Gespräch 7. 8. 2013	Einzelgespräch und Gespräch mit Brucker, Audio, transkribiert			Ehrenamtlicher oder nebenberuflicher Stadtarchivar Bogen

Name (Pseudonym)	Ungefähres Alter/ Kohorte	Gesprächszeitpunkt	Art des Gesprächs und der Aufzeichnung	Bezug zu Zwangsarbeit	Interviewort und -setting	Beziehungen im Ort
Antonia Weber	Geboren um 1933, Erfahrungsgeneration, im Kindesalter während des Nationalsozialismus	10. 5. 2013	Kaffeeklatsch, von meiner Tante organisiert, mit dabei meine Großmutter/ „Oma“ (dement; ihre Erzählungen sind daher aus ethischen Gründen nicht Teil der Arbeit), ihre Nichte, meine Tante; Audio, transkribiert	Hat Kind einer Zwangsarbeiterin gehütet	Kaffeeklatsch auf der Terrasse, Untersuchungsgebiet	In eher prekären/ besitzlosen Verhältnissen aufgewachsen
Irene Heitzer	Geboren um 1926, Erfahrungsgeneration, im Kindesalter während des Nationalsozialismus	8. 8. 2013	Gruppengespräch mit Neffe, Audioaufzeichnung, transkribiert	Wurde mir vom Archivar Klaus Gras als Frau mit viel Wissen zu Nationalsozialismus, evtl. auch Lager mit russischen Kriegsgefangenen, empfohlen, berichtet über Todesmarsch in der Gegend	Stube, Untersuchungsgebiet, Oberalteich bei Bogen	
Neffe von Irene Heitzer	Geboren um 1960, Nachfolgegeneration	8. 8. 2013	Gruppengespräch mit Neffe, Audio, transkribiert		Stube, Untersuchungsgebiet	

Name (Pseudonym)	Ungefähres Alter/ Kohorte	Gesprächszeitpunkt	Art des Gesprächs und der Aufzeichnung	Bezug zu Zwangsarbeit	Interviewort und -setting	Beziehungen im Ort
Gerda Maurer	Geboren um 1933, Erfahrungsgeneration, im Kindesalter	9. 8. 2013	Einzelgespräch, Notizen	Erzählt über Todesmarsch, frage sie nach sowjetischen Kriegsgefangenen im Lager und nach der polnischen Zwangsarbeiterin auf dem Hof von Erika Huber	Stube, Untersuchungsgebiet	Nachbarin von Erika Huber und Irene Heitzer
Kimberly Kellner	Geboren 1938, Erfahrungsgeneration, während Nationalsozialismus im Kindesalter	7. 8. 2010	Einzelgespräch, dann Gruppengespräch mit Video (SE), transkribiert	In Gaststätte aufgewachsen, dort befand sich kleines Lager für belgische Zwangsarbeiter	Friedhof, Untersuchungsgebiet	
Werner, Nachbar von Kimberly Kellner	Geboren 1940	7. 8. 2010	Gruppengespräch, mit Video (SE), transkribiert		Friedhof, Untersuchungsgebiet	
Sepp Ganghofer	Geboren um 1933, Erfahrungsgeneration, im Kindesalter/junger Teenager	7. 1. 2014	Einzelgespräch, Audioaufzeichnung, transkribiert, fünf separate Interviewabschnitte, Führung durch private Ausstellung zu König Ludwig II	Hobbyhistoriker, beschäftigt sich viel mit Lokalgeschichte, auch zu König Ludwig II	Wohnzimmer, Untersuchungsgebiet	
Senta Hartl	Geboren ca. 1957, Nachfolgegeneration	14. 8. 2013	Kurzes Gespräch	Kennt Familie ehemaliger Zwangsarbeiter_innen, Rudenko-Lindl-Schneider-Familie	Auf der Gred (Platz vorm Haus)	Nachbarin meiner „Oma“ und meiner Tante; kennt Barbara Lindl aus der Schule

Name (Pseudonym)	Ungefähres Alter/ Kohorte	Gesprächszeitpunkt	Art des Gesprächs und der Aufzeichnung	Bezug zu Zwangsarbeit	Interviewort und -setting	Beziehungen im Ort
Ehemann Senta Hartl, Fritz Hartl	Geboren ca. 1957, Nachfolgegeneration	13. 8. 2013 2013	Kaffeeklatsch mit meiner Tante und auch „Waldbauer“ Josef Wiesmüller Audioaufzeichnung	Kennt Familie Dobiczek	Kaffeeklatsch, auf der Terrasse, organisiert von meiner Tante, Untersuchungsgebiet	Nachbar meiner Großmutter und meiner Tante, kennt Agnes Dobiczek aus der Schule
Josef Wiesmüller	Geboren 1943	13. 8. 2013	Kaffeeklatsch mit meiner Tante und auch Hartl, Audioaufzeichnung	Bewirtschaftet Bauernhof, auf dem Maria Dobiczek Zwangsarbeiterin war	Kaffeeklatsch, Untersuchungsgebiet, organisiert von meiner Tante	Bekanntschaft meiner „Oma“, auf seinem Bauernhof arbeitete Maria Dobiczek während u. nach dem Krieg, Dobiczeks sind seine Nachbarn
Matthias Saller	Geboren 1948, Nachfolgegeneration	Verschiedene Telefonate, bis Herbst 2013 kein Gespräch zustandegekommen		Zwangsarbeiter und Magd, die für die Familie arbeiteten, beide Dienstbot_innen wurden in KZs inhaftiert		Angesehen, großer Bauernhof
Frau Saller	Geboren 1948, Nachfolgegeneration	3. 10. 2013	Gespräch, anschließend Feldtagebuch	Zwangsarbeiter und Magd, die für die Familie arbeiteten, wurden in KZs inhaftiert	Wohnzimmer, Untersuchungsgebiet	Angesehen, großer Bauernhof
Renate van Helt	Geboren 1940, Erfahrungsgeneration, Kleinkind während des Nationalsozialismus	5. 10. 2013		Zwangsarbeiter und Magd, die für die Familie arbeiteten, wurden in KZs inhaftiert	Wohnzimmer, lebt Nähe Ingolstadt, außerhalb des Untersuchungsgebiets	Schwester Matthias Saller

Name (Pseudonym)	Ungefähres Alter/ Kohorte	Gesprächszeitpunkt	Art des Gesprächs und der Aufzeichnung	Bezug zu Zwangsarbeit	Interviewort und -setting	Beziehungen im Ort
Gertrud Fuchs	Geboren 1935, Erfahrungsgeneration, im Kindesalter während des NS; in der Nachkriegszeit ins Untersuchungsgebiet gezogen	10. 8. 2013	Gespräch, Wohnzimmer, Audioaufnahme, transkribiert, mit Ehemann		Wohnzimmer, Untersuchungsgebiet	Pensionierte Lehrerin, Volksschule, war auch meine Lehrerin in der Grundschule
Heinz Fuchs	Geboren Ende der 1920er Jahre, Beginn 1930er Jahre, Erfahrungsgeneration	10. 8. 2013	Gespräch Wohnzimmer, Audioaufnahme, transkribiert		Wohnzimmer, Untersuchungsgebiet	
Walter Bräu, Brauerei	Geboren 1955, Nachfolgegeneration	10. 1. 2011	Privates Gespräch, Notizen	Zwangsarbeiter und Dienstmagd, die für die Familie arbeiteten, wurden in KZs inhaftiert, Vorwurf: Beziehung	Wohnzimmer/Stube, Untersuchungsgebiet	
Gisela Schmidt	Geboren 1937, Erfahrungsgeneration, im Kindesalter während des NS	4. 10. 2013	Privates Gespräch, Audioaufzeichnung, transkribiert	Als Gesprächspartnerin empfohlen worden	Wohnzimmer, Untersuchungsgebiet	
Therese Lohmeier	Geboren 1928, Erfahrungsgeneration	4. 8. 2013	Privates Gespräch, Audioaufzeichnung, transkribiert, sieben separate Abschnitte	Wuchs auf Bauernhof auf, erinnert sich an Zwangsarbeiter_innen	Wohnzimmer, Untersuchungsgebiet	

Name (Pseudonym)	Ungefähres Alter/ Kohorte	Gesprächszeitpunkt	Art des Gesprächs und der Aufzeichnung	Bezug zu Zwangsarbeit	Interviewort und -setting	Beziehungen im Ort
Emily Mühlbauer	Geboren 1929, Erfahrungsgeneration	12. 8. 2010	Privates Gespräch, Video (SE, Rohmaterial), transkribiert	Interessiert sich für Geschichte, war an Foto-Geschichtsausstellung im Dorf beteiligt, für ihre Familie arbeitete ein Zwangsarbeiter	Wohnzimmer, Untersuchungsgebiet	
Erika Huber, Tochter des Bauern LK	Geboren 1940	6. 8. 2010	Einzelgespräch, Video (SE, Rohmaterial), ihr Mann kommt von der Ernte, später dazu, bringe es nicht fertig, sie mit	In ihrer Familie war Zwangsarbeiterin, die im Juli 1945 ein Kind bekam; lt. Dokumenten aus der Nachkriegszeit im Stadtarchiv Bogen: Korrespondenz der Verwaltung darüber, dass der Vater der Zwangsarbeiterin gegenüber gewalttätig war.	Hof, Untersuchungsgebiet	
„Vertriebener“, Gasthaus Faistl	Geboren 1938, Erfahrungsgeneration, Kind während des Nationalsozialismus, als Vertriebener nach Bayern gekommen	6. 8. 2013	Gespräch mit Stammgästen im Wirtshaus, er ist der Wirt und beteiligt sich, danach Notizen		Untersuchungsgebiet	Wirt

Name (Pseudonym)	Ungefähres Alter/ Kohorte	Gesprächszeitpunkt	Art des Gesprächs und der Aufzeichnung	Bezug zu Zwangsarbeit	Interviewort und -setting	Beziehungen im Ort
Katharina Hackl	Geboren 1927, Erfahrungsgeneration, hat als Jugendliche als Dienstmagd zusammen mit Zwangsarbeitern auf einem Bauernhof gearbeitet	10. 8. 2010	Einzelgespräch im Wohnzimmer, mit Kamerateam (Heissmeyer, Holger; Lerner, Itamar, ich), Video (SE), transkribiert		Untersuchungsgebiet	
Martin Rüth	Archivdirektor Bayerisches Staatsarchiv Landshut	2. 9. 2020	Experteninterview, Notizen		Landshut	Archivdirektor Landshut

4.6.2 Interviews und Gesprächssettings „Seite ehemaliger Zwangsarbeiter_innen“

Im Folgenden sind 15 Gesprächspartner_innen und Informant_innen sowie fünf Personen, mit denen gar kein Gespräch, auch kein Telefonat, zustande kam, aufgeführt.

Tabelle 2: Interviews und Gesprächssettings „Seite ehemaliger Zwangsarbeiter_innen“

Name (Pseudonym)	Ungefähres Alter/ Kohorte	Gesprächszeitpunkt	Art des Gesprächs und der Aufzeichnung	Bezug zu Zwangsarbeit	Interviewort und -setting	Beziehungen im Ort
Marion Torba	Geboren 1960, Nachfolgegeneration	Gespräche und Telefonate seit Sommer 2009, Videoaufzeichnung 5. 8. 2010	Gruppengespräch mit Mutter und Kindern, Video (SE), transkribiert	Vater war Zwangsarbeiter	Terrasse, Untersuchungsgebiet	

Name (Pseudonym)	Ungefähres Alter/ Kohorte	Gesprächszeitpunkt	Art des Gesprächs und der Aufzeichnung	Bezug zu Zwangsarbeit	Interviewort und -setting	Beziehungen im Ort
Franziska Torba	Geboren 1928, Erfahrungsgeneration	5. 8. 2010	Gruppengespräch mit Mutter und Kindern, Video (SE), transkribiert	Der verstorbene Mann war Zwangsarbeiter	Terrasse, Untersuchungsgebiet	
Rainer Soroka	Geboren 1958, Nachfolgegeneration	6. 10. 2013	Einzelgespräch, z. T. Gespräch mit Söhnen, Frau tischt Abendessen auf, Audioaufzeichnung, transkribiert	Vater war Zwangsarbeiter	Hof und Esszimmer, Untersuchungsgebiet	Bruder von Gerhard Soroka
Gerhard Soroka	Geboren 1960, Nachfolgegeneration	6. 10. 2013	Gespräch zusammen mit Ehefrau, Notizen und Feldtagebuch	Vater war Zwangsarbeiter	Wohnzimmer, Untersuchungsgebiet	Bruder von Rainer Soroka
Maria Dobiczek	Geboren 1960, Nachfolgegeneration	Mehrere Gespräche 2010 und Oktober 2013	Notizen Feldtagebuch, Gedächtnisprotokoll		Gartenzaun ihr Grundstück, Untersuchungsgebiet	
Agnes Dobiczek	Geboren 1919, Erfahrungsgeneration	Mehrere Gespräche 2010 und 2013	Notizen Feldtagebuch, Gedächtnisprotokoll		Gartenzaun, ihr Grundstück, Unterschungsgebiet	
Schenja Wrobel	Geboren um 1963, Nachfolgegeneration	8. 2. 2014 und 9. 2. 2014	Einzelgespräch, teilweise ist ihr Ehemann dabei, über zwei Tage verteilt, Audioaufzeichnung, transkribiert	Eltern waren Zwangsarbeiter_innen	Wohnzimmer, kleiner Ort in Hessen	

Name (Pseudonym)	Ungefähres Alter/ Kohorte	Gesprächszeitpunkt	Art des Gesprächs und der Aufzeichnung	Bezug zu Zwangsarbeit	Interviewort und -setting	Beziehungen im Ort
Anita Diestler	Geboren 1957, Nachfolgegeneration	22. 5. 2010	Kamerateam (Lerner, Itamar, Heissmeyer, Holger, ich) Gruppengespräch mit Ehemann, SE Rohmaterial, transkribiert	Vater war Zwangsarbeiter, ihre Stiefmutter war Zwangsarbeiterin	Terrasse, Deggendorf	Schwester von Schenja Wrobel, ich kenne Diestler aus meiner Kindheit
Katja Hattenkofer	Geboren 1960er Jahre, Nachfolgegeneration	14. 3. 2014	Telefonat, Notizen, wir haben über persönlichen Besuch von mir gesprochen, nie zustande gekommen	Vater war Zwangsarbeiter	Lebt in München	Schwester von Ludwig Krawczyk und Helga Ebersberger
Ludwig Krawczyk	Geboren 1960er, Nachfolgegeneration	15. 10. 2013	Einzelgespräch, Audioaufzeichnung, transkribiert, Ehefrau serviert Kaffee	Vater war Zwangsarbeiter	Wohnzimmer, Untersuchungsgebiet	Bruder von Katja Hattenkofer und Helga Ebersberger
Helga Ebersberger	Geboren 1960er Jahre, Nachfolgegeneration	5. 1. 2014	Einzelgespräch, Audioaufzeichnung, transkribiert	Vater war Zwangsarbeiter	Wohnzimmer, Untersuchungsgebiet	Schwester von Ludwig Krawzyk und Katja Hattenkofer
Dagmar Pollmeier	Geboren 1960er Jahre, Nachfolgegeneration	14. 8. 2013	Einzelgespräch, Audioaufzeichnung, transkribiert	Vater war Zwangsarbeiter, u. a. auch in meiner Familie	Wohnzimmer, Untersuchungsgebiet	Die pensionierte Lehrerin Gertrud Fuchs hat mich auf sie hingewiesen

Name (Pseudonym)	Ungefähres Alter/ Kohorte	Gesprächszeitpunkt	Art des Gesprächs und der Aufzeichnung	Bezug zu Zwangsarbeit	Interviewort und -setting	Beziehungen im Ort
Martha Rudenko	Geboren 1927, Erfahrungsgeneration	12. 8. 2013	Gruppengespräch mit Töchtern, Audioaufzeichnung, mehrere Aufnahmen transkribiert	Verstorbener Ehemann war Zwangsarbeiter	Wohnzimmer, Untersuchungsgebiet	Prekäre wirtschaftliche Verhältnisse, als uneheliches Kind und besitzlos aufgewachsen; Hinweis über Senta Hartl
Ursula Rudenko	Geboren 1960er Jahre, Nachfolgegeneration	12. 8. 2013	Gruppengespräch mit Mutter und Schwester, Audioaufzeichnung, mehrere Aufnahmen transkribiert	Vater war Zwangsarbeiter	Wohnzimmer, Untersuchungsgebiet	Tochter von Martha Rudenko, Schwester von Barbara Lindl
Barbara Lindl	Geboren 1960er Jahre, Nachfolgegeneration	12. 8. 2013	Erst Einzelgespräch, dann Gruppengespräch mit Mutter und Schwester, beim Gruppengespräch ist ihre Tochter dabei; Audioaufzeichnung, transkribiert, Telefonat 27. 8. 2020.	Vater war Zwangsarbeiter	Wohnzimmer, Untersuchungsgebiet	Tochter von Martha Rudenko, Schwester von Ursula Rudenko
Sabine Budny und Elisabeth Budny	Sabine Budny: geboren 1960er Jahre; Elisabeth Budny: Erfahrungsgeneration, geboren 1930, verheiratet mit ehemaligem Zwangsarbeiter	Per Postbrief kontaktiert, E-Mail Sommer 2019, kein Gespräch zustande gekommen				

Name (Pseudonym)	Ungefähres Alter/ Kohorte	Gesprächszeitpunkt	Art des Gesprächs und der Aufzeichnung	Bezug zu Zwangsarbeit	Interviewort und -setting	Beziehungen im Ort
Annemarie Voigt	Geboren 1950er Jahre	Anruf und per Postbrief kontaktiert, kein Gespräch zustande gekommen, auch ihr Sohn sagte, dass dies wohl nicht klappen würde				
Bruder Marion Torba		Franziska Torba gab den Kontakt nicht weiter, er würde sich nicht dafür interessieren				
Bruder Dagmar Pollmeier		Dagmar Pollmeier vermittelte den Kontakt nicht, der Bruder würde sich nicht dafür interessieren				

5. Logiken des Erinnerns an NS-Zwangsarbeit bei deutschen Profiteur_innen und ihren Nachkommen

5.1 Historischer Kontext: zur Dialektik des Ein- und Ausschlusses der Zwangsarbeiter_innen im Deutschen Reich

Um die Erinnerungen auf dem Land an NS-Zwangsarbeit einordnen zu können, sollen zunächst zwei ineinander verschränkte Aspekte deutlich gemacht werden, die für die Position der NS-Zwangsarbeiter_innen im Verhältnis zur „Volksgemeinschaft" ausschlaggebend waren. Dies ist zum einen ethnischer, konkret: nationalsozialistischer antislawischer Rassismus, und zum anderen eugenischer Rassismus und damit eng verbunden das Konzept von Arbeit im Nationalsozialismus. Diese Unterscheidung geht auf Detlev Peukert zurück, der zwischen ethnischem und eugenischem Rassismus als den zwei Polen des nationalsozialistischen Rassismus (Peukert 1982, zit. n. Hörath 2014) differenziert. Ersterer ist der Rassismus und Antisemitismus nach außen, der diejenigen traf, die der „Volksgemeinschaft" als nicht zugehörig erachtet wurden. Der eugenische Rassismus konnte sich auch gegen diejenigen richten, die zwar gemäß nationalsozialistischer Ideologie der Volksgemeinschaft zugerechnet, aber als „minderwertig", als „Gemeinschaftsfremde" eingestuft wurden. So schreibt Peukert (1982, S. 255):

> *„An die Stelle eines rassebiologisch drapierten Dualismus zwischen ‚Volksgenossen' und ‚Gemeinschaftsfremden' trat ein Kontinuum polizeilich überwachten Leistungs- und Anpassungsdruckes."*

Dies bedeutete, dass potenziell jeder „Volksgenosse" oder jede „Volksgenossin" von diesem eugenischen Rassismus betroffen sein konnte, was in weiten Teilen zu „Selbstdisziplinierung und Selbstanpassung" führte (ebd., S. 263). Ein Beispiel für die Vermischung dieser Rassismen ist die Aktion der Geheimen Staatspolizei (Gestapo) „Arbeitsscheu Reich" im Frühjahr 1938, im Rahmen derer mehr als 10.000 Menschen aus subproletarischen Schichten, unter ihnen auch Juden, in KZs verschleppt wurden (Ayaß 1995, S. 138–165). Die Entscheidungen bezüglich des Zwangsarbeitseinsatzes waren innerhalb der nationalsozialistischen Behörden von Richtungsstreitigkeiten geprägt. Die Abwägung und Praxis, die in der nationalsozialistisch-rassistischen Hierarchie weit unten stehenden Sowjetbürger_innen zu ermorden oder sterben zu lassen, stand gegen pragmatisch wirtschaftliche Überlegungen. Gemäß der nationalsozialistischen Ideologie hätten

ausländische Arbeiter_innen eigentlich nicht im Kontakt zu Einheimischen leben dürfen – als zu groß wurde die Gefahr von Sabotage und/oder Beziehungen zwischen ihnen und Deutschen oder Österreicher_innen angesehen. Es herrschte im NS-Staat jedoch ökonomischer Bedarf an – möglichst kostenlosen – Arbeitskräften und so setzten sich die Befürworter des Zwangsarbeitseinsatzes und damit wirtschaftliche Interessen durch. Massivste Repressionen gegenüber den ausländischen Arbeitskräften sollten die rassistische Abgrenzung aufrechterhalten. Dennoch wurden auch sowjetische Zwangsarbeiter_innen bis zu einem gewissen Grad, mit Ambivalenzen, *in* die Gesellschaft im Deutschen Reich geholt (Frankenberger 1997, S. 40). Währenddessen bewegten sich deutsche und eben auch bayerische Wehrmachtssoldaten im Vernichtungskrieg in der Sowjetunion und konnten ihr Vorgehen mit nationalsozialistischer antislawischer und antikommunistischer Ideologie aus dem Deutschen Reich rechtfertigen (Jahn 1991). Auf dem Gebiet des Deutschen Reiches interagierten Zwangsarbeiter_innen mit Einheimischen nicht nur in Fabriken und bei der Ernte, Zwangsarbeiterinnen aus Mittelost- und Osteuropa waren auch in Privathaushalten und bei der Kinderbetreuung eingesetzt (Winkler 2000), also in Domänen, in denen die Separierung der ausländischen Zwangsarbeiter_innen von Deutschen nicht nur nicht aufrechterhalten, sondern gezielt unterlaufen wurde. Beim Einsatz von Zwangsarbeiter_innen in Privathaushalten spielte die Vorstellung von Geschlecht eine tragende Rolle:

> *„Insbesondere zu den ‚Ostarbeiterinnen' finden sich in Berichten wiederholt Bemerkungen über deren Bildung, Fleiß, ‚Sittsamkeit' und Sauberkeit. Dies stand dem Propagandabild ‚des Russen' im allgemeinen und Veröffentlichungen über sogenannte ‚Flintenweiber', die entweder Huren (‚Kommissarenliebchen') oder ‚Unfrauen' (‚Mannweiber ohne jeden fraulichen Scharm') waren, im besonderen entgegen.*" (Frankenberger 1997, S. 43)

Auf diese Zwangsarbeiter_innen, die also bis zu einem gewissen Grad *in* der nationalsozialistischen Gemeinschaft waren, wirkte neben dem ethnischen auch eugenischer Rassismus, der seine Scheinlegitimation nicht zuletzt aus der zugeschriebenen Arbeitsmoral und Leistungsbereitschaft bezog. Nicht von ungefähr waren die *Arbeits*erziehungslager der Gestapo ein Repressionsinstrument gegenüber Zwangsarbeiter_innen. Das nationalsozialistische Konzept von Arbeit basierte auf einer nicht immer kohärenten, aber wirkmächtig tradierten Vorstellung von Arbeit, die sich auch nach dem Zweiten Weltkrieg fortsetzte. Utz Jeggle (1977, S. 269) weist mit regionalem Blick auf die Geburt des „Arbeitsscheuen" im ländlichen süddeutschen Kiebingen zur Mitte des 19. Jahrhunderts hin: Der Begriff „arbeitsscheu" taucht 1842 zum ersten Mal in den Archivalien im Zusammenhang mit einem – armen – Kiebinger, dem eine „große Neigung zum Müßiggang" zugeschrieben wird, auf. Vorher waren die Armen und Bettelnden die, die „seit jeher" bettelten und im Sozialgefüge Dorf als selbstverständlicher Bestandteil gesehen worden. In

einer Folgestudie in einem schwäbischen Ort stellten Jeggle und Albert Ilien fest, dass die dortigen Bewohner_innen benachbarten Familien feststehende, quasi-anthropologische, unveränderbare Eigenschaften zuschrieben. Dabei wurden die Eigenschaften „arm" und „arbeitsscheu" verknüpft: Wer arm ist, ist gemäß dieser Logik gleichzeitig arbeitsscheu. Als arbeitsam angesehene Familien verfügten dagegen über vergleichsweise hohes Prestige im Dorf (Ilien/Jeggle 1978, S. 29). Dies bedeutet, dass das zugeschriebene Arbeitsethos verschränkt mit anderen Faktoren über die Stellung im hierarchischen Gefüge und damit über Ein-, Ausschluss oder Randseitigkeit in der regional-ländlichen Gesellschaft entscheidet. Für einen landlosen Knecht ist es also existentiell notwendiger, seine Leistungsbereitschaft unter Beweis zu stellen als für einen reichen Bauern.

Im Nationalsozialismus war die Vorstellung von Arbeit eng verknüpft mit „antisemitischen, rassistischen und sozialen Ein- und Ausschlussmechanismen" (Schatz/Woeldike 2001, S. 103; vgl. auch Rokahr 2018). Der nationalsozialistische Arbeitsbegriff verpflichtete „Volksgenossen" und „Volksgenossinnen" „moralisch auf Gemeinnützigkeit" (Holz/Weyand 2018, S. 108). Die Praxis der Verfolgung und Repression basierte auf dem in Deutschland vorherrschenden dichotomen Bild von „guter, rechtschaffener" Arbeit und im Gegensatz dazu dem unlauteren, „raffenden" Geschäftemachen, das auf Juden projiziert wurde.

> *„Nicht nur Jüdinnen und Juden, ebenso so genannte Zigeuner, aber auch so genannte ‚Asoziale' fungierten als Verkörperung all jener Eigenschaften, die ein ‚natürliches, gesundes' Verhältnis zur Arbeit vermissen ließen. Tatsächlich lassen sich auf der Ebene von Ideologie- und Projektionsstruktur, aber auch institutionell organisierter Verfolgungspraxis gegenüber den verschiedenen Opfergruppen Querverbindungen nachweisen (…) Zunehmend galt der Begriff ‚arbeitsscheu' für ‚undeutsch'."* (Schatz/Woeldike 2001, S. 100)

Die Vorstellung von Arbeit beziehungsweise von Nicht-Arbeit war im Nationalsozialismus also bei manchen Verfolgtengruppen mit Kriterium für Verfolgung und Ermordung (Hörath 2014, S. 328) – und verschränkte sich im Fall der Zwangsarbeiter_innen mit ethnischem Rassismus. Während Arbeit für Zugehörige der „Volksgemeinschaft" *nicht* „primär als Mühsal und Plackerei verstanden" (Holz/Weyand 2018, S. 106) wurde und Teil einer guten „Lebensführung" (ebd., S. 107) war, muss sie für Zwangsarbeiter_innen in der ländlichen Gesellschaft durchaus als körperliche „Plackerei" im Sinne des englischen Wortes „labour" oder des Ausdrucks „Maloche" gesehen werden. Das „Kontinuum des polizeilich überwachten Leistungs- und Anpassungsdruckes", wie Peukert es formuliert, hat auch Zwangsarbeiter_innen betroffen. Für eine sowjetische Arbeitskraft konnte es lebensrettend sein, wenn sie_er kontinuierlich als fleißig und arbeitsam und damit als redlich galt. Belgier lebten im Vergleich zu Osteuropäer_innen unter relativ guten Bedingungen – wenn sie aber für faul und für „Nichtsnutze" gehalten wurden, wurde ihre Verfolgung wahrscheinlicher. Diese Dialektik des Ein- und Ausschlusses ist

kennzeichnend für NS-Zwangsarbeit in der ländlichen Gesellschaft: Die ausländischen Arbeitskräfte waren aus der Betriebs- und Hausgemeinschaft und nicht zuletzt der „Volksgemeinschaft" ausgeschlossen (Langthaler/Schweitzer 2007, S. 95), aber das Heu kann nun mal nur eingebracht, die Kinder nur gehütet werden, wenn man miteinander spricht. Auch Mark Terkessidis hat darauf hingewiesen, dass es eine Dialektik des Ein- und Ausschlusses in Bezug auf rassifizierte Gruppen gebe (vgl. Kapitel 3.2.5). Entlang dieser Rassismen und dem damit verschränkten Konzept von Arbeit changierte also die In- und Exklusion der auf dem Land in Familienbetrieben und kleinen Unternehmen eingesetzten Zwangsarbeiter_innen. Wie wird nun an sie erinnert? Setzt sich, dieses eugenisch und ethnisch rassistische Wissen bis in die Gegenwart fort und wenn ja, wie?

5.2 Eintritt und Verlassen des ländlichen Erinnerungshorizonts: Ankunft und Abreise der Zwangsarbeiter_innen

Die Zwangsarbeiter_innen treten typischerweise bei ihrer Ankunft im Dorf oder einem der Nachbardörfer in die Erinnerungen der Profiteur_innenseite, diese Erinnerungen sind also deutlich räumlich strukturiert. In den Erzählungen ist der Moment zentral, bei dem ausländische Arbeitskräfte, manchmal direkt am Bahnhof, von den Bäuerinnen und Bauern für die landwirtschaftliche Arbeit ausgewählt wurden.

In Interviews mit früheren Zwangsarbeiter_innen gibt es eine Entsprechung dieser Szenerie: Sie beschreiben häufig das für sie entwürdigende Begutachtetwerden, nachdem sie meist gewaltsam in das Deutsche Reich gebracht wurden und einen strapaziösen Transport hinter sich hatten und betitelten diese Prozedur als „Sklavenmarkt" (Hornung/Langthaler/Schweitzer 2004, S. 59; S. 63; May/Patzelt 2008, S. 101; Scherbakowa 2008, S. 241–248).

Emily Mühlbauer, eine Bauerntochter, beschreibt diese Szene folgendermaßen:

I: „Und wissen Sie, wie der Peter zu Ihnen gekommen ist?
Emily Mühlbauer: Die sind am Bahnhof in Wies mit dem Zug ausgeladen worden, einfach ausgeladen worden. Und mein Papa, da hat vom Haus jemand hingemusst und mussten da, ist man verpflichtet worden, dass man einen Ausländer nimmt.
I: Mhm.
EM: Und der, mein Papa, hat, ist zum Bahnhof gegangen und hat sich den Peter dann ausgesucht, hat ihn eben erwischt, gerade." (Mühlbauer, Emily 12. 8. 2010, Transkript S. 8, Timecode ca. 20:04)[66]

66 Ich werde aufgezeichnete und transkribierte Interviews wie folgt zitieren: Name, Vorname Datum, Seite Transkript, möglicherweise zusätzlich den Timecode (TC). Bei der Wiederaufnahme Name, Seite Transkript oder Timecode (TC), Ausschnitte aus dem Film „Szukając Emila" sind mit SE gekennzeichnet.

Emily Mühlbauer evoziert mit der Passivkonstruktion „Man wurde verpflichtet, einen Ausländer zu nehmen" die Deutung, dass ihre Familie fast gegen ihren Willen „einen Ausländer nehmen musste" und stellt mit diesem Satz eine Analogie zu Vertriebenen her, die – so die Erzählung Mühlbauers – bei der Familie nach dem Krieg einquartiert wurden.

Johanna Hofer schildert im Gespräch mit ihrer Schwester, wie sie einen Zwangsarbeiter gemeinsam mit ihrem Vater vom Bahnhof abholte. Sie beschreibt, dass ihre Familie gewissermaßen unerwarteterweise einen „guten Fang" mit dem Zwangsarbeiter machte. Der Fleiß des Arbeiters habe sogar zu Neid in der Nachbarschaft geführt:

Johanna Hofer: „Alle hielten nach besseren Ausschau, und unserer ist ganz gewöhnlich gewesen, hatte zerzaustere Kleidung an.
Schwester: Wer?
JH: Alle hätten auf bessere hingelangt, und dabei waren sie später neidisch, auf bessere haben die anderen immer hingelangt. Und unserer ist der Letzte gewesen und danach waren sie neidisch auf uns, weil er fest gearbeitet hat." (Hofer, Johanna 11. 8. 2009, Szukając Emila (SE), TC 00:37:01)

Die Arbeitskraft des Zwangsarbeiters kommt laut Erzählung unerwartet, da er in Johanna Hofers Deutung eigentlich „gewöhnlich" war und die „zerzaustere Kleidung" auf Armut hinweist. „Gewöhnlich" ist möglicherweise eine Referenz auf seine körperliche Konstitution und auf sein Aussehen, und „gewöhnlich sein" ist in der Logik Johanna Hofers nicht nur von Nachteil. Er kam also laut Erinnerung mit nichts – außer seinem Körper, damit einhergehend seiner Konstitution und abgenutzter Kleidung am Leib. Worauf es in Hofers Deutung ankommt, ist aber nicht nur die Arbeitskraft und das Arbeitsethos des Zwangsarbeiters, sondern auch, mit etwas Glück, den Nachbar_innen ein Schnippchen zu schlagen. In diesem Interviewabschnitt zeigen sich zwei Aspekte: Zum einen strukturiert sich ihre Erzählung durch dasjenige, das außerhalb des Subjekts verortet ist – durch die dörfliche Gesellschaft. Es geht nicht nur darum, einen kräftigen Arbeiter abzugreifen, es geht darum, wie „sie" „unsere" Entgegennahme des Arbeiters rezipieren, und darum, dass „sie" später neidisch waren. In ihrer Erzählung klingt der Klatsch als Kommunikationsform an. Zum anderen fokussiert Hofer auf den Leib des Zwangsarbeiters, den Zugriff darauf und darüber zu verfügen, denn die wesentliche Funktion des Angekommenen ist es ihrer Deutung nach nun einmal, für ihre Familie körperlich in der Landwirtschaft zu arbeiten. Die Körper der Zwangsarbeiter_innen werden in dieser Erzählung zwar nicht genannt, sind aber präsent: Erwähnt wird, was der Zwangsarbeiter am Leib trägt – zerzauste Kleidung. Der Körper ist in Hofers Deutung latent vorhanden und wie allgemein häufig eng verknüpft mit Sexualität und Leistungsfähigkeit, und nicht zuletzt mit der Eignung zur harten körperlichen Arbeit (Abraham 2002, S. 471). Oft werden

Körper in der Weise gedeutet, dass sie eben vorhanden sind, funktionieren und widerstandsfähig sein sollten. Zudem stehen sie im Alltagswissen mit Schmutz und Gefahr, also mit Bedrohung, in Verbindung (ebd., S. 476). Nicht zuletzt verfügt der Herr oder die Herrin über den Körper des_der Leibeigenen. Als Bauer und auch als Bauerntochter betrachtete man, wog ab, wählte aus und schätzte die Arbeitskraft des oder der Angekommenen ab.

Da die Zwangsarbeiter_innen erst mit dem Überschreiten der Dorfgrenze, der Ankunft und dem Ausgewähltwerden, in den Erinnerungshorizont der meisten Interviewten auf Profiteur_innenseite treten, wird von dieser Seite kaum etwas geäußert, was Rückschlüsse auf die Biografien der Zwangsarbeiter_innen *vor* ihrer Ankunft in der Region zuließe. So gab es beispielsweise nie einen Hinweis auf Zwangsarbeiter_innen, die etwa von einem Einsatzort in Thüringen oder dem Ruhrgebiet oder auch aus Oberbayern in das Untersuchungsgebiet kamen. Weder über Stationen der Kriegsgefangenschaft noch über Rekrutierung und, häufiger, Verschleppung, der zivilen Bevölkerung zur Zwangsarbeit wird und wenn, dann sehr vage und nicht im Zusammenhang mit der deutschen Besatzung erzählt. Wenn Gründe für das Ankommen der Zwangsarbeiter_innen in Bayern genannt werden, stellen die Interviewten Vermutungen an: So werden Arbeitssuche und familiäre Probleme der Zwangsarbeiter_innen angeführt, die sie dazu veranlasst hätten, ins Deutsche Reich zu kommen, so die Erinnerung auf Profiteur_innenseite – die Verschleppung dorthin wird in der Regel jedoch nicht erwähnt. Manche Gesprächspartner_innen bezeichnen Zwangsarbeiter_innen als Kriegsgefangene und subsumieren darunter auch zivile Zwangsarbeiter_innen. Mit dem Begriff „Kriegsgefangene" wird ein Bezug zum Krieg hergestellt. Das Räsonieren über die Gründe für das Kommen der Zwangsarbeiter_innen, die also auf die Zeit *vor* der Zwangsarbeit in der Gegend rekurrieren, ist die Ausnahme. Therese Lohmeier erzählt über die Zwangsarbeiterin Halina, die auf dem Bauernhof eingesetzt war, auf dem Lohmeier aufwuchs:

Therese Lohmeier: „Und die ist freiwillig nach Deutschland gegangen zum Arbeiten, weil ihr Papa wieder … ihre Mama ist recht früh gestorben und ihr Papa hat wieder geheiratet, und da is sie lieber fort und ist da bei uns drüben gewesen." (Interview 1 Lohmeier, Therese 4. 8. 2013, Transkript S. 1, TC: 0:01:05)

Die Besatzung in Mittelost- und Osteuropa ebenso wie Ermordung und Verschleppung der Bevölkerung wird nur sehr vereinzelt angesprochen. Therese Lohmeier habe darüber in der Zeitung gelesen:

I: „Und sind die alle freiwillig gekommen?
TL: Ja, das weiß ich auch nicht. Also die unsere, die hat immer g'sagt, sie ist freiwillig, die hat sich freiwillig gemeldet, weil ihr Papa wieder geheiratet hat, und da ist sie lieber gegangen. Aber mal ist in der Zeitung gestanden, ist in der Zeitung gestanden, dass die deutschen

Soldaten die jungen Kerle zusammengefangen haben und haben sie mit Gewalt raus auf Deutschland zum Arbeiten.
I: Wo ist das dann in der Zeitung gestanden?
TL: Mei, so genau weiß ich das nicht mehr. Weiß ich auch nicht mehr.
I: Und glauben Sie das? Glauben Sie, dass es so war? Dass praktisch …
TL: Die Eltern drin haben recht geweint, ne, wie sie sie ihnen genommen haben.
I: Ja, kann man sich vorstellen.
TL: Ja. Und haben ihnen vorgesagt, in drei Wochen kommen sie wieder. Und dann sind sie nicht mehr reingekommen, weil der Russe sie alle … [bricht ab] (Interview 4 Lohmeier, Therese 4. 8. 2013, Transkript S. 3, TC: 00:00:31).

Als sie während des Gesprächs mehrmals anspricht, dass Halina freiwillig auf den Bauernhof ihrer Eltern gekommen und ihr Verhältnis sowohl zu Halina als auch zu dem anderen ukrainischen Zwangsarbeiter sehr gut gewesen sei, kommt sie einmal auf die Praxis der Verschleppung zu sprechen: „Die jungen Kerle wurden zusammengefangen" und „mit Gewalt nach Deutschland zum Arbeiten gebracht". Auch wenn dies eine für das Untersuchungsgebiet außergewöhnlich rare und klare Einschätzung ist, ist es letztendlich „der Russe", der das Happy End verhinderte – wegen „des Russen" gelangten die „jungen Kerle" nicht mehr in ihre Heimat oder wurden wieder verhaftet.

Ein jüngerer, während des Krieges geborener Gesprächspartner, Josef Wiesmüller, spricht ebenfalls von Gewalt bei der Rekrutierung und Verschleppung der Zwangsarbeiter_innen. Er erzählt über seine Beziehung zu der ehemaligen Zwangsarbeiterin Agnes Dobiczek, die auf dem Hof eingesetzt gewesen war, in den er selbst einheiratete. Josef Wiesmüller und Agnes Dobiczek lernten sich also erst nach Kriegsende kennen. Agnes Dobiczek hatte nach Kriegsende den ehemaligen Zwangsarbeiter Jan geheiratet, und sie beide arbeiteten auch in der Nachkriegszeit saisonbedingt auf Josef Wiesmüllers Bauernhof. Agnes und Jan Dobiczek lebten in einem Haus direkt neben dem Hof, wo Agnes Zwangsarbeiterin gewesen war. Jenes Haus war in der Nachkriegszeit Eigentum des Paares, hatte aber zuvor der Bauernfamilie gehört. Zu welchen Konditionen und zu welchem Preis Agnes und Jan Dobiczek Eigentümer_innen des Hauses mit Garten neben Agnes' ehemaligem Zwangsarbeitseinsatzort wurden, ist mir nicht bekannt. Agnes Dobiczek erzählte mir jedoch am Gartenzaun, dass ihr geraten worden sei, es „sofort ins Grundbuch eintragen zu lassen", als sie und ihr Mann das Haus erwarben. Das Paar stand in der Nachkriegszeit nicht nur durch die Nachbarschaft, sondern auch durch seine regelmäßige Arbeit für ihn mit Josef Wiesmüller in Kontakt. Nach der Herkunft Agnes Dobiczeks gefragt, antwortet Wiesmüller:

Josef Wiesmüller: „Von Ukraine, polnischen Ukraine is' die gewesen. Die haben auswandern müssen [betont], sonst hätten sie sie erschossen.
I: Mhm.

JW: Da Jan, sein Mann [sic] ist ja auch gewesen, eins ist von diesem Eck gewesen, 's ander' vom andern Eck. Die haben s' ja erst da getroffen, zusammengekommen, da sind die Ausländer, die da gewesen sind, alle zusammengekommen, an 'nem Platz da und sind da besprochen worden alles, ne. Da haben sich die zwei erst kennengelernt." (Wiesmüller, Josef 13. 8. 2013, Transkript S. 2)

Josef Wiesmüller spricht also deutlich Gewalt an, die beiden „mussten auswandern, sonst hätten sie sie erschossen", allerdings bleibt unklar, *wer* sie erschossen hätte. Obwohl Wiesmüller Gewalt in Mittelost- und Osteuropa zur Zeit der „Auswanderung" der Dobiczeks benennt, stellt auch er diese Gewalt nicht in einen Zusammenhang mit der deutschen Besatzung.

Katharina Hackl, die als Dienstmagd während des Zweiten Weltkrieges in einer Gaststätte mit angegliedertem Bauernhof mit Zwangsarbeitern zusammenarbeitete, spricht über die Situation, die ihrer Meinung dazu führte, dass osteuropäische Zwangsarbeiter_innen mit ihr zusammen und in ihrer Nachbarschaft arbeiteten:

KH: „Ich weiß auch nicht, wie sich das so zugetragen hat, auf alle Fälle kamen die auf einmal, weil damals sind sie [die Deutschen] ja noch nicht in Russland drin gewesen, als da schon Polen rausgekommen sind. Vielleicht sind sie auch freiwillig gekommen, dass ihnen irgendwas versprochen wurde, dass wenn sie in Deutschland zur Arbeit geh'n, dass sie das und das verdienen, das weiß ich ja nicht, wie … Aber verdient haben sie auch nicht mehr, damals war der Lohn ja nicht hoch." (Interview Hackl, Katharina 10. 8. 2010, Ausschnitt Film SE, TC:00:17:33:01)

Kimberly Kellner, eine weitere Frau, die den Zweiten Weltkrieg als kleines Kind erlebte, lässt sich auch im Zwiegespräch mit einem Nachbarn nicht von ihrer Annahme abbringen, dass die Zwangsarbeiter_innen im Dorf wegen Arbeitsplatzmangel und niedriger Löhne in ihren Herkunftsorten nach Deutschland gekommen wären.

I: „Ja, wenn Sie vielleicht nochmal erzählen, was sie über die Kriegsgefangenen wissen, auch wenn Sie nicht so viel wissen. Also, können Sie sich erinnern, wie die gekommen sind?
Kimberly Kellner: Ja, was weiß ich? Gefangene war'n das nicht für mich, oder? Die sind zu Hause ausgerissen, die Arbeiter da, die suchten Arbeit, dass sie sich wenigstens 'n bisschen was verdient haben." (Interview Kellner, Kimberly und Werner 7. 8. 2010, Ausschnitt Film SE, TC: 00:58:15:04)

Etwas später kommt ihr Nachbar Werner dazu, der etwa im gleichen Alter wie Kimberly Kellner ist:

KK: „Du, Werner, weißt du was von den Gefangenen? Kriegsgefangenen? Ich weiß da nix. Da war ich erst sieben Jahre alt.

Werner: Da weiß ich auch nicht viel.
KK: Du, ja, die Polen und die Belgier, die hier waren, das waren doch keine Gefangenen? Die sind doch freiwillig hierher gegangen?
W: Was heißt ‚freiwillig'?
KK: Also von daheim abgehau'n.
W: Die wurden schon abgeordnet, hierher.
KK: Zum Arbeiten.
W: Aber ‚freiwillig' kann man nicht sagen. Die sind halt damals …
KK: Ich dachte, die hauten von zu Hause ab, weil sie dort nix verdienten. Aber hier haben sie ja auch nicht viel gekriegt, beim Wagner war einer, bei uns war ein Pole, überall bei den ganzen Bauern, in Unterblaibach, der Emil.
W: Bei euch auch! – Der Michl, hat er geheißen, der Pole." (Interview Kellner, Kimberly und Werner, Ausschnitt Film SE, TC: 00:59:35:06)

In diesem Gespräch setzt sich die Version durch, dass die Zwangsarbeiter_innen zu Hause „ausgerissen", also gegen Widerstände nach Deutschland gekommen wären. Es gibt sowohl bei Katharina Hackl als auch bei Kimberly Kellner eine vage Vorstellung davon, dass die Arbeits- und Lebenssituation in den Herkunftsorten der Zwangsarbeiter_innen schlecht gewesen sein muss; auch sie verknüpfen diese schlechte Arbeits- und Lebenssituation nicht mit dem Krieg und der deutschen Besatzung dort. Beide widersprechen sich mit diesem Narrativ selbst, beide erwähnen, dass die Zwangsarbeiter_innen im bayerischen Dorf keine nennenswerte Entlohnung bekamen. Wieso hätten sie also nach Deutschland kommen sollen, um dort Geld zu verdienen, wenn es de facto nichts zu verdienen gab? Katharina Hackl lässt in ihrer Erzählung die Vorstellung aufscheinen, dass den Zwangsarbeiter_innen Versprechungen gemacht worden seien, die sich dann in der Realität nicht erfüllten, der Lohn sei nun einmal nicht hoch gewesen. Es hat Anwerbeaktionen gegeben, und die Vorstellung nimmt Bezug auf Diskurse zu Arbeitsmigrant_innen generell, beispielsweise den „Gastarbeiter_innen". Die Interviewten deuten die Umstände des „Auswanderns" (aus Polen oder der Ukraine) unterschiedlich, manche glauben, die Zwangsarbeiter_innen wären freiwillig gekommen, Werner und Therese Lohmeier erzählen, dass sie „zusammengefangen" oder „abgeordnet" wurden. Wenn es also bemerkbare Erinnerung an die Gründe für das Ankommen der Zwangsarbeiter_innen in den untersuchten Dörfern gibt, ist sie überwiegend dergestalt, dass diese freiwillig und wegen der Armut in ihren Herkunftsorten oder auch wegen familiärer Probleme gekommen wären. Diese Annahmen mögen in Teilen korrekt sein, die erwähnten Gründe sind aber tatsächlich vor allem der deutschen Besatzung und Wirtschaftspolitik in den besetzten Gebieten geschuldet. Mit Ausnahme von Therese Lohmeier blenden die Interviewten jedoch fast gänzlich aus, dass es der Krieg gegen Polen und die Sowjetunion und seine Folgen waren, die das „Auswandern" und die Ankunft der Zwangsarbeiter_innen in den bayerischen Dörfern und generell im Deutschen Reich auslösten. Lohmeier stellt die Gewalt der

Deutschen der Gewalt der Russen gegenüber. In ihrer Deutung ist es die von „den Russen" ausgehende Herrschaft, die letztendlich das „Schicksal" der Zwangsarbeiter_innen besiegelt und zum Abschied von den ausländischen Arbeitskräften führt, wenn diese repatriiert werden.

„Zwangsarbeit" tritt in der Erinnerung also nicht als Bestandteil des Nationalsozialismus auf, sondern wird allenfalls und in Ausnahmefällen mit vagen Vorstellungen von Gewalt, mit nicht erklärbarer oder nicht erklärungsbedürftiger „Gewalt in Russland" oder „Gewalt in der Ukraine" in Verbindung gebracht. Was in den Gesprächen aufscheint, ist also nicht das Phänomen „Zwangsarbeit im Nationalsozialismus", sondern sind die Erinnerung an Personen oder vielmehr vage konturierte, im Dorf auftretende Figuren – die Zwangsarbeiter_innen. Diese verschwinden – mit Ausnahme derer, die wie etwa Jan und Agnes Dobiczek nach dem Krieg blieben – mit dem Verlassen der Region und dem Überschreiten der ländlich-regionalen Grenzen wieder aus den Erinnerungen der Befragten. Den Zwangsarbeiter_innen widerfährt nach dem Weggehen aus dem Dorf nichts Gutes, mitunter sogar ein Unglück. Das Unglück lauerte gemäß dieser Logik nicht nur „im Osten" oder „beim Russen", also in der UdSSR (Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken), auf einstige Zwangsarbeiter_innen, aber selbstverständlich auch dort.

Therese Lohmeier berichtet, sie habe von einem anderen im Dorf gebliebenen Zwangsarbeiter gehört, dass die in die UdSSR zurückkehrenden Zwangsarbeiter_innen Repressionen ausgesetzt waren und inhaftiert wurden. Dies bringt die Gesprächspartnerin zu der Überzeugung, dass sie wegen der Inhaftierung der Zwangsarbeiterin Halina „in Sibirien" nie wieder von ihr hörte:

Therese Lohmeier: „Ja. (…) Und wie dann, wie sie alle f…, wie sie alle geholt haben, da ist von uns in Hof ein Lastwagen gekommen und da sind sie alle raufgekommen und alle nach München zum Flughafen und rein, dann hab' aber ich von einer gehört, dass der Russe alle auf Zwangsarbeit getan hat auf Sibirien hinter. Für das, weil sie da heraußen gearbeitet haben."
(Interview 1 Lohmeier, Therese 4. 8. 2013, Transkript S. 1, TC: 0:01:12)

Emily Mühlbauer erzählt von einem aus Polen stammenden Zwangsarbeiter, der nach dem Krieg nach Belgien ging:

EM: „Na ja, und dann sind sie, hat es nicht mehr lang gedauert. Dann mussten sie nach Straubing und sind gesammelt worden. Die Gefangenen da, Polen und Ukraine, und mussten nach Straubing in ein Lager. Und da ist er immer samstags, Sonntag nach Hause gefahren. Und da hat er Sachen gebracht, Schüsseln, warum dass er das gebracht hat, das weiß ich nicht mehr. Da war ich dann schon zu Hause, net.
I: Das war dann nach dem Krieg. War das dann nach dem Krieg?
EM: Äh.
I: Oder während des Krieges?
EM: Der Wadek hat das Zeug nach Hause getragen. Wo er das herhatte, weiß ich nicht.

I: Wann war den das ungefähr mit dem Lager in Straubing?
EM: Ja, ähm, da sind sie nicht mehr lange da gewesen. Als der Amerikaner gekommen ist, da waren sie nicht mehr lange da. Vielleicht noch Wochen, aber keine Monate mehr. Und da ist er jeden Samstag, Sonntag nach Hause gefahren und äh, einmal ist er dann ge-, einmal ist er gekommen und hat, hat gesagt: ‚Wir müssen weg von Straubing', und äh ‚wir, wir müssen nach Belgien.' Und äh, da haben wir dann im Fernsehen, dann hatten wir dann schon Fernsehen gehabt. Und da hat man gehört, dass in Belgien die große Explosion im Bergwerk war, und da ist er bestimmt, da sind sie bestimmt gestorben. Weil er immer geschrieben hat und hat mir immer Strümpfe geschickt, immer einen, weil man nicht mehr rein tun durfte. Und da habe ich immer schon Seidenstrümpfe gehabt, weil der Wadek hat mir die Strümpfe geschickt. Und bei dem letzten hab' ich nur einen bekommen und dann hatte man nichts mehr gehört. Und da sind sie bestimmt in die Luft gegangen.
I: Und wieso ist er nach Belgien gegangen?
EM: Bitte?
I: Wieso ist er nach Belgien gegangen?
EM: Die sind da hingekommen, die ganzen, äh, Gefangenen. Die haben sie eben angefordert im Bergwerk oder so, weiß ich nicht, das hat man nicht gehört. Das hat man sich ja bloß gefallen lassen müssen, alles." (Interview Mühlbauer, Emily 12.8.2010, Transkript S. 3, TC: 0:6:30)

Beide Geschichten, sowohl Halinas Verpflichtung zur erneuten Zwangsarbeit in der Sowjetunion als auch die Arbeit in einem belgischen Bergwerk, könnten einen wahren Kern haben. Belgien hat tatsächlich unter dem Schlagwort „Black Diamont" Displaced Persons (DP) für den Kohlebergbau angeworben. Es gab eine „beträchtliche Abbrecherquote" (Eder 2002, S. 7).

Nicht ganz so tragisch, aber ebenfalls ungewiss, ist laut Erzählung das Schicksal eines serbischen Zwangsarbeiters nach seiner Rückkehr: Es gibt keine Nachricht mehr von ihm. Solange der Serbe der Donau, also dem bekannten Fluss, der auch durch den Landkreis fließt, folgt, bewegt er sich in bekannten Gefilden. Gisela Schmidt schildert seine Abreise detailliert. Sie beschreibt, wie viel Proviant er mitnimmt. Dann verliert sich seine Spur auf unerklärliche Weise bei seiner Ankunft in Jugoslawien. So sagt Schmidt:

Gisela Schmidt: „Und dann sind sie doch nach 'ner Zeit, die Serben, wie ich gesagt habe, dann sind sie da gewesen, die Serben, wie der Krie…, nach Kriegsende, wie der Krieg zu Ende gegangen ist, äh, dann sind sie alle, die vom Brandl haben beim Brandl weitergearbeitet und die bei den Bauern und unser Serbe auch und kümmert hat sich kein Mensch darum, dann haben sie mal gesagt, sie gehen zu Fuß heim, der Donau nach, und da ist überall so'n kleines Leiterwagerl da gewesen, und da haben alle selber Brot gebacken, und um die Zeit hat noch jeder ein Geräuchertes gehabt, weil das war früher üblich, dass das Geräucherte oben gehängt ist auf der Stange, und da haben wir ihnen dann … so fünf Laib Brot und so und soviel Stück Geräuchertes u…ins Wagerl raufgetan und dann sind sie der Donau nach

heimgezogen. Und dann hat die Obermeier Elisabeth drüben, die hätte es wissen wollen, ob sie angekommen sind. Sie haben keine Nachricht gegeben … (…) Und dann hat die Obermeier Elisabeth wissen wollen, ob die Serben angekommen sind, ob der Vater von ihrem Kind angekommen ist, dann hat die Gemeinde Verbindung aufgenommen, tatsächlich sind sie angekommen, die sind heimgekommen, dann hat sie gemeint, ob sie etwa mal, äh …, net, dann hat's geheißen: ‚Euch in Deutschland geht's eh schon besser' ihnen geht's so … schlecht.' Mhm." (Interview Schmidt, Gisela 4. 10. 2013, Transkript S. 6, TC: 0:19:02)

Das Verlassen der Region wird für die Zwangsarbeiter_innen als Gang ins Ungewisse und zum Teil gar als verheerend erinnert. In Emily Mühlbauers Erzählung wird Stufe eins deutlich: Der ehemalige Zwangsarbeiter ist in einem Lager in der heutigen Kreisstadt Straubing und befindet sich noch innerhalb des Horizonts. Die Erzählung gibt keinen Aufschluss darüber, um welche Art von Lager es sich handelt. Es gibt eine semantische Nähe zum „Konzentrationslager", der einzige Hinweis auf den Charakter des Lagers ist, dass „der Amerikaner" da war, es muss sich für einstige polnische Zwangsarbeiter also um ein Displaced-Persons-Lager gehandelt haben. Wadek kann aber am Wochenende noch „nach Hause", also auf Emily Mühlbauers Bauernhof, kommen. Die Steigerung, Stufe zwei, ist, dass Wadek nach Belgien „muss", wo er in einem Bergwerk „bestimmt in die Luft gegangen ist", wovon Mühlbauer (Transkript S. 4, TC: 0:05:53) ihrer Erinnerung nach aus dem Fernsehen erfahren hat. Mit anderen Worten bedeutet dies, dass das Verlassen der Region für die Zwangsarbeiter_innen als Zwang erinnert wird und dass die Fremde jenseits der regionalen Grenzen Unglück – Zwangsarbeit in der UdSSR oder „in die Luft gehen in einem belgischen Bergwerk" – bedeuten konnte. Im Fall des serbischen Zwangsarbeiters war sein Schicksal in Jugoslawien erst ungewiss und dann „schlecht", jedenfalls „schlechter" als in Deutschland.

Während innerhalb der abgesteckten regionalen Grenzen jeder Feldweg in Wegbeschreibungen einfließt – und mir genaueste Beschreibungen zuteilwerden, um das Haus, in dem ein Zwangsarbeiter gewohnt hat oder eine potenzielle Gesprächspartnerin wohnt, zu finden, gibt es diese Landkarte außerhalb dieser Grenze nicht mehr. Damit existiert entweder kein Wissen darüber, was „dem Serben" dort geschehen ist – oder man weiß nur, dass den ehemaligen Zwangsarbeiter_innen ein Unglück widerfahren ist. Wie wird nun an die Zeit erinnert, als die Zwangsarbeiter_innen noch vor Ort waren? Und wie strukturieren sich diese Erinnerungen?

5.3 Einverleiben: einzelne „zugehörige" Zwangsarbeiter_innen als Familienmitglieder

Nach Zwangsarbeiter_innen gefragt, erzählen alle Angehörigen der Erfahrungsgeneration Anekdoten von Zwangsarbeiter_innen oder bestätigten zumindest,

dass sie sich an welche erinnern können. Der Begriff „Zwangsarbeiter_in" wird jedoch nicht verwendet, stattdessen ist von „Magd", „Knecht", „Arbeiter", selten von „Fremdarbeitern", die Rede oder die Zwangsarbeiter_innen werden als Nationalitätsangehörige benannt: „Franzose", „Pole", „Polin", „Russe", „Russin" usw. Die Gesprächspartner_innen der Erfahrungsgeneration erzählen von Zwangsarbeiter_innen, die in ihrer Familie oder als „Kolleg_innen" arbeiteten. Es werden die umliegenden Bauernhöfe genannt, auf denen ebenfalls Zwangsarbeiter_innen eingesetzt waren. Wenn Johann Brucker es „zusammenrechnet, dass 30 oder 40 Polen zusammenkommen", er kann sich also an mehrere ausländische Arbeitskräfte im Umkreis erinnern. Die Gesprächspartner_innen nennen Kontakte mit belgischen und französischen Kriegsgefangenen, die als Arbeitskommandos in Gaststätten in kleinen Lagern schliefen und auf den Bauernhöfen arbeiteten. In den Kinderkohorten sind die Geschichten und die mit Zwangsarbeit verbundenen Orte wesentlich ungenauer als bei denen, die eigene Erinnerungen an den Nationalsozialismus haben, doch auch unter den Nachkommen wissen die meisten, dass Zwangsarbeiter_innen während des Krieges auf ihrem Hof oder in der Umgebung eingesetzt waren.

Auffällig ist, dass zwei der Gesprächspartnerinnen ausführlich schildern, wie eng sie emotional mit der_dem jeweiligen Zwangsarbeiter_in in ihrem nächsten Umfeld verbunden waren. Auch sie deuten den Weggang der Zwangsarbeiter_innen als Gang ins Ungewisse oder ins Unglück. Sie beschreiben die Tatsache, dass die Zwangsarbeiter_innen irgendwann weg, also gegangen oder repatriiert worden waren, als Verlust für sich selbst. Die über 80-jährige Therese Lohmeier erinnert sich an einen ukrainischen Kriegsgefangenen, der ihrer Schilderung nach Angehöriger der Roten Armee war. Sie nennt den ukrainischen Zwangsarbeiter „Knecht", und sie erzählt außerdem über die oben erwähnte ukrainische Zwangsarbeiterin – „unsere Halina". Die erste Frage, die mir Therese Lohmeier stellt, als ich ihr eröffne, dass ich mich für die Erinnerung an polnische, russische und ukrainische Zwangsarbeiter_innen erinnere, ist: „Ist etwa Post gekommen?" Sie beschreibt ihre Beziehung zur ukrainischen Zwangsarbeiterin als sehr eng.

I: „Haben Sie irgendwann mal etwas gehört, dass jemand, äh, bestraft worden ist oder geschlagen worden is'?
Therese Lohmeier: Nein, bei uns da in der Umgebung nicht.
I: Nicht.
TL: Die sind alle gut behandelt, die haben fest gearbeitet. Die sind froh gewesen, unsere Halina, die ist ja froh gewesen, wir haben sie, die Mama hat gehamstert, eingehamstert wieder.
I: Mmh.
TL: Fürs Geld hat man ja damals nix gekriegt.
I: Mmh.
TL: In der schlechten Zeit. Aber wir haben ihr immer was anzuziehen gegeben. Die is', die hat direkt zu uns gehört." (Interview 3, Lohmeier, Therese 4. 8. 2013, TC, Transkript S. 2, 0:00:02)

In dem Abschnitt beschreibt Therese Lohmeier nicht nur, dass sie nichts von Sanktionen, Gewalt, Repression gegenüber Zwangsarbeiter_innen in der Umgebung weiß, sie schreibt der Zwangsarbeiterin Halina auch zu, dass diese „froh gewesen" sei. Alle wurden „gut behandelt", da sie „fest gearbeitet" hätten. Um darzulegen, wie sehr Lohmeier die Repatriierung Halinas nicht nur als Unglück für Halina und den ukrainischen Zwangsarbeiter sieht, sondern auch als ihr eigenes Unglück, seien diese Interviewausschnitte ausführlicher und in breiterem Zusammenhang zitiert:

Therese Lohmeier: „Ja. Und ich hab mich mit der so gut vertragen, wir haben miteinander gearbeitet, jede Arbeit, und ich hab' ihr auch immer was zum Anziehen geschaut, dass sie was hat zum Anziehen, weil die is' ja so arm gewesen.
I: Halina?
TL: Ja. (…) Und wie dann, wie sie alle f…, wie sie alle geholt haben, da ist von uns in Hof ein Lastwagen gekommen und da sind sie alle raufgekommen und alle nach München zum Flughafen und rein, dann hab' aber ich von einer gehört, dass der Russe alle auf Zwangsarbeit getan hat auf Sibirien hinter. Für das, weil sie da heraußen gearbeitet haben.
I: Mmh.
TL: Und da bin ich, wie sie alle, alle in den Lastwagen raufgemusst haben, bin ich davon und bin hinter den Stadl runter drüben und hab' so viel geweint. Und dann is' sie gekommen und hat mich noch recht gern gehabt und hat mich abgewischt, Tränen abgewischt, hat sie gesagt: ‚Resi, sei still, ich wieder schreiben dir!' Nix mehr gehört davon. Dann haben wir aber gehört, dass sie der Russe nach Sibirien getan hat." (Interview 4 Lohmeier, Transkript S. 3, TC: 0:02:07)

Sie schildert ihren Schmerz, als Halina geht oder gehen muss. Allerdings benennt Therese Lohmeier keine Asymmetrien in der Beziehung zwischen ihr und der Zwangsarbeiterin. In ihrer Erzählung tauchen keine Details zu Halinas Lebens- und Arbeitssituation, abgesehen von minimalen Bemerkungen, auf. Die Gesprächspartnerin erinnert die Zwangsarbeiterin als naturgegeben „arm", führt aber keine Begründungen an, warum Halina arm war. Therese Lohmeier präsentiert die Repatriierung der Zwangsarbeiterin als einschneidendes, für sie selbst schmerzvolles Erlebnis. Während der Grund für Halinas Arbeit und Aufenthalt in Deutschland im Privaten, in Halinas Familie, verortet wird, werden die Repressionen in der UdSSR als „Zwangsarbeit" bezeichnet. „Der Russe hat sie alle auf Zwangsarbeit getan", sagt Lohmeier. Auch wenn dies in Halinas Fall möglich ist, weckt die Interviewte mit dieser Erzählung den Eindruck, als sei nun das harmonische, private Dasein und auch ihre Freundschaft mit Halina 1945 mit dem Kriegsende unter die Räder der Weltgeschichte gekommen. Dabei ahmt die Gesprächspartnerin russischen Akzent und falsche Syntax, die sie Halina zuschreibt, nach. Sie markiert somit die Fremdheit der Zwangsarbeiterin trotz des Bekundens der Verbundenheit mit ihr und erlebt die Szene beim Erzählen

regelrecht nach. Die Gestalt der Zwangsarbeiterin, die in der Erzählung der einstigen Bauerntochter erscheint, verfügt nur über beschränkte Sprachgewalt.

Katharina Hackl markiert einen russischen Zwangsarbeiter, an den sie sich erinnert mit: „Er hat den ganzen Tag nichts gesagt" (vgl. auch Kapitel 5.4). Bei Katharina Hackl „hat" der russische – denn der belgische Zwangsarbeiter verstand sie ihrer Erinnerung nach wenigstens, wenn auch dessen Syntax oft inkorrekt gewesen sei – nur einen Körper, er „hat" jedoch keine Sprache. Wie alle Gesprächspartner_innen auf der Profiteur_innenseite bezeichnet auch Therese Lohmeier die Zwangsarbeiter_innen mit ihrer Nationalität – Ukrainer – oder mit dem Vornamen, Halina, „unsere Halina".

Antonia Weber, eine weitere Interviewpartnerin, erzählte ihre sehr emotionale Beziehung zu einem Sohn, dessen Eltern als Zwangsarbeiterin und -arbeiter in der Umgebung eingesetzt waren. Webers unverheiratete Mutter verdiente den Lebensunterhalt für sich und ihre Kinder unter anderem damit, dass sie weitere Babys und Kleinkinder in Pflege nahm. Dies führte dazu, dass sich die 1930 geborene, also während des Krieges etwa elf- bis fünfzehnjährige Weber um die von ihrer Mutter in Pflege genommenen Kinder ebenso wie um ihre jüngeren Geschwister kümmern musste. So hatte sie ihrer Erinnerung nach auch das Baby einer Polin in Pflege:

Nachbarin (etwa Mitte 50): „Aber bei euch war doch auch so'n Bub, oder?
Antonia Weber: Ja, bei uns war 'ne Polin da. Die ist auf einem großen Hof dort gewesen. Die hat 'nen kleinen Bub gehabt, den kleinen Bub hat sie nicht haben dürfen, vom Rodasberger, dann hat ihn die Mutter genommen, unsere Mutter, und da ist da Bubi auch klein gewesen, mein Bruder, dann hab' ich sie im Leiterwagen drin gehabt, eins links, eins rechts und hab' sie rumgefahren, weil die Mutter hat zum Bauern gehen müssen, arbeiten, und ich hab' die zwei Kinder so gehabt. Das war so ein schöner Bub. Und unser Großvater, den hast du ja gekannt, den alten Weinbauer, der hat dem Buben so zugehalten [stand auf seiner Seite], der hat ‚Hansi' geheißen, auf Polnisch heißt das ‚Janek', und der hat ihm immer die Strohschuhe gebracht und hat das Sprechen schon angefangen, und i bin so begeistert gewesen, ich hab' den Bub so gern mögen. Und auf einmal haben sie gehen müssen, die Polin hat einen kennengelernt, halt den, von dem sie das Kind gehabt hat, der ist in Hetzlsdorf drin. Ich hab' von dort weg lang nix gegessen und getrunken. Ich bin dürr gewesen vor lauter Kümmern [Sorge/Kummer] um den Bub." (Gruppengespräch Weber, Antonia u. a. 10. 5. 2013, Transkript S. 2)

Antonia Weber beschreibt hier, angestoßen durch die Nachfrage ihrer deutlich jüngeren Nachbarin, wie sehr sie an dem polnischen Jungen hing, wie „begeistert" sie von dem Bub war, „wie gern sie ihn hat mögen". Auch zwischen ihrem Großvater und dem polnischen Kind beschreibt sie eine Bindung. Jedoch offenbart sich in dieser Beschreibung ein autoritäres Verhältnis: Der polnische Junge Janek bringt dem Großvater die Strohschuhe. Der Bruch kommt in dieser Erzählung mit den Worten: „Und auf einmal haben sie gehen müssen", was bei Weber

zu Kummer führte. Der Hinweis, sie habe nicht mehr essen und trinken können, weist darauf hin, dass sie um Janek trauerte. Auch retrospektiv deutet sie dieses „Plötzlich mussten sie gehen", als wäre eine äußere unkontrollierbare Gewalt am Werk gewesen, die ihr das Kind nahm. Sie nimmt Jahrzehnte später im Interview nicht die Perspektive der polnischen Eltern des Kindes ein, die aller Wahrscheinlichkeit nach keine andere Wahl hatten, als ihren Sohn in Pflege zu geben, da sie selbst als Zwangsarbeiter_innen eingesetzt waren. Sie standen vermutlich nicht nur wegen ihrer Arbeit unter Druck: Neugeborene Kinder von Zwangsarbeiter_innen hatten sehr wenig Überlebenschancen, da die Eltern sich meist nicht ihrer Kinder annehmen konnten. Sie waren oft gezwungen, die Säuglinge in sogenannte „Ausländerkinder-Pflegestätten" zu geben, wo diese häufig so lange vernachlässigt wurden, bis sie starben. Die nationalsozialistische Politik gegenüber den Kindern von Zwangsarbeiterinnen bewegte sich – wie der gesamte Zwangsarbeitseinsatz – „im Spannungsfeld von Arbeitskräftepolitik und nationalsozialistischer Rassepolitik" (Reiter, R. 1993; Spoerer 2001: 24–34).[67]

Weber beschreibt weiterhin, dass Janek seiner leiblichen Mutter entfremdet war:

AW: „Der Bub? Ja, ganz haben wir ihn gehabt. Ja, von 'nem Vierteljahr, nicht mal 'n Vierteljahr ist er alt gewesen, bis zu dreieinhalb Jahren haben wir ihn immer gehabt.
Besucherin aus München (M.): Hmh.
AW: Tag und Nacht. Und wenn die gekommen ist, hat der Bub schon gezittert, weil er so weng net hingemocht hat, weil er sie nicht gekannt hat, seine Mutter.
M: Mmh.

67 Bis Dezember 1942 konnten oder mussten schwangere Zwangsarbeiterinnen in ihre Herkunftsländer zurückkehren. NS-Behörden verfolgten eine aggressive antinatalistische (Frankenberger 1997, S. 46) Politik, die reproduktive Selbstbestimmung von Zwangsarbeiter_innen unmöglich machte. Ab 1943 wurde auf dem Gebiet des Deutschen Reiches darüber befunden, ob der Nachwuchs als „gutrassig" oder „schlechtrassig" galt. Wurde ein Säugling als „gutrassig" befunden, musste die osteuropäische zwangsarbeitende Mutter das Kind der nationalsozialistischen Volkswohlfahrt oder der Familienpflege übergeben (Bock 1986, S. 449). Wurde ein zu erwartetes Baby dagegen als „schlechtrassig" erachtet, war die Zwangsarbeiterin oft dazu gezwungen, entweder ihre Schwangerschaft abbrechen lassen oder den Säugling in einer „Ausländerkinder-Pflegestätte" zurückzulassen (Bock 1986, S. 449). Die Entscheidung hing oft davon ab, wer sich in Kompetenzstreitigkeiten der Behörden durchsetzte (ebd., S. 450). Das durch das deutsche oder österreichische Personal zu verantwortende Vernachlässigen und Sterbenlassen der Kinder in den „Ausländerkinder-Pflegestätten" war der Übergang von der antinatalistischen Geburtenpolitik zur Mordpolitik (ebd., S. 447). Auf dem Land konnten Zwangsarbeiterinnen ihre Kinder manchmal mit auf die Bauernhöfe nehmen, und auch die von Antonia Weber geschilderte Variante, dass ein Kind in der ländlichen Nachbarschaft in Pflege gegeben wurde, kam vor (vgl. Hornung/Langthaler/Schweitzer 2004, S. 273–277; zu von Zwangsarbeiterinnen geborenen Kindern auch Ruff 2014, S. 99; S. 105–142).

AW: Mei, hat mir der Bub immer leid getan, wenn sie ihn dann immer genommen hat, hab' ich immer schon gewartet, bis sie ihn abends wieder bringt. Abends hat sie ihn dann immer gebracht, weil zur Stallarbeit hat sie wieder da sein müssen. Und dann hat sie ihn mitgenommen zu ihrem Freund nach Hetzlsdorf rein, es ist ein schöner Bub gewesen, der ist genauso alt wie der Bubi gewesen.
M: Mmh." (Weber, Transkript S. 3)

Der Junge, den sie über drei Jahre in Pflege hat, leidet in der Erinnerung Webers darunter, dass sich seine leibliche Mutter, die polnische Zwangsarbeiterin, tageweise um das Kind kümmert. Er habe ihr leid getan, als er in der Obhut seiner leiblichen Mutter war. So schmerzlich die Sorge um das Kind und schließlich der Verlust des Kindes, der im selben Alter wie ihr jüngerer Bruder Bubi war, gewesen sein mögen, es gibt auch hier im Rückblick keinen Hinweis auf die Arbeits- und Lebenssituation, in der sich die leiblichen Eltern befanden.

Therese Lohmeier und Antonia Weber erinnern eine fürsorgliche bzw. eine freundschaftliche Verbindung zu den Zwangsarbeiter_innen, auch wenn sie dabei tatsächliche Lebensumstände der von ihnen geschätzten Personen, der „Fast-Schwester" Halina und des „Fast-Bruders" Janek, ausblenden. In diesen Beispielen zeigt sich, dass die leicht abrufbare mündliche Erinnerung an Zwangsarbeiter_innen, an einzelne Personen – Halina und Janek – gebunden, sehr affektiv aufgeladen ist und fast vollkommen entkontextualisiert vom politischen Geschehen – Vernichtungskrieg, deutsche Besatzung und Nationalsozialismus – präsentiert wird. Die Erinnerungen an das Kind Janek und die junge Frau Halina werden in der Erzählung regelrecht nacherlebt und in einer sehr emotionalisierenden Weise dargelegt, auch körperlich reenacted, fast so, als handle es sich um ein Drama, dessen unabwendbarem, schicksalshaftem Ausgang (im Falle Halinas Repatriierung, im Falle Janeks Inobhutnahme seiner leiblichen Mutter, einer Zwangsarbeiterin) man ausgeliefert ist. Beide verleiben sich ihre „Quasi-Schwester" und ihren „Quasi-Bruder" in der Erinnerung ein. Bei Weber gibt es keine retrospektive Deutung, die die Szenen mit Janek in einen historischen, biografischen oder über das Dorf hinausgehenden Zusammenhang einbettet. Die Erzählung wirkt, als wäre kaum Zeit vergangen.

Auch Emily Mühlbauer vereinnahmt in ihrem Bericht den Zwangsarbeiter, der in ihrer Familie gelebt hat. Diese Einverleibung hat auch die Funktion, ihr Verhältnis zum Zwangsarbeiter umzudeuten. Statt von der Zwangsarbeit zu profitieren, leistet die Familie gewissermaßen einen sozialen Beitrag:

Emily Mühlbauer: „Nein, leid getan hat uns der Junge. Der hat uns ja leid getan.
I: Mhm.
EM: Unser Haus war ja sozial eingestellt." (Mühlbauer, Transkript S. 8, TC:0:19:03)
EM: Und: „Er ist mit uns aufgewachsen fast, net.
I: Mhm.
EM: Die paar Jahre, die er bei uns war." (Mühlbauer, S. 5, TC: 0:09:25)

Auch hier wird eine semantische Nähe zu den deutschen Vertriebenen hergestellt, die von der Familie nach dem Zweiten Weltkrieg übergangsweise aufgenommen und mitversorgt werden mussten. An anderer Stelle erwähnt Emily Mühlbauer die Großzügigkeit ihres Vaters gegenüber Wadek und anderen Zwangsarbeitern:

EM: „Und mein Papa, der hat da nichts gesagt, da hat er [Wadek] kommen dürfen mit seinen Kameraden. Da sind sie ein paar Stunden zusammengesessen, Samstag, Sonntag oder so, nicht wahr.
I: Mhm.
EM: Und dann ist er immer glücklich gewesen, der Wadek." (Mühlbauer S. 5, TC: 0:10:23)

Es gibt zudem eine Spur, die Wadeks Zwangsarbeit hinterlassen hat. Mühlbauer zeigt mir einen Brief, der aus ihrer Sicht das gute Verhältnis zu Wadek belegt. Wadeks Vater hat dieses Schreiben, in dem dieser sich dafür bedankt, dass Wadek so gut behandelt werde, im Jahr 1942 verfasst. Es ist auf Deutsch und in ergebenem Ton geschrieben. Der Wortlaut des Briefes ist:

> *„Hochgeehrte Herrschaft! Ich bitte sehr zu entschuldigen, dass ich mich erkühne paar Zeilen schreiben an Gnädige Herrschaft, dass mein Sohn, welcher zur Arbeit nach Deutschland eingezogen wurde, hat eben bei der Herrschaft Platz gefunden wünsche mich heute in diese Wege meinen besten Dank sowie von meiner Frau an Herrschaft [unleserlich] für gutes Herz welches mein Kind in Ihrem Hause gefunden hat. Schreibt unser Sohn, dass hat er sehr gute Herrschaft. Es freut uns sehr solche Nachricht, besonders das kommt nicht immer Vorfall, dass die fremde Leute trachten jemandem herzlich erneuern (?) wir unseren Dank mit Wort: Gott schütze Euch und Ihr Vermögen. Achtungsvoll …"*

Der Brief kann durchaus eher als Bitte, mit dem Sohn gut umzugehen, gelesen werden.

Grundsätzlich wird immer wieder ein „harmonisches" Verhältnis zu den „eigenen" Zwangsarbeiter_innen geschildert. In diesen Erzählungen behaupten Therese Lohmeier und Emily Mühlbauer die Hilfsbereitschaft ihrer Familie und beschreiben damit ein paternalistisches Verhältnis zu den jeweiligen Zwangsarbeiter_innen: Die Zwangsarbeiterin Halina sei „froh gewesen", der Zwangsarbeiter Wadek habe Emily Mühlbauer und ihrer Familie „leid getan" und sei aufgrund der Großzügigkeit der Familie „glücklich gewesen". Die Asymmetrie in den Beziehungen wird nicht benannt, ebenso wenig die Umstände der Zwangsarbeit. Die Gesprächspartner_innen erzählen nichts, was darauf hindeuten würde, dass Halina, Janek und Wadek handelnde Subjekte gewesen wären.

Therese Lohmeiers enge Beziehung zu Halina entstand beim gemeinsamen Arbeiten, wie sie schildert. Auch Antonia Weber lernte Janek durch ihre Arbeit, die Inobhutnahme von Kindern, kennen. Dies sind keine Einzelfälle. Bei den

Befragungen und Gesprächen ergab sich eindeutig, dass, wird über ausländische Arbeitskräfte gesprochen, das Konzept von Arbeit im Vordergrund steht.

5.4 Das Konzept von Arbeit als entscheidendes Deutungsmuster im Erinnern und Vergessen von Zwangsarbeit

Die Interviewpartner_innen unterscheiden in ihren Erzählungen meist zwischen Zwangsarbeiter_innen, die einem Hof zugeordnet werden können, und den „vogelfreien".[68] Sprechen Profiteur_innen über ausländische Arbeitskräfte, nennen sie sie in direkter Verbindung zu einem Anwesen nach der Manier „die Polin vom Obermühl-Bauern". Das Gespräch kommt dann auf den oder die Zwangsarbeiter_in, die_der am selben Hof wie man selbst oder die eigene Familie war. Einhergehend mit dem Reden über die oder den Zwangsarbeiter_in am Hof oder in derselben Familie wird über Arbeit und oft auch über die körperliche Konstitution der_des Zwangsarbeiters_in gesprochen. So sagt Therese Lohmeier: „Ja. Und ich hab mich mit der so gut vertragen, wir haben miteinander gearbeitet, jede Arbeit." (Interview 1, S. 1, TC: 0:00:45) Ihre Beziehung zu einem weiteren Zwangsarbeiter, der auf dem Hof eingesetzt war, beschreibt sie in ähnlicher Weise: „Ja, wir haben einfach miteinander gearbeitet und hab' mich recht gut vertragen damit." Als Verdeutlichung soll nochmal ein Interviewteil zitiert werden, in dem sie über Halina spricht (Interviewteil gekürzt):

Therese Lohmeier: „Die sind alle gut behandelt, die haben fest gearbeitet. Die sind froh gewesen, unsere Halina, die ist ja froh gewesen, wir haben sie, die Mama hat gehamstert, eingehamstert wieder. (…) In der schlechten Zeit. Aber wir haben ihr immer was anzuziehen gegeben. Die is', die hat direkt zu uns gehört." (Interview 3, Lohmeier, S. 2, TC: 0:00:32)

Halina, die als dankbar und arbeitsam erinnert wird, „hat direkt zu uns gehört". Die Zwangsarbeiterin wird also als Zugehörige zum Hof gesehen, allerdings in einer sehr untergeordneten Position: Sie arbeitet und ist wie andere Zwangsarbeiter_innen „froh", also dankbar. Einverleibt wird also nur, wer seinen Platz nicht in Frage stellt und arbeitet. Auch die Tatsache, dass Therese Lohmeier die ukrainische Zwangsarbeiterin vermisste, nachdem diese – in der Erzählung – auf so brutale Weise repatriiert worden war, steht in Zusammenhang mit Arbeit und damit, dass es Lohmeiers Schwester an Fleiß mangelte:

68 Mark Spoerer (2001, S. 209) verwendet den Begriff ebenfalls in Zusammenhang mit Zwangsarbeiter_innen.

TL: „Ich hab' lang recht viel Zeitlang [Sehnsucht] gehabt nach ihnen. Weil dann hab' ich wieder viel besser arbeiten müssen. Ich hab' schon 'ne Schwester g'habt, die ist um zwei Jahre jünger gewesen als ich, aber die hat die Landwirtschaft, die Arbeit überhaupt nicht tun mögen. Jetzt bin ich da immer alleine gewesen mit Halina.
I: Mmh." (Interview 4, Lohmeier, S. 3, TC: 0:04:07)

Auch in Emily Mühlbauers (S. 7, TC 0:15:29) Erzählung ist ihre Beziehung zum Zwangsarbeiter Wadek mit Arbeit verknüpft. Sie erzählt von der Tatsache, dass sie mit ihm gesprochen habe – eine Interaktion, die, wie sie es darstellt, von nationalsozialistischen Gesetzes wegen verboten war. Sie habe sich aber dennoch mit ihm unterhalten, „weil er zu uns gehört hat. Das hat uns niemand verbieten können, nicht wahr. Wenn man miteinander arbeitet." Dies bedeutet, dass es Mühlbauer – zumindest rückblickend – für gerechtfertigt hielt, mit dem „eigenen", dem zum Hof gehörigen Zwangsarbeiter zu sprechen, zumal es im Arbeits- und damit dem relevanten Kontext war. Sie erwähnt in diesem Zusammenhang nicht, dass sie wegen der Gespräche mit Wadek Angst vor nationalsozialistischer Verfolgung gehabt hätte. Sie scheint davon auszugehen, dass ihr Reden mit der ausländischen Arbeitskraft von Vertretern der NSDAP und der polizeilichen Behörden geduldet wurde oder worden wäre – so lange es sich um ein Gespräch mit dem Zwangsarbeiter „am Hof" handelte – oder sie hat die Konsequenzen, die zu nahe Kontakte mit Zwangsarbeitern bedeuten konnten, damals oder retrospektiv ausgeblendet. Dagegen hat Mühlbauer (S. 7, TC: 0:17:01) „mit Emil [einem anderen Zwangsarbeiter] nicht geredet", denn „man hatte nichts zu tun damit. Man hat eben gewusst, dass er dahin [Nachbarort] gehört."

Es ist sehr deutlich, dass alle Gesprächspartner_innen der Zeitzeug_innengeneration ihre aus ihrer Sicht guten Beziehungen zu den Zwangsarbeiter_innen an die Vorstellung knüpfen, die_der Zwangsarbeiterin habe „fleißig" und „fest" gearbeitet. Es wird in den Gesprächen nicht beschrieben, was und wie viel genau gearbeitet wurde, wie sich etwa der Tagesablauf für die Zwangsarbeiter_innen gestaltete, wie sie untergebracht waren, ob und wie frei sie sich außerhalb des Hofes bewegen konnten. Es ist also im Umkehrschluss nicht denkbar, dass ein_e (polnische_r oder sowjetischer_r) Zwangsarbeiter_in sichtbar andere Interessen als Arbeit gehabt und dennoch ein gutes, harmonisches Verhältnis zur Bauernfamilie bestanden hätte. Es liegt der Eindruck nahe, dass die Gesprächspartner_innen nicht nur aus Pragmatismus und rein wirtschaftlichen Gründen Fleiß und Arbeitsamkeit honorieren, sondern dass diese Eigenschaften auch um ihrer selbst willen gewürdigt werden. Es ist das Konzept des Arbeitsethos, das die Erinnerung an die NS-Zwangsarbeiter_innen strukturiert: Als arbeitsam und fügsam wahrgenommen, gelten sie in der heutigen Deutung in einer sehr untergeordneten Position und in einem repressiven, paternalistischen, fast feudalen, Verhältnis als Teil des Bauernhofes, als Teil der Familie und als Teil der ländlichen Umgebung.

Das Erinnern an die NS-Zwangsarbeiter_innen folgt einer Logik, nach der stark hierarchische Dienstverhältnisse oder auch durch das Konzept von Leibeigenschaft bestimmte Verhältnisse Bestandteile der *doxa* sind.

Diese Vorstellung von „Arbeit" wird im – ländlichen – Untersuchungsgebiet auch aktiviert und aktualisiert, wenn über ehemalige Zwangsarbeiter_innen in der Nachkriegszeit gesprochen wird. So erzählt Josef Wiesmüller beim Kaffeetrinken über Agnes und Jan Dobiczek, die beide Zwangsarbeiter_innen gewesen waren, und damit verbunden über deren Fleiß:

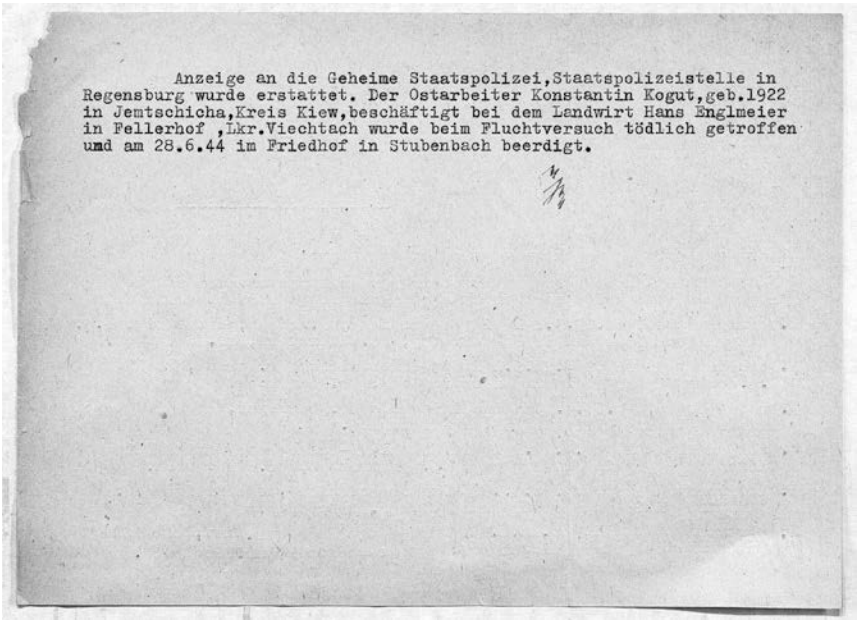
Oma (O.): „Wer ist da 'n guter Arbeiter gewesen?
Josef Wiesmüller: Jan, Agnes' sein [sic] Mann.
O: Aha.
JW: Der ist in München in der Arbeit gewesen, dann hat er extra Urlaub gemacht, wenn wir geheut haben, dass er uns helfen hat können. Das weiß ich noch, dass ein Feiertag, Feiertag oder Sonntag gewesen ist, das ist gleich, das ist dem wurscht gewesen, dem hat's ja besser leid getan wenn's geregnet hat wie uns selbst. Wenn er da ist gewesen und hat nicht, hat extra 'ne Woche drangehängt, weil's schön [schönes Wetter] geworden ist, dass er uns helfen hat können. Arbeitsvolle Leut', wie die zwei sind, findet man, mein' ich, nicht leicht. Ja, die Agnes. So arbeitsame Leut' findest nicht leicht. Wenn er heimgekommen ist von der Arbeit, wenn's etwas gewesen is', hat er uns auch gleich geholfen." (Wiesmüller Transkript S. 1)

Josef Wiesmüller schildert also nicht nur anerkennend, wie „arbeitsvoll" Agnes und Jan Dobiczek waren, sondern er charakterisiert vor allem Jan Dobiczek als eifrig, als jemanden, der selbst neben seiner hauptsächlichen Lohnarbeit im über 200 Kilometer entfernten München an Feiertagen und im Urlaub auf dem Hof bei der Heuernte mithalf. Wiesmüller erwähnt keine wirtschaftlichen Gründe oder gar verinnerlichten Zwänge, die Dobiczek möglicherweise dazu veranlassten, auch in seiner „Freizeit" noch körperlich in der Landwirtschaft zu arbeiten. Er schildert das Ehepaar Dobiczek als „arbeitsvolle Leut", als wären sie aus sich selbst heraus, natürlicherweise, „arbeitsvoll". Die Dobiczeks sind gemäß dieser Schilderung so sehr erfüllt vom Wohlergehen des bäuerlichen Betriebes, auf dem Frau Dobiczek Zwangsarbeit geleistet hat, dass sie und ihr Mann Jan die durch den Regen verdorbene Ernte mehr bedauert hätten als Wiesmüller selbst. Wieder, wie auch bei den älteren Gesprächspartnerinnen, ist mit der Wahrnehmung, die_der (ehemalige) Zwangsarbeiter_in sei arbeitsam, paternalistische Anerkennung verbunden, die sich im Ton Wiesmüllers ausdrückt. Die Dobiczeks sind in dieser Deutung ob des Arbeitsethos anerkennungswürdig und nützlich – aber dennoch eher Randerscheinungen.

Wiesmüllers Einschätzung des Ehepaars Dobiczek zeigt, dass „Zwangsarbeit", das als Wort in der Gegend praktisch nicht existiert, nicht als eine eigene Kategorie erinnert wird. Es gibt keine Objektivationen, die Zwangsarbeit als Bestand

der nationalsozialistischen Wirtschaft und Verfolgung sowie des Vernichtungskrieges in Mittelost- und Osteuropa erinnert. Es gibt zwar zaghafte alternative Deutungsversuche, in dem die einstige Präsenz der Zwangsarbeiter_innen von Kimberly Kellner in die semantische Nähe der Nachkriegs-Gastarbeiterschaft gerückt wird, doch auch dieser Deutungsversuch setzt sich nicht durch. Hier zeigt sich ein weiteres Mal, dass *Personen* oder vielmehr eher vage konturierte Figuren, und nur bei Zwangsarbeiter_innen, die blieben, auch Bestandteile ihres Lebenslaufs, erinnert werden. So wie man eben weiß, dass bei Familie Oberleitner der Sohn einen tödlichen Motorradunfall hatte und dass Frau Meier ihren Mann verlässt, weiß man in der Gegend eben auch, dass die Dobiczeks aus der Ukraine (oder von dort in der Nähe) kamen. Wiesmüller ordnet den Lebenslauf der Dobiczeks nicht in die Phasen vor, während und nach dem Nationalsozialismus ein. Auch in dieser Deutung sind Zwangsarbeiter_innen keine Subjekte, es gibt also keine Vorstellung von einem Selbst der ausländischen Arbeitskräfte, das über ihren Lebenslauf hinweg, von der Kindheit in der Ukraine an bis zur Nachkriegszeit in Bayern konstant geblieben wäre. Ebenso wenig existieren in diesen Erzählungen „Zwangsarbeiter_innen" und „Nicht-Zwangsarbeiter_innen". Es handelt sich einfach um die Dobiczeks mit ihrer persönlichen Geschichte, die – wie es die Widrigkeiten des geschichtlichen Weltlaufs vorsahen – ihr Leben auch nach dem Krieg in der Gegend verbrachten, sich immer fleißig an der Arbeit auf dem Hof beteiligten und ansonsten nicht auffielen.

Abbildung 2: Staatsarchiv Landshut BezA LRA Viechtach 4400, Reproduktion


Anzeige an die Geheime Staatspolizei,Staatspolizeistelle in Regensburg wurde erstattet. Der Ostarbeiter Konstantin Kogut,geb.1922 in Jemtschicha,Kreis Kiew,beschäftigt bei dem Landwirt Hans Englmeier in Fellerhof ,Lkr.Viechtach wurde beim Fluchtversuch tödlich getroffen umd am 28.6.44 im Friedhof in Stubenbach beerdigt.

5.5 „Über den Horizont/Über alle Berge gehen“: Vogelfreie Zwangsarbeiter_innen, die den Erinnerungshorizont verlassen

Im dichotomen Gegensatz zu den fleißigen Zwangsarbeiter_innen stehen jene, denen zugeschrieben wird, dass sie nicht hätten arbeiten wollen. Es klingen also Versatzstücke nationalsozialistischer Ideologie und die Zuschreibung „arbeitsscheu“ durch, auch wenn der Begriff „arbeitsscheu“ nicht wörtlich verwendet wird. Johanna Hofer, die den von ihr wahrgenommenen nachbarlichen Neid beschreibt, der sich daraus speiste, dass der polnische, „gewöhnliche“ Zwangsarbeiter mit der „zerzausten Kleidung“ wider Erwarten so tüchtig gewesen sei, erzählt gemeinsam mit ihren beiden Schwestern Kreszenz Hartmannsgruber und Hermine Laumer von einem „russischen“ Zwangsarbeiter. Der russische Arbeiter „wollte [jedoch] nicht arbeiten“ und „ist fort“ und „man hat nichts mehr von ihm gehört“. Kreszenz Hartmannsgruber ist die jüngste der drei Schwestern und wurde 1932 geboren, sie war also ein Kind, als die Zwangsarbeiter auf dem Hof waren.

I: „Der Juri?
Johanna Hofer: Nein, der Juri hat nix gearbeitet.
I: Und dann?
JH: Dann ist er fort. Auf Nimmer… ist er da rauf…, weißt du's noch, über die Höhe und man hat ihn nicht mehr gesehen.
I: Der is' abgehau'n? Wo ist er dann hin?
JH: Wissen wir nicht.
I: Aber fort ist er dann, da rauf.
Hermine Laumer: So?
I: Hat ihn dann jemand gefunden?
JH: Nein, man hat nix gehört. Ich mein', der wär' immer weiter.
Kreszenz Hartmannsgruber: Der wird immer weitergegangen und gegangen sein.“
(Gruppengespräch Hartmannsgruber, Kreszenz; Hofer, Johanna; Laumer, Hermine 11. 8. 2009, Auszug SE, TC:00:03:36)

Im selben Gespräch wiederholt sich diese Passage noch einmal. Dieses Mal geht vor allem die vergleichsweise junge Kreszenz Hartmannsgruber auf die Frage der Interviewerin ein:

I: „Und der Juri?
JH: Der ist gleich abgehau'n.
KH: Der haute am andern Tag schon ab. Der hat hier nichts als Arbeit geseh'n.
I: Hat's ihm nicht gefallen?
KH: Wahrscheinlich nicht. Der hat wahrscheinlich noch nie gearbeitet.“ (ebd. TC: 00:08:13)

Zu einem späteren Zeitpunkt gibt es noch einmal ein Gespräch mit Hermine Laumer und ihrem 1960 geborenen Neffen Wolfgang Hartmannsgruber. Vor allem Hartmannsgruber räsoniert über Zwangsarbeiter:

I: „Was war mit dem Peter [Zwangsarbeiter] in Mühlbach?
HL: Ja, der war eher so'n Außenseiter, der Peter.
Wolfgang Hartmannsgruber: Der hat die anderen ein wenig aufgehetzt.
HL: Ja, der hätte sie schon aufgehetzt, die anderen.
I: Wieso, was hat der gesagt?
WH: Na ja. Ich weiß auch nicht, das weiß ich auch nicht. Wahrscheinlich wird er halt: ‚Du bist so dumm und arbeitest da', so ungefähr.
HL: Ja.
WH: Na ja, aber die anderen haben ja auch nix anderes gehabt, die haben ja auch bloß ums Leben gearbeitet. [Zu seiner Tante HL:] Ihr habt ja auch nix anderes gehabt. Aber das kann man auch irgendwie versteh'n, ja, wenn das Zwangs-, praktisch, der hat das halt mehr als Zwangsarbeit geseh'n und der hat andere, hat gesehen, na ja, eigentlich geht's ihm nicht schlecht, vielleicht besser als daheim." (Gruppengespräch Hartmannsgruber, Wolfgang; Laumer, Hermine 5. 5. 2010, Auszug SE, TC 00:29:51)

Thema dieses Gesprächs ist zunächst der ausländische Arbeiter Peter, der auf einem Nachbarhof eingesetzt war. Peter habe die „anderen aufgehetzt" und offensichtlich nicht dem Bild des dankbaren, fleißigen Zwangsarbeiters entsprochen, das, wie oben gezeigt, kultiviert wird, um das gute Verhältnis zu Zwangsarbeiter_innen unter Beweis zu stellen. Es zeigt sich jedoch eine Dialektik in Wolfgang Hartmannsgrubers Erzählung. Hartmannsgruber ist der Einzige unter allen Gesprächspartner_innen – inklusive der Nachkommen und Witwen von Zwangsarbeiter_innen – der das Wort „Zwangsarbeit" eigeninitiativ anspricht. Um aber diesem Gedanken, dass der „rebellische Peter" ausgebeutet worden sei und Zwangsarbeit geleistet habe, zu begegnen, bezieht er sich auf das in der Gegend gängige Narrativ, dass auch „ihr", also die Tante und ihre Familie „um euer Leben gearbeitet habt". Aber – sein Unbehagen bei dem Rekurs auf die Erzählung, auch die deutschen Bauernfamilien hätten „um ihr Leben arbeiten müssen" und „hätten nichts anderes gehabt", wird sichtbar: Er spricht seine Tante direkt an, um ihre Bestätigung für diese Erzählung zu erhalten. Dieses Nach-Bestätigung-Suchen zeigt, wie sehr hier die Erinnerung im Dialog mit einer Person, die während des Nationalsozialismus lebte, verfertigt wird. So kommt er im Zwiegespräch mit sich selbst und seiner Tante zu dem Schluss, dass es sich bei Peters Arbeit nicht um „Zwangsarbeit" handelte.

I: „Und war das Zwangsarbeit?
HL: Das ist ein …
WH: Nein, glaub' ich nicht.

HL:… Hinterfotziger gewesen, der Peter.
WH: Nein, wenn er nicht wollte … Es war auch einmal ein Russe da. Und der ist einen Tag lang rumgesessen und dann, er hat einfach nicht gearbeitet. Der hat sich nicht … Den hätten sie auch mal geschickt von irgendwoher, er soll da arbeiten. Erstens konnte er keine Sprache und ja, der war einen Tag lang auf'm Sessel oder ist auf'm Ding dort gesessen und hat so geschaut und dann ist er wieder, ist er fort.
I: Aber wie ist er fort? Wo ist er dann hin?
WH: Über, über, übern Horizont. Über alle Berge. Über alle Berge. Der hat einfach geschaut, dass er Richtung Heimat gekommen ist, was weiß ich? Irgendwie hat er's versucht … weil wenn da einer nicht wollte, so, glaub' ich, war's da nicht, der hat halt dann, na ja, ich weiß auch nicht, wenn einer überhaupt nix gearbeitet hat, dann wird … die hab'n dann schon gesagt: ‚Der arbeitet nix, den kann ich nicht brauchen', vielleicht haben sie ihn dann wieder zurück.
HL: Fortgeschickt?
WH: Oder woanders hin. Vielleicht hat er dann schon Repressalien gekriegt. Ich weiß nicht, von woanders her. Aber von den Leuten selber, glaub' ich nicht, denn was hätten sie denn tun sollen? Wenn einer nicht will, dann will er nicht." (ebd. TC: 00:30:47)

Wolfgang Hartmannsgruber kommt dann von dem Diskurs, ob es sich um Zwangsarbeit gehandelt habe, auf den russischen Zwangsarbeiter zu sprechen, von dem zu einem anderen Zeitpunkt auch schon seine Mutter Kreszenz Hartmannsgruber und deren Schwestern Johanna Hofer und Hermine Laumer gesprochen hatten. Er führt die Geschichte um den Zwangsarbeiter, der „fort" ist, an, um zu zeigen, dass die Bauern und Bäuerinnen gegen Faulheit und Arbeitsunwilligkeit der Zwangsarbeiter_innen wehrlos waren.[69] Was hätte ein Bauer

69 Eine Entsprechung dieser Deutung gibt es auch in der Geschichtswissenschaft. So beschreibt Theresia Bauer (1996, S. 181–182) in Rückgriff auf Berichte nationalsozialistischer Behörden und Polizei, dass auf manchen Höfen wegen der Zwangsarbeiter eine „ängstliche Atmosphäre" geherrscht habe. Es habe beispielsweise Befürchtungen gegeben, der_die Zwangsarbeiter_in würde Sabotage betreiben. Zudem gab es Vorbehalte dagegen, Bäuerinnen der „schutzlosen der Willkür dieser Menschen [Zwangsarbeiter_innen] auszuliefern". Allerdings hätten die Bauern und Bäuerinnen dies hinnehmen müssen, weil sie keine Arbeiter_innen verlieren wollten, da die Arbeitskräfte knapp waren. Theresia Bauer interpretiert, dass sich das Mächtegefüge auf den Höfen zugunsten des dominanten sowjetischen Zwangsarbeiters und zum Nachtteil der deutschen oder österreichischen Bäuerin ändern hätte können. Sie kehrt damit die Opfer- und Täterposition um. Es ist zwar möglich und sehr wahrscheinlich auch vorgekommen, dass Zwangsarbeiter Angehörigen der Volksgemeinschaft gegenüber gewalttätig, auch sexualisiert gewalttätig, waren (vgl. dazu auch Kapitel 4.6; vgl. auch Laumer 2017, S. 231–232). Die Regel war aber, dass „Volksgenossinnen" im Nationalsozialismus deutlich seltener um ihr Leben fürchten mussten als „Gemeinschaftsfremde", vgl. Bauer, Theresia (1996): Nationalsozialistische Agrarpolitik und bäuerliches Verhalten im Zweiten Weltkrieg. Eine Regionalstudie zur ländlichen Gesellschaft in Bayern. Münchner Studien zur neueren und neuesten Geschichte. Frankfurt am Main/Berlin/Bern, u. a.: Peter Lang.

schon tun sollen? – Wenn einer nicht wolle sei nichts zu machen, schließt Hartmannsgruber seine Erzählung ab. Allerdings kommt ihm der Gedanke an „Repressalien" – ganz sicher ist er sich in seiner Deutung nicht. In diesem Gespräch erzählt Hartmannsgruber die Geschichte über den russischen Zwangsarbeiter in sehr ähnlicher Weise wie seine Mutter und seine Tanten. Der Zwangsarbeiter wollte nicht arbeiten, habe „keine Sprache" beherrscht und sei dann „fort". Auffällig ist die Detailgenauigkeit, mit der diese Episode erzählt wird: Er habe „so geschaut", sei „einen Tag lang auf dem Sessel gesessen", dann sei er fort „über alle Berge". Ab dieser Passage wird der Bericht darüber, was danach mit dem Zwangsarbeiter passiert sein mag, vage. Von der Möglichkeit, er habe in „die Heimat" zurückkehren können bis zur Version, dass er „Repressalien gekriegt" habe, ist alles möglich. Auch in diesem Fall lauert jenseits des Dorfes das Ungewisse, möglicherweise der Tod.

Eine weitere Interviewpartnerin, Katharina Hackl, die als Dienstmagd während des Nationalsozialismus zusammen mit Zwangsarbeiter_innen arbeitete, erzählt unabhängig von den Hartmannsgrubers in sehr ähnlicher Weise vom Verschwinden eines russischen Zwangsarbeiters:

Katharina Hackl: „Freilich, man sagte zum Arbeiten auch: ‚Das oder das musst du tun', aber der hatte kein Interesse, ein deutsches Wort zu reden. Der hat auch den ganzen Tag nix gesagt. Und der andere hatte halt doch schon in der Schule Deutsch gelernt. Der konnte was fragen. Aber der Wasyl … Und der ist dann mal mittendrin an einem Sonntag hat der seinen Koffer gepackt und ist fort und niemand hat ihn mehr gefunden." (Interview Hackl, TC: 0:38:03)

Wieder wird thematisiert, dass der Zwangsarbeiter gewissermaßen stumm war, er „sprach die Sprache nicht". Katharina Hackl beschreibt die Situation vor dem „Verschwinden" relativ genau: „An einem Sonntag hat er seine Koffer gepackt" und danach löst sich der Zwangsarbeiter – in der Erzählung – in Nichts auf. Dieses Motiv des russischen Zwangsarbeiters, der „so geschaut" habe, „auf einem Sessel saß", „keine Sprache hatte" und „über de[n] Horizont", „über alle Berge" ging und den „niemand mehr gefunden", von dem „man nichts mehr gehört" (Hartmannsgruber) hat, weist sagenhafte Elemente auf. Wie oben dargelegt, haben Sagen die Funktion, Rätselhaftes zu erklären, damit Menschen sich danach wieder in das eigene Schicksal fügen können. Auch die eigene Verstrickung oder zumindest die der Nachbar_innen in die Verfolgung des Zwangsarbeiters wird, wie Albrecht Lehmann konstatiert, mittels Sagenerzählungen thematisiert (vgl. Kapitel 3.5.4.2).

Es gibt in der Erinnerung also zum einen die „arbeitsamen" und „dankbaren" und dem Hof zugehörigen Zwangsarbeiter_innen. Teilweise ist hier auch die Variante vorzufinden, dass eine starke emotionale Bindung zu den Zwangsarbeiter_innen erinnert wird und die Zwangsarbeiter_innen affektiv einverleibt werden.

Diese Erinnerung steht in engem Zusammenhang mit einem Konzept von Leistungsbereitschaft, das über In- und Exklusion entscheidet. Zum anderen werden – russische – Zwangsarbeiter erinnert, die „verschwanden". Die Einschätzung dieser „verschwundenen" Zwangsarbeiter steht ebenfalls im Zusammenhang mit dem Konzept von Leistungsbereitschaft – diese Zwangsarbeiter gelten nämlich als arbeitsunwillig, was, wenn das zugeschriebene Arbeitsethos Inklusions- und Exklusionsmechanismus ist, nur dazu führen kann, dass die Zwangsarbeiter im hierarchischen Dorfgefüge keinen Platz haben, sie also „immer weitergehen und gehen" und man „nichts mehr von ihnen hört". Die Gesprächspartner_innen, die von diesem „Verschwinden" im Nichts erzählen, verweisen lediglich in rätselhafter, lyrischer und sagenartiger – „über alle Berge", „über'n Horizont", „niemand hat ihn mehr gefunden"– Form darauf, was den Zwangsarbeitern geschehen ist. Wie würde ein_e „faule_r" Zwangsarbeiter_in erinnert, die_der auf dem Hof geblieben ist? Diese Variante taucht in der Erinnerung nicht auf, denn diese Möglichkeit gibt es nicht: Personal, das faul *und* zugehörig ist. Eine Frage ist auch: Wer darf gemäß dieser Logik faul sein? Dem größten Bauern wird vermutlich eine gewisse Trägheit zugestanden. Wenn er seinen Hof aber „heruntergewirtschaftet" oder hoch verschuldet ist, kann auch er sein Ansehen verlieren. In der Wissensordnung des Dorfes werden qua Zuschreibung angeborene Faulheit und – mitunter ebenfalls zugeschriebene – russische Nationalität korreliert, eugenischer und ethnischer Rassismus greifen also ineinander. Folgt man diesen Deutungsschemata des eugenischen und ethnischen rassistischen Wissens, wird es zwar als unerklärlich und rätselhaft, aber nicht als immens relevant angesehen, was mit den russischen Zwangsarbeitern, die „den Horizont" überschritten, geschah. Denn wer sollte sich im Dorf für einen interessieren, der nicht spricht, nicht arbeitet, herumsitzt und eines Sonntags seine Koffer packt? Welchen Platz sollte er haben? Diesen Platz gibt es im Dorf nicht. Rassistisches, antislawisches Wissen, während des Nationalsozialismus offizielle Ideologie, nun eher alltägliches Wissen, ist leicht aktivier- und anwendbar: Es sind Russen – und nicht etwa Belgier oder Franzosen –, die als arbeitsscheu gelten, „keine Sprache sprechen" und „über den Horizont" gehen. Peter, ein Zwangsarbeiter, der als rebellisch charakterisiert wird, der die anderen aufgewiegelt habe, war eben „hinterfotzig", also verschlagen, was ein gängiges rassistisches Klischee Osteuropäer_innen gegenüber ist. Der „rebellische Zwangsarbeiter" hatte nicht etwa Gründe für sein Verhalten – er war, wie es laut ländlicher Logik in der Natur mancher Zwangsarbeiter lag, einfach „hinterfotzig" und akzeptierte seinen Platz als Arbeiter im Sozialgefüge Dorf nicht. Dies ist eine *nachträgliche* Deutung in der Gegend ist und die Kausalität „Arbeitsscheue führt zum Verschwinden" kann auch erst retrospektiv hergestellt worden sein kann. Mit anderen Worten: Es ist durchaus möglich, dass russische Zwangsarbeiter erst „über den Horizont" gingen und man sich das im Dorf dann damit erklärte, dass sie eben faul und verschlagen gewesen wären und auch keine Sprache gehabt hätten.

Die Geschichte des faulen russischen Arbeiters, den „niemand mehr gefunden hat", ist jedenfalls nicht an eine Person gebunden, sondern trug sich den Erzählungen nach auf mindestens zwei Bauernhöfen mit zwei unterschiedlichen Zwangsarbeitern auf die fast gleiche Weise zu. In dieser gemeinschaftlichen Erzählweise mit sagenhaften Elementen werden alltägliche Deutungsmuster ebenso wie nationalsozialistische Ideologie aktualisiert. Rassistisches Wissen, und zwar eugenisch ebenso wie ethnisch rassistisches Wissen, strukturiert die Erinnerung an NS-Zwangsarbeit.

Die rassistische Stereotypie und Topik dieser Erzählungen ebenso wie das Verorten des Zwangsarbeiters „jenseits des Horizonts" forcieren das Vergessen. Es wird vergessen, was „über den Horizont gehen" für einen sowjetischen Zwangsarbeiter im Nationalsozialismus bedeuten konnte – Inhaftierung im Konzentrationslager oder Tod. Charles B. Stone und William Hirst sowie Gerald Echterhoff haben gezeigt, dass am effektivsten vergessen wird, wenn problematische Aspekte eines Themas verschwiegen werden (vgl. Kapitel 3.4.3). Über den eigentlich schwerwiegenden Wissensinhalt, nämlich, was mit den russischen Zwangsarbeitern nach ihrem „Verschwinden" geschah – Erschießung, Konzentrationslager, „Versetztwerden" oder war es tatsächlich eine erfolgreiche Flucht, aber wohin hätte eine sowjetische Arbeitskraft im Deutschen Reich fliehen können? –, wird nicht gesprochen. Dieses Wissen oder zumindest eine Vermutung dazu hat sich nicht tradiert. Die „faulen, russischen, nicht sprechenden, über alle Berge gegangenen" Zwangsarbeiter sind eher schemenhafte Figuren denn konkrete Personen. Eine genauere Konturierung gibt es nur im Fall der Gebliebenen, beispielsweise der Dobiczeks.

In Bezug auf das in Kapitel 2 erwähnte Lager 383/Z oder 385, in dem sowjetische Kriegsgefangene inhaftiert gewesen waren, existiert wenig entäußerte Erinnerung. Es lag knapp 30 Kilometer von den soeben genannten Bauernhöfen und den Geschichten der „über den Horizont gegangenen" Russen entfernt in Oberalteich bei der Kreisstadt Bogen. Klaus Gras, der Bogener Archivar, ist im Jahr 2013 davon angetan, als ich ihn kontaktiere, dass zum Lager für russische Kriegsgefangene im Ort geforscht wird. Es habe sich im Klostergebäude befunden. 1943 soll es zu einem Fluchtversuch mehrerer Häftlinge gekommen sein, die geflohenen Häftlinge seien verschwunden, vermutlich seien sie ermordet oder in KZs inhaftiert worden. Aus Bad Arolsen (heute: Arolsen Archives) habe es diesbezüglich einmal eine Anfrage gegeben, erzählt Gras am Telefon. Wie in Kapitel 2 beschrieben, habe ich in keinem der Archive Informationen dazu gefunden. Auch eine Frau aus dem Ort, Irene Heitzer, erzählt vom Kriegsgefangenenlager und erwähnt, dass es einmal einen Fluchtversuch gegeben habe und „alle [Flüchtigen] erschossen" worden seien. Diese Information um erschossene Kriegsgefangene in Verbindung mit dem Lager ist eine Ausnahme. Es ist nämlich im Ort Oberalteich oder auch der angrenzenden Stadt Bogen keineswegs so, dass viel darüber gesprochen würde. Im Gegenteil, mehrere meiner

Befragungen diesbezüglich verlaufen im Sande, Menschen sagen, dass sie nichts darüber wüssten. Allerdings wird in der Gegend öfter ein Todesmarsch, der gegen Kriegsende, ausgehend vom Konzentrationslager Flossenbürg in Richtung Dachau, durch die Gegend ging, erwähnt. Bei diesem Todesmarsch waren in Oberalteich sechs Häftlinge erschossen worden. Etwa seit den 1990er Jahren hat sich eine zaghafte regionale Erinnerungskultur u. a. in Form von Schulprojekten, dazu entwickelt (Arbeitskreis Heimatgeschichte Mitterfels e. V.; Bernkopf 2019). Warum war diese Topik um entflohene und erschossene russische Kriegsgefangene wenn auch nicht sehr präsent, so doch zumindest auffindbar? Ich halte es für sehr wahrscheinlich, dass diese behutsame, aber doch vorhandene und tradierte, Kultur der Erinnerung an die Ermordeten des Todesmarsches es auch ermöglicht, die Topik der entflohenen und erschossenen Gefangenen zu erwähnen. Zudem hatte die „große Geschichte" in Form von Bad Arolsen bei dem Stadtarchivar angefragt, was dem Thema Relevanz gibt und es erleichtert, darüber zu sprechen.

In einem weiteren Zusammenhang wird über Verfolgung von Zwangsarbeitern, ihren möglichen Tod und ihre Inhaftierung in Konzentrationslagern gesprochen. Aber auch hier bleibt das „Verschwinden" von Zwangsarbeitern rätselhaft und wird nicht mehr weitergehend verbalisiert, darauf werde ich in Kapitel 6.3.3 näher eingehen. Doch wenn die Erinnerungen an NS-Zwangsarbeiter_innen eher vage Erinnerungen an Figuren sind und diese Erinnerungen mit der Zeit immer vager werden – sind sie dann überhaupt noch relevant? Welche Bedeutung haben sie heute? Folgende Beobachtung weist darauf hin, dass diese Erinnerungen fortwirken und sich das Deutungsschema des eugenisch und ethnisch rassistischen Wissens weiter tradiert. Die konkreten Subjekte, die Zwangsarbeit geleistet haben, und die Zusammenhänge der Zwangsarbeit werden vergessen und scheinen eben allenfalls noch als vage Figuren auf. Deutungsschemata, die die Erinnerung an NS-Zwangsarbeit strukturieren, werden jedoch auch heute noch aktualisiert.

So hatte ich während mehrerer Feldaufenthalte versucht, den nach dem Krieg geborenen Bauern Matthias Saller als Interviewpartner zu gewinnen. Auf dem Saller-Hof hatten, als seine Eltern noch den Hof bewirtschafteten, unter anderem ein polnischer Zwangsarbeiter und eine deutsche Dienstmagd gearbeitet, die verfolgt wurden, da sie eine sexuelle Beziehung hatten oder ihnen dies nachgesagt wurde. Der Zwangsarbeiter wurde im Juni 1943 im Konzentrationslager Flossenbürg inhaftiert, wo er zwei Monate später starb oder ermordet wurde. Ein anderer Zwangsarbeiter hatte im Rahmen des Spruchkammerverfahrens, dem sich Matthias Sallers Vater unterziehen musste, Folgendes ausgesagt:

> *„Er hat uns Polen und die anderen Ausländer stets gut behandelt und verpflegt. An Sonntagen kamen viele Polen und Ausländer aus der Gegend auf seinem Hof zusammen, wo selbst uns Musik zum Tanzen sowie Getränke gratis zur Verfügung gestellt wurden. Im*

Jahr 1943 wurde[n] mein Landsmann MS [Hinweis der Verf.: Zwangsarbeiter] und die deutsche OE von den Gendarmen verfolgt und verhaftet. Herr Saller hat alles versucht, um die Verhaftung zu verhindern."[70]

In Sallers Aussage vom 31.10.47 zum Fall heißt es, er habe die Eltern OEs informiert und sie entlassen. Was mit MS passierte, habe er nie erfahren. Laut Auskunft der Archivarin der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg gibt es folgende Dokumente zu MS: geboren 1906, Beruf Landarbeiter, am 28.06.1943 überstellt von der Gestapo Regensburg in das KZ Flossenbürg, registriert mit der Haftnummer 3685, Pole, politische Schutzhaft, am 26. 08. 1943 Tod im KZ Flossenbürg an Herzschwäche. Die in den Sterbebescheinigungen der Lagerärzte angegebenen Todesursachen entsprachen in der Regel nicht den tatsächlichen Todesursachen. Häufig ermordeten Wachmänner oder Kapos willkürlich Gefangene (E-Mail Kraus, Annette 19. 4. 2011, KZ-Gedenkstätte Flossenbürg).

Diese mir aus dem Archiv bekannten Tatsachen sind der Anlass, mich sehr um ein Gespräch mit Matthias Saller zu bemühen. Ich fahre mehrere Male zu seinem Hof, wo ich seine Frau antreffe, die mir verspricht, ihrem Mann mein Anliegen, mit ihm über „früher" sprechen zu wollen, zu bestellen. Matthias Saller willigt schließlich telefonisch ein, mit mir grundsätzlich sprechen zu wollen. Er habe jedoch kaum zeitliche Kapazitäten. Schließlich sagt Saller mir zu, dass ich ihn nach dem Sonntagsgottesdienst besuchen dürfe. Als ich am Sonntag wieder vor seiner Haustür stehe, öffnet mir ein junger Mann die Tür, der kein Bayerisch, aber Deutsch mit osteuropäischem Akzent, spricht. Anschließend unterhalte ich mich mit Frau Saller, die ihren Mann entschuldigt, da dieser nicht zu Hause sei. Er werde als ehrenamtlicher Sanitäter beim Roten Kreuz dringend bei einer Veranstaltung im Nachbardorf gebraucht. Zwischen mir und Frau Saller entspinnt sich ein Gespräch. Ihr Mann interessiere sich nicht so sehr für Geschichte und sei zudem durch seine Arbeit und Ehrenämter beim Roten Kreuz, bei der Molkerei, im Bauernverband, im Gemeinderat und im Waldverein viel beschäftigt. Sie erzählt mir von der Geschichtsproduktion im Dorf. Dafür seien Experten, also ehrenamtliche Historiker, zuständig. Sie berichtet von Diskussionen, dass ein Marterl/Feldkreuz in Erinnerung an einen verunglückten Knecht aufgestellt werden solle. Ich spreche Frau Saller auf den jungen Mann mit dem osteuropäischen Akzent an, der mir die Tür geöffnet hat. Er sei Arbeiter am Hof und er sei „fleißig". Sie erzählt aber auch, dass dieser Arbeiter just zur Erntezeit Urlaub nehmen und diesen in der Slowakei verbringen wollte, worauf sie und ihr Mann gesagt hätten: „Wenn das Silieren[71] vorbei ist, kannst nach Hause fahren", und wenn er aber zur Ernte nicht da sei, brauche er „gar nicht mehr kommen". Sie

70 Staatsarchiv Landshut Spruchkammerverfahren, Landkreis Bogen, Gemeinde Konzell, KM.

71 Futter aus Gras herstellen, ähnlich wie Heuen.

setzt diese Erzählung fort, indem sie mir von der – slowakischen – Partnerin des Arbeiters erzählt. Diese habe ebenfalls Arbeit im Untersuchungsgebiet gesucht und sei als Reinigungskraft eines Hotels in einem nahen Touristenort eingestellt worden. Allerdings habe die Slowakin, so vermittelt Frau Saller implizit in ihrer Erzählung, Ansprüche gestellt: Sie wollte „mindestens 1000 Euro im Monat verdienen, 14 Tage Urlaub und bezahlte Überstunden", worauf Frau Saller ihr geantwortet habe: „Das kannst vergessen, dass die Überstunden bezahlt werden." Frau Saller bewertet nicht die Arbeitsbedingungen im Hotel als problematisch, sondern die Ansprüche der Frau, die ihre Arbeit im Hotel auch bald wieder aufgegeben habe.

Es wird in dieser Interaktion mit mir sehr deutlich, dass sich Strukturen der Haltung gegenüber Zwangsarbeiter_innen bis in die Gegenwart bei der Haltung gegenüber Arbeiter_innen aus Ostmitteleuropa wiederfinden lassen. In Frau Sallers Erzählung mischen sich Überraschung und Empörung ob der Tatsache, dass die Arbeiter_innen in Deutschland doch noch recht übliche und minimale Arbeitnehmer_innenrechte in Anspruch nehmen wollen. Solange der slowakische Arbeiter und die Arbeiterin sich also als fügsam und fleißig erweisen, gehören auch sie, wie die Zwangsarbeiter_innen, egal ob während des Nationalsozialismus oder danach, in einer sehr untergeordneten Position „dazu", zum Hof, zu den Sallers. Ausländer_innen können sich, so die Vorstellung der Ortsansässigen, durch Arbeitsethos beweisen. Es ist demnach auch vollkommen selbstverständlich, dass nicht fügsame Arbeiter_innen verstoßen werden, „die können gleich zu Hause" bleiben. Diese Vermischung von Arbeitsethos als Kriterium für In- oder Exklusion und die genannten ethnischen Rassismen sind die Wissensordnungen, die die Wahrnehmung des Arbeiters aus der Slowakei bestimmen. Inklusion bedeutet keine vollständige Inklusion im Sinne von „Gleichberechtigung", sondern heißt Zugehörigkeit bei gleichzeitiger Unterordnung. Es ist die Zugehörigkeit in einer Gesellschaft, in der noch Spuren des Wissens von Leibeigenschaft vorhanden sind. Diese Wissensordnungen werden nicht expliziert – es ist ganz selbstverständlich so im Alltagsverstand und in der Wirklichkeit. Dieser Alltagsverstand bedarf nicht einmal der Legitimation im Sinne des „So ist es eben". Ethnisch-rassistische Sagen in Bezug auf die benachbarte Tschechoslowakei/Tschechische Republik kursierten in der Gegend auch unmittelbar nach der Öffnung des „Eisernen Vorhangs" in den frühen 1990er Jahren (Fendl 2002, S. 335–336). Ethnisch rassistisches Repertoire wird also immer wieder aktualisiert.

Die Vermischung dieser Rassismen bestimmt auch die Erinnerung an die Zwangsarbeiter_innen, ob sie nun nur während des Krieges in der Gegend waren oder noch immer dort leben. Sie bestimmt auch heute den Verweis migrantischer Arbeiter_innen an „ihren Platz" im ländlichen Sozialgefüge.

Das Gespräch mit Matthias Saller kam nie zustande. Frau Saller verwies mich an die Schwester ihres Mannes Renate van Helt, die mir über „früher" erzählen könne.

5.6 Erinnern an Beziehungen zwischen Zwangsarbeitern und deutschen Frauen

5.6.1 Historischer und wissenschaftsgeschichtlicher Kontext: Beziehungen zwischen Zwangsarbeiter_innen und Zugehörigen der „Volksgemeinschaft“

Matthias Saller stand also für ein Gespräch über die Verfolgung der Beziehung zwischen einem Zwangsarbeiter und einer deutschen Magd nicht zur Verfügung. Ich war durch Akten im Bayerischen Staatsarchiv darauf aufmerksam geworden. Dieses Schriftmaterial verweist auf ein Motiv, das vergleichsweise häufig erinnert wird, den „verbotenen Umgang“, also Beziehungen zwischen Zwangsarbeitern und deutschen/österreichischen Frauen, sowie die nationalsozialistische Verfolgung der beiden Beteiligten. Um die Logiken des ländlichen, alltäglichen Erinnerns daran analysieren zu können, soll der historische Kontext dargelegt und wissenschaftsgeschichtlich eingeordnet werden.

In der Härte und Konsequenz der Ahndung dieser Beziehungen zeigt sich einmal mehr die rassistische Hierarchie, nach der sich Regelwerk und Praxis der Bestrafung richtete. Sexuelle Beziehungen zwischen Deutschen/Österreicher_innen und westeuropäischen Zwangsarbeitern wurden weniger drastisch verfolgt als die zwischen einheimischen Frauen und beispielsweise Polen. Ab 1942 trafen die Strafen belgische, französische und italienische Zivilarbeiter, die angeblich oder tatsächlich Beziehungen mit deutschen oder österreichischen Frauen hatten, nicht mehr mit voller Härte (Spoerer 2001, S. 202). Polnischen Zwangsarbeiter_innen waren sexuelle Kontakte mit Deutschen und Österreicher_innen verboten, sowjetischen Zwangsarbeiter_innen waren sexuelle Kontakte generell verboten. Die sogenannten „Polenerlasse“ vom 8. März 1940 regelten, dass „geschlechtlicher Verkehr“ (GV) polnischer Zwangsarbeiter_innen mit Deutschen mit dem Tod bestraft wurde.[72] Mit diesen Regeln

> *„wurde ein ausdifferenziertes System repressiver Maßnahmen gegenüber den polnischen Zwangsarbeitern eingeführt. (…) Ziel der Zwangsvorschriften war eine weitestgehende Separierung der Polen von der deutschen Gesellschaft. (…) Die Gestapo verfolgte diese ‚GV-(Geschlechtsverkehr)-Verbrechen‘ mit aller Härte, oftmals*

72 Weitere Bestimmungen dieser Erlasse waren, dass Polen sich ab diesem Zeitpunkt mit einem Aufnäher mit dem Buchstaben „P“ kennzeichnen mussten. Sie durften keine öffentlichen Veranstaltungen, Gaststätten und Gottesdienste besuchen, ohne Genehmigung keine öffentlichen Verkehrsmittel mehr benutzen und nach Einbruch der Dunkelheit galt für sie eine Ausgangssperre. Kontakte zwischen Polen und Deutschen waren verboten. Zuwiderhandlungen wurden mit der Einweisung ins Arbeitserziehungslager, ins Konzentrationslager oder mit dem Tod bestraft. Die Erlasse wurden beständig ergänzt und ausgeweitet (Herbert 1999, S. 85–95).

tatkräftig unterstützt von der örtlichen Bevölkerung oder lokalen Amtsträgern." (Skriebeleit 2010, S. 13–14)

„Mit aller Härte" bedeutete, dass die polnischen und auch sowjetischen Zwangsarbeiter in der Regel vor Ort gehenkt oder in einem Konzentrationslager inhaftiert wurden, wenn sie einer sexuellen Beziehung mit einer der „Volksgemeinschaft" zugehörigen Frau bezichtigt wurden und dies als nachgewiesen galt. In manchen Fällen mussten sich polnische Zwangsarbeiter ab Ende 1941 der sogenannten „Eindeutschung" unterziehen. Dies bedeutete, dass nach pseudowissenschaftlichen Kriterien geprüft wurde, ob der Zwangsarbeiter als „Volksgenosse" eingestuft werden könne. Auch die jeweiligen Familienangehörigen in Polen waren gezwungen, sich dieser Prüfung unterziehen. Das Reichssicherheitshauptamt (RSHA) traf die endgültige Entscheidung darüber (Muggenthaler 2010, S. 25). „Eingedeutscht" zu werden ging ebenfalls mit Strafe einher, steigerte die Überlebenschancen des Zwangsarbeiters aber deutlich. Als nicht-„eindeutschungsfähig" Befundene wurden exekutiert (Schneider 2010, S. 201). Nach einem Erlass aus dem Jahr 1944 konnten Polen und generell Menschen aus dem Generalgouvernement und den „eingegliederten Ostgebieten" auf ihre „Eindeutschungsfähigkeit" hin überprüft werden (ebd., S. 203). Die im Februar 1942 in Kraft getretenen „Ostarbeitererlasse", die sich gegen Zwangsarbeiter_innen aus der UdSSR richteten, orientierten sich an den „Polenerlassen", waren aber schärfer als diese formuliert. Die der Beziehungen mit Zwangsarbeitern beschuldigten deutschen oder österreichischen Frauen wurden ebenfalls, oft mit Konzentrationslagerhaft, bestraft. Silke Schneider (2010, S. 188) zeigt, dass Deutsche und Österreicherinnen ihrer Verfolgung nicht entgehen konnten, wenn sie – ob zurecht oder um sich zu schützen – angaben, sie seien vergewaltigt worden. Auch Kontakte mit Zwangsarbeitern nur „geduldet" zu haben wurde geahndet. „Intensive Freundschaften oder Liebesverhältnisse" ebenso wie „wiederholte sexuelle Kontakte" wirkten „strafverschärfend" (ebd.). Laut Gisela Bock (1986, S. 439) mussten deutsche und österreichische Frauen ab 1941 Schwangerschaften abbrechen, wenn sie von einem osteuropäischen Zwangsarbeiter schwanger wurden. Es gibt jedoch verschiedene dokumentierte Fälle von ausgetragenen Schwangerschaften nach 1941 (beispielsweise Wrzesinski 2008). Bei der Bewertung und Verfolgung dieser Beziehungen zeigt sich ein weiteres Mal die Dialektik des gesellschaftlichen Ein- und Ausschlusses von Zwangsarbeiter_innen. Ausländische Arbeitskräfte und Deutsche lebten manchmal, gerade auf Bauernhöfen, eng zusammen, die von nationalsozialistischen Behörden gewünschte „Separierung" (Skriebeleit 2010, S. 14) gab es in der Praxis nicht immer. Auf die Zwangsarbeiter_innen wirkte mit diesem Regelwerk nicht nur eugenischer, sondern massiver ethnischer Rassismus, der eine deutlich sexualisierte Komponente enthielt. Diesen Verordnungen lag die Vorstellung zugrunde, dass die Zwangsarbeiter_innen, die im Deutschen Reich ohnehin stark über ihre Körper definiert wurden, besonders sexuell aktiv

wären. Gemäß dieser Logik sollten sie von den dem „Volkskörper" zugehörigen Frauen ferngehalten und ihre vermeintlich überbordende Sexualität eingedämmt werden. Auch in diesen Erlassen und der Verfolgungspraxis spiegelt sich, wie stark osteuropäische Zwangsarbeiter_innen primär als unkontrollierbare, sexuell ausschweifende *Körper* gesehen wurden.

Auf Frauen, die der „Volksgemeinschaft" zugehörig waren und der freundschaftlichen oder sexuellen Beziehungen zu Zwangsarbeitern verdächtigt wurden, wirkten eugenischer Rassismus und traditionelle Geschlechtervorstellungen, die sich ebenfalls im nationalsozialistischen Regelwerk manifestierten. Frauen, die bereits vor dieser Beschuldigung als promisk, im NS-Jargon „sexuell verwahrlost", oder als „arbeitsscheu" und damit als „asozial" angesehen wurden, waren vulnerabler für die nationalsozialistische Verfolgung als jene, die als konform mit der nationalsozialistischen Ideologie galten (Amesberger/Halbmayr/Rajal 2019, S. 30–35; S. 258–260; Spoerer 2001, S. 202). Sowohl in den nationalsozialistischen Erlassen als auch im Alltagsverstand der regional-ländlichen Gesellschaft zeigen sich eine sexistische und rassistische Projektion und damit eine fast selbsterfüllende Prophezeiung, aus deren Ambivalenz es für osteuropäische Zwangsarbeiter_innen und als liederlich geltende deutsche und österreichische Frauen kaum Entrinnen gab. Zwangsarbeiter, oft auch deutsche und österreichische Frauen, können gemäß dieser Ideologie gar nicht anders, als sexuell verführerisch und ausschweifend zu sein. Sie werden aber bestraft, wenn sie Sexualität außerhalb der Regeln ausleben oder auch nur, wenn ihnen zugeschrieben wird, dies zu tun.

Auch deutschen/österreichischen Männern drohte, hatten sie eine Beziehung mit einer Zwangsarbeiterin, KZ-Haft (Muggenthaler 2010, S. 24; Schneider: 2010, S. 203–204). Die weibliche Arbeitskraft wurde bis zu 21 Tage in Schutzhaft genommen, wenn es als erwiesen galt, dass der Deutsche oder Österreicher das Abhängigkeitsverhältnis ausgenutzt hatte. Im Falle einer als einvernehmlich eingestuften Beziehung wurde die Zwangsarbeiterin im KZ inhaftiert (Schneider 2010, S. 203–204). Für Polinnen war auch Zwangssexarbeit in Bordellbaracken vorgesehen (Bock 1986, S. 439), selbst wenn die Ausländerinnen ein Kind von dem „Volksgenossen" erwarteten (ebd., S. 449). Dass Beziehungen zwischen einem Deutschen oder Österreicher und einer weiblichen ausländischen Arbeitskraft auf dem Gebiet des Deutschen Reiches verfolgt wurden, ist in Regionalstudien und generell als Teil von Erinnerungskultur selten Thema. Margarethe Ruff (2014, S. 89) berichtet von einer Beziehung und einer sich daraus ergebenden Schwangerschaft, aufgrund derer eine Zwangsarbeiterin und ein Österreicher im Gefängnis inhaftiert wurden. Die Frau musste danach wieder an ihrem alten Einsatzort arbeiten, der Mann wurde in ein Arbeitserziehungslager eingewiesen, der Säugling „eingedeutscht". Bernhild Vögel (1989, S. 33) stellt fest, dass Geschlechtsverkehr

„zwischen deutschen Männern und Ausländerinnen (…) als nicht so schwerwiegendes Delikt betrachtet [wurde]. (…) Wie der Mann zu bestrafen sei, wurde nach Lage des Einzelfalls entschieden."

Generell waren viele Zwangsarbeiterinnen Gewalt und speziell sexualisierter Gewalt durch „Volksgenossen" (mitunter auch durch andere Zwangsarbeiter und später auch durch Soldaten der Alliierten während und nach der Befreiung) ausgesetzt. In den meisten Selbstzeugnissen wird jedoch nicht erwähnt, dass der sexuell übergriffige Deutsche oder Österreicher verfolgt worden wäre, manche Zwangsarbeiterinnen erzählen aber von *ihren* anschließenden Gefängnisstrafen (Frankenberger 1997, S. 203–217; Nikitina/Rozhdestvenskaya/Semenova 2008, S. 282; McLoughlin 2013, S. 238–239; Ruff 2014, S. 83; S. 97; S. 160; Laumer 2015a, S. 12–15).

Im Laufe meiner Untersuchung sprachen Interviewpartner_innen Sexualität, Schwangerschaften und Nachwuchs von Zwangsarbeiterinnen während des Nationalsozialismus nur zweimal am Rande an: Antonia Weber erzählte über Janek, den kleinen Sohn einer Polin. Der Archivar Klaus Gras versuchte nach meinem Fund im Bogener Archiv, in dem eine schwangere weibliche Arbeitskraft und die Gewalttätigkeit ihres Dienstherren, einem Bauern, erwähnt wurden, eine weitergehende Thematisierung dieser Geschichte abzuwehren (vgl. Kapitel 5.6.2). Über diese Inhalte wird also in Bezug auf Zwangsarbeiterinnen so gut wie nicht gesprochen – es sei denn, es stehen ausländische Arbeitskräfte, die nach dem Krieg in Bayern blieben, im Mittelpunkt. In diesem Fall thematisieren meine Gesprächspartner_innen Sexualität nicht problematisierend. Stattdessen wird erzählt, wer wen geheiratet hat und wieviele Kinder sie_er hat. Diese nach dem Krieg bestehenden Beziehungen sind somit Bestandteil des ländlichen Alltagswissens. Obwohl Sexualität von Zwangsarbeiterinnen also kaum angesprochen wird, ist eindeutig, dass viele von ihnen während des Nationalsozialismus in der Gegend Kinder gebaren. Sowohl die Listen aus den Arolsen Archives mit den aufgezählten lebenden und verstorbenen Säuglingen als auch die Existenz der „Ausländerkinder-Pflegestätte" in Laberweinting bezeugen dies.

Die genannten Erlasse von Staats wegen, die die Beziehungen zwischen deutschen Frauen und Zwangsarbeitern regelten, bestanden auf dem Land auch als gesellschaftliche Regeln. Allerdings wäre das Übertreten dieser Regeln ohne nationalsozialistischen Verfolgungsapparat und nationalsozialistische Funktionsträger noch nicht lebensbedrohlich gewesen. Dieser Apparat half zusammen mit einer ländlichen, alltäglicheren Wirklichkeit, Beziehungen zwischen Zwangsarbeiter_innen und Deutschen zu ahnden. So kamen sowohl Personal für nationalsozialistische Institutionen und Repressionen als auch Denunziationen, die Verhaftungen nach sich zogen, mitunter aus der ländlichen Gesellschaft. Teilweise setzte sich die deutsche Bevölkerung über nationalsozialistische Bestimmungen

hinweg, es gab aber durchaus Beschwerden über eine „zu humane" Behandlung und Bewachung sowie über „anmaßendes Verhalten, als seien sie [die Ausländer] die Herren des Landes", bis hin zu stereotypen Wahrnehmungen einiger Gruppen als besonders „schmutzig" oder „schmierig" (Schneider 2010, S. 259). Es wurde auch „nach dem Staat" gerufen, was gleichbedeutend mit dem „Ruf nach Regeln, Sanktionen und vor allem nach Erziehungsmaßnahmen" war (ebd., S. 260). Der „verbotene Umgang" ist eines der Vergehen, das der Polizei oder der Partei überdurchschnittlich oft durch Denunziation bekannt wurde (ebd., S. 184). Wie auch Skriebeleit feststellt (sh. oben), fungierten verschiedene Akteur_innen und Organe nebeneinander bei der Ahndung dieser Beziehungen: Nachbar_innen, lokale Amtsträger, Gendarmerie, Kriminalpolizei, „Schlägertruppe SA", Gestapo und SS (Hornung/Langthaler/Schweitzer 2004, S. 351–360). Im Klatsch und Gerücht generiertes Wissen wirkte bei der Verfolgung also oft mit den Mitteln der nationalsozialistischen Polizei und SS zusammen. Zudem entfalteten auch Ideologie oder Deutungsmuster sowie Kommunikationsformen auf verschiedenen Legitimationsebenen gemeinsam ihre Durchschlagskraft. Ideologischer nationalsozialistischer Rassismus, auch sexualisierter Rassismus, verband sich mit alltäglichem rassistischen Wissen, und Versatzstücke dieses rassistischen Wissens lassen sich bis heute finden. Mark Spoerer konstatiert – indirekt – die Rolle von Gerüchten für die Verfolgung der Beteiligten ebenso wie eine gewisse Lust am Skandal bei den Verfolgern – Gerüchte geronnen gewissermaßen in schriftliche Form: „Die vielfach erhaltenen Akten der Sondergerichte lesen sich wie drittklassige Schmuddelromane." (Spoerer 2001, S. 202)

Auch bei den Bestrafungen existierte eine vormoderne und eine modernere Variante. Als vormoderne Bestrafungspraxis ist das Demütigen beteiligter Personen im Ort einzuordnen. Beispiele dafür sind das Haarescheren bei Frauen vor Publikum oder Beschuldigte zum Tragen diffamierender Schilder zu zwingen (Paul 2020a; Schönemann 2023). Diese öffentlichen Sanktionen veranlassten und führten Menschen aus, die keine NS-Funktionsträger waren (Hornung/Langthaler/Schweitzer 2004: 351). Die Hinrichtung von Zwangsarbeitern am Waldrand durch ein Kommando, im Fall der Oberpfalz und Niederbayern einem Kommando aus dem Konzentrationslager Flossenbürg, in Anwesenheit anderer ausländischer Arbeitskräfte, hat sowohl traditionelle als auch moderne Elemente des Strafens. Ab 1943 wurde die Zahl der Hinrichtungen in der Nähe der Einsatzorte reduziert, Zwangsarbeiter häufiger in Konzentrationslagern inhaftiert (Muggenthaler 2010, S. 26–27). Die Gestapo verlagerte die Bestrafung also räumlich nach außerhalb des Dorfes, somit lag sie auch außerhalb des direkt greifbaren ländlichen Wissens.

Sexuelle und freundschaftliche Beziehungen zwischen Zwangsarbeitern und deutschen oder österreichischen Frauen sind aber nicht nur „auf dem Dorf" klatschrelevantes Thema, wenn es um den Komplex „NS-Zwangsarbeit" geht. Dieses Sujet wird auf mehreren Ebenen besprochen und diskutiert:

Wissenschaftliche, journalistische und regional- und lokalgeschichtliche Untersuchungen gewichten diese verbotenen Beziehungen vergleichsweise stark, wenn Alltag und Beziehungen von Zwangsarbeiter_innen thematisiert werden (beispielsweise Paul 2020a; Cicottini 2021; Eschebach/Glauning/Schneider 2023; Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora 2012, S. 96–99, vgl. auch Kapitel 1.3.1). Zudem, wenn zivile NS-Zwangsarbeit überhaupt in Populär- oder Hochkultur repräsentiert ist, ist es der spezielle Themenkomplex der Ahndung von Beziehungen zwischen Zwangsarbeitern und deutschen/österreichischen Frauen, manchmal auch der aus den Beziehungen hervorgegangenen Kindern (vgl. bezüglich „verbotener Umgang" im Film: Baumgärtner 2022, S. 175–210).[73]

Es kam zu der im Prolog erwähnten Hinrichtung, weil der beschuldigte Zwangsarbeiter eine Beziehung mit einer Deutschen gehabt hatte und dieses Verhältnis verfolgt wurde. Das Buch „Verbrechen Liebe" (Muggenthaler 2010) ebenso wie ein Dokumentarfilm (Mocellin/Muggenthaler 2014) mit demselben Titel sind Beispiele für objektivierte Erinnerung an diesen inhaltlichen Gegenstand im Untersuchungsgebiet. Auch die in Kapitel 2.3 erwähnten Marterl und Gedenksteine erinnern an Zwangsarbeiter, deren Verhältnisse zu deutschen Frauen zum Anlass für ihre Hinrichtung genommen wurden. Es gab also in den vergangenen 15 Jahren mittels Lesungen, Einweihungszeremonien der Gedenksteine und durch einen Fernseh-Dokumentarfilm auch auf einer höheren Legitimationsebene gesellschaftliche Erinnerung an die Verfolgung dieser Beziehungen in der Gegend. Weitergehende interessante Fragen sind, welche anderen Faktoren bei der Ahndung dieser (vermeintlichen oder tatsächlichen) Beziehungen eine Rolle spielten. War die Tochter des angesehensten Bauern geschützter als die landlose Dienstmagd? Spielte es für die Wahrscheinlichkeit, wegen einer

73 Baumgärtner (2022, S. 175–204) analysiert u. a. den DEFA-Film „Vergeßt mir meine Traudel nicht" von Kurt Maetzig aus dem Jahr 1957. Weitere Beispiele, in denen Beziehungen zwischen Zwangsarbeitern und deutschen Frauen in Literatur und Film thematisiert werden, sind: Brigitte Reimann (2018): Die Frau am Pranger. Berlin: Aufbau digital. [1. Aufl. 1956]. Die Erzählung wurde verfilmt: Dessau, Maxim (1990): Erster Verlust, DEFA/DDR, 102 Minuten. Ebenso, Hochhuth, Rolf (1983): Eine Liebe in Deutschland. Hamburg: Rowohlt sowie die Verfilmung: Wajda, Andrzej (1983): Eine Liebe in Deutschland, BRD, Frankreich, 132 Minuten. Auf der Seite des Jüdischen Museums Berlin heißt es zu „Eine Liebe in Deutschland": „Ein Vorabdruck des Buchs mit zeitgenössischen Dokumenten in der Wochenzeitung ‚Die Zeit' 1978 führte zur Debatte um die nationalsozialistische Vergangenheit von Hans Filbinger und leitete den Rücktritt des damaligen baden-württembergischen Ministerpräsidenten ein", siehe: Jüdisches Museum Berlin (o. J.): Artur-Brauner-Sammlung. Eine Liebe in Deutschland, https://www.jmberlin.de/brauner-sammlung-eine-liebe-deutschland (Abfrage: 19.3.2023). Eine jüngeres Beispiel ist diese Dokumentation: Rode, Heike/Weller, Tom/Time, Justin (2016): …dass das heute noch immer so ist. Kontinuitäten der Ausgrenzung. Ein Film der Initiative für einen Gedenkort ehemaliges KZ Uckermark e. V. in Kooperation mit der österreichischen Lagergemeinschaft, BRD, 60 Minuten.

Beziehung denunziert zu werden, eine Rolle, ob der polnische Arbeiter als fleißig und fromm galt? Es gibt jedoch zu gänzlich anderen Inhalten in Bezug auf NS-Zwangsarbeit noch deutlich drastischere Wissenslücken. Darüber, wie zivile Zwangsarbeiter_innen generell nach vermeintlichen und tatsächlichen Vergehen bestraft wurden, ob und wenn ja, wie sie Widerstand leisteten, ist überblickshaft beispielsweise sowohl geschichtswissenschaftlich als auch in der public history wenig bekannt. Auch andere Verstöße hatten massive Repressionen zur Folge und bedeuteten in den schlimmeren Fällen ebenfalls, dass Zwangsarbeiter_innen in Arbeitserziehungs- und Konzentrationslager eingewiesen oder ermordet wurden. Ich sehe in der vergleichsweise starken Gewichtung der Verfolgung sogenannter „Geschlechtsverkehr-(GV)-Verbrechen" bei gleichzeitiger Vernachlässigung anderer Verfolgungsgründe, anderer Beziehungsgeflechte von Zwangsarbeiter_innen und anderer Aspekte ihres Alltags sowie der Strukturgeschichte der NS-Zwangsarbeit in der Landwirtschaft, in kleinen Betrieben und in Privathaushalten allgemein die Gefahr, nationalsozialistisch-ideologische Versatzstücke zu reproduzieren.

Es war nicht zuletzt das nationalsozialistische Regelwerk, das diesen Straftatbestand der „GV-Verbrechen" überhaupt schuf, diese Verhältnisse drakonisch bestrafte und dadurch massenhaft Akten produzieren ließ, sie durch ihre Kriminalisierung gewissermaßen überbetonte. Im nächsten Kapitel werde ich darlegen, nach welchen Logiken diese Beziehungen im ländlichen Alltagswissen aufscheinen.

5.6.2 Klatsch: sexualisiert rassistisches Wissen und die Lust am Skandal beim Erinnern an „verbotenen Umgang"

Mit der Ankunft der Zwangsarbeiter_innen im Dorf liegt die Frage nach sexuellen Beziehungen gewissermaßen automatisch in der Luft. Mehrfach wurde mir eine spannende Geschichte mit Happy End erzählt: Eine Frau aus der Gegend, Hausmädchen bei einem Gastwirt, erwartete ein Kind, der Kindsvater war ein polnischer Zwangsarbeiter im selben Betrieb. Dies war gefährlich, die Sanktionierung der jungen Eltern stand im Raum – aber „die Amerikaner" seien rechtzeitig gekommen, noch vor der Geburt des Kindes, das Paar entging einer Bestrafung.

Emily Mühlbauer: „Aber, ähm, Schmiedwirts Katl, die wo, wo die gewesen war beim, beim Schmiedwirt. Die hat den Michael, den letzten, von einem Polen gehabt, von einem Polen.
I: Mhm.
EM: Und die, die hat das Glück gehabt, hat meine Mutter immer gesagt, dass, ähm, entbunden hat, vor die Amerikaner gekommen sind.
I: Mhm.

EM: Nein, nein, nein, nein, als die Amerikaner acht Tage da waren, hat, ist der Michael geboren.
I: Mhm.
EM: Und dann ist der Katl nichts mehr passiert, weil dann die Ausländer Rechte gehabt haben und wenn sie aber acht Tage vorher entbindet, dann wäre es noch ein Nazi, dann hätten sie sie weggetan.
I: Und den Ausländer?
EM: Bitte?
I: Und den Ausländer?
EM: Ja, das, das weiß man ja nicht, wo die hingekommen sind, das weiß man nicht …
I: Mhm.
EM: (…) nicht wahr." (Interview Mühlbauer, Transkript S. 6, TC: 0:13:10)

Auch Johann Brucker, der zum Zeitpunkt des Interviews 83 Jahre alt war, erzählt in unserem Gespräch gleich zu Beginn von einer sexuellen Beziehung eines Zwangsarbeiters und einer Deutschen und davon, wie die Frau – seiner Meinung nach zu Recht – bestraft wurde. Im Laufe des Gesprächs taucht diese Geschichte mehrmals auf, fast immer mit denselben Worten. Klaus Gras, etwa Ende 50 Jahre alt, hatte mir den Kontakt vermittelt und nahm ebenfalls an dem Gespräch teil.

Johann Brucker: „Du musst fragen, ich antworte.
I: Okay. Also, wie wir eh schon geredet haben, mich interessieren, äh, mich interessieren die Russen und Polen und Ukrainer, die da waren.
JB: [Zur Interviewerin] Muss ich mich ein bisschen näher zu dir setzen [lacht].
I: Polen, Polinnen, Franzosen, Kriegsgefangene, die da waren. Was Sie mitgekriegt haben…
JB: Also von Polen, da weiß ich viel. Schau her, da wenn, da hat sich eine abgegeben, dann, hat ein Kind gekriegt, dann is' s' plattat [eine Glatze] g'schert worden dafür. Sin' ihr d' Haar abg'schnitten word'n.
I: Wer war das?
JB: Zur Strafe. Weil s' von 'nem Polen, mit 'nem Polen abgegeben hat. Weil das ist so viel wie Wehrzersetzung, wenn die Deutschen an der Front sind und daheim die Frauen machen so Sachen. Verstehst? Da is' ihr d' Haar recht, recht abg'schnitten word'n, das stimmt scho' auch. Also von den Polen g'sagt, gell, also. Polen haben wir viele da gehabt.
Wenn ich es zusammenrechne, dass da dreißig, vierzig Polen zusammenkommen. (…)
I: Ha… Hat's da tatsächlich, also hat's da so 'nen konkreten Fall gegeben, dass a, eine Frau geschoren worden ist? Weil s' mit 'nem Polen was gehabt hat?
JB: Ja, das hat's schon gegeben.
I: Wer war'n das?
JB: Mei. Da will ich jetzt den Namen nicht sagen, sonst krieg i no Schwierigkeiten da. Net. Des is' net so einfach. Wissen tu ich's, gekannt hab' ich s'aber, hat schon 'nen konkreten Fall geb'n, gell, also dass, aber … will ich jetzt den Namen nicht sagen, weil.

I: Sagen Sie mir das Dorf? [Pause] I kenn' die Leut sowieso net. I kenn' wirklich niemanden da.
JB: Na. Aber das." (Gruppengespräch Brucker, Johann; Gras, Klaus 7. 8. 2013, Transkript S. 1–2, TC: 0:02:18)

Anders verhält es sich mit den Franzosen, auch hier geht es sofort um Sexualität, das ist im Fall der Franzosen, die eben auch grüßten, also sozusagen „eine Sprache hatten", jedoch „a normale Sach'".

JB: „A deutscher Soldat sind Aufseher g'wes'n, net. De ham …
Klaus Gras: Ja.
I: Das heißt, es waren mehrere da?
JB: Dass halt abg'haut sind, und die, überall, wie ich sag', die Polen haben nicht, die sind frei gewesen.[74]
KG: Nein.
JB: Aber die Franzosen, wie ich sag', beim Zacherl hint', in dem kleinen Haus da, 'n deutscher Soldat g'wesen da, hat da den Aufseher gemacht. Der hat aber nicht viel tun brauchen, aber dass auf d'Nacht pünktlich wieder da g'wesen sind.
KG: Dass sie halt alle da sind.
JB: Sonst hätt' er's [nuschelt unverständlich] müssen.
KG: Ja.
JB: Aber da sind [unverständlich] 'n paar Franzosen g'wesen und Ding, na, na, sind stramme Leut g'wes'n auch, gell, also junge Leut auch, weil Soldaten sind ja jung, net.
KG: Ja.
JB: Sind recht zünftig gewesen und grüßt und freundlich, da [hat's?] nix geben.
KG: Aha.
JB: Da ham's au' viele Frauen a wengal g'habt damit, aber [KG und JB lachen]
[laut] wer nicht? Junge Leut! Net.
KG: Ja, ja, na gut.
JB: S' ja a normale Sach', ne.
KG: Scho' klar.
JB: Die deutschen Frauen sind, sind dieselben fortg'wes'n, haben auch ab und zu a weng a Unterhaltung [lacht], ne, is' ne normale Sach'." (ebd. Transkript S. 8, TC 0:28:00)

Das Flirten zwischen einer Deutschen und einem französischen Zwangsarbeiter ist also „a normale Sach'", eine sexuelle Beziehung einer Deutschen mit einem Polen gilt dagegen als „Wehrzersetzung". Brucker reproduziert mit diesen unterschiedlichen Bewertungen der Beziehungen mit französischen und polnischen

74 Mit „frei gewesen" ist hier sehr wahrscheinlich die Tatsache gemeint, dass Pol_innen im Gegensatz zu belgischen, französischen und sowjetischen Kriegsgefangenen nicht in kleinen Lagern, sondern auf den Bauernhöfen, wo sie arbeiteten, untergebracht waren.

Zwangsarbeitern die vom nationalsozialistischen Staat und seiner Polizei durchgesetzte rassistische Hierarchie. Der „leibliche Faktor" unterstützt Bruckers Bewertung: Frauen, um die es hier geht, sind durch zwei – körperliche – Merkmale kenntlich gemacht: „Wenn, da hat sich eine abgegeben, dann, hat ein Kind gekriegt, dann is s' plattat g'schert worden dafür." Ein Kind zu kriegen und der geschorene Kopf sind als körperliche Merkmale Spuren des verbotenen Geschlechtsverkehrs. Die Folge der Haarschur, die Glatze, ist in den Körper eingeschrieben und sichtbar. Der zweifach markierte Körper dieser Frau lebt deutlich in Bruckers Erinnerung fort. Auf meine Frage, wie er von dieser Bestrafungsaktion erfahren habe, antwortet er, dass man das eben gesehen habe, sie habe danach eben eine Glatze gehabt. Er umgeht jedoch meine Frage, wer diese Person war – es gibt hier ein dörfliches Tabu. Der Pole, mit dem die geschorene Frau ein Verhältnis gehabt hatte, sei „weg gekommen", fügt Brucker (ebd. Transkript S. 3, TC: 0:07:25) sehr leise hinzu. Das Kind sei im Dorf aufgewachsen. Brucker hebt diese Episode auf eine allgemeinere, höhere Legitimationsebene, die ideologische Versatzstücke aus dem Nationalsozialismus in sich birgt. Diese Deutung geht über das alltägliche, ländliche Wissen hinaus: Die Frau sei wegen „Wehrzersetzung" bestraft worden, „Wehrkraftzersetzung" war ein genuin nationalsozialistischer Straftatbestand. Ich, die Fragende, müsse das verstehen, denn es sei für Männer sehr demoralisierend, wenn sie in Briefen aus der Heimat lesen müssten, dass ihre Freundin sich „abgibt" (ebd. Transkript S. 4, TC: 0:09:02).

Klaus Gras hat den Kontakt vermittelt, interveniert jedoch im Gespräch und beendet es. Damit beendet er gewissermaßen den Klatsch und die Gerüchteküche. Tatsächlich erzählt Brucker gerne, viel und auch detailliert, an welche Zwangsarbeiter_innen auf welchen Höfen er sich erinnern könne. Als er berichtet, dass das Kind aus der Beziehung mit der „geschorenen Frau" und dem Polen im Ort aufgewachsen sei, sagt Gras:

I: „Hat die [Kind] das gewusst?
Johann Brucker: Denk scho'. (…)
Klaus Gras: Lassen Sie ihn halt in Ruhe.
JB: Fehlt nix, brauchst nicht nachforschen mehr.
KG: Ja, i glaub auch, Frau Laumer, da ist schlicht und ergreifend das Interesse von einem damals dreizehn-, viere…, vierzehnjährigen Buam ein ganz anderes is', ähm, was da erwachsene Frauen g'macht haben, glaub' i, dreizehn-, vierzehnjährige Buam net so interessiert hat. Also das hat man jetzt nicht so exakt …[unverständlich], ne. Aber in Oberalteich, die Frau Heitzer, is', äh, sehr fit und 87." (ebd. Transkript S. 13, TC: 1:17:15)

Der Archivar Gras, der mich zunächst noch sehr begrüßt hatte, da nun endlich die Geschichte des Kriegsgefangenenlagers erforscht werde, lenkt meine Kontakte im Ort recht gezielt und verhält sich sehr ambivalent, wenn tatsächlich nationalsozialistische Verbrechen zur Sprache kommen. Gras hat auch zuvor schon

eine meiner Recherchen abgebrochen. Als er mich im Sommer 2009 in das Stadtarchiv einließ, entdeckte ich dort Dokumente, die darüber Auskunft gaben, dass in Oberalteich kurz nach Kriegsende über finanzielle Hilfen für eine ehemalige Zwangsarbeiterin und ihre im Juli 1945 geborene Tochter beratschlagt worden war. Im Schreiben des Landratsamtes hieß es:

> *„K. S. war von 10. Mai 1941 bis heute bei dem Bauern L. K. in O. in Arbeit. Nun hat K. ein Kind von 3 Monaten und wird ihr die Feldarbeit zu schwer, weshalb sie gerne im Hause arbeiten möchte. K. wurde während ihrer Dienstzeit vom oben genannten Bauern geschlagen und mißhandelt. Ich ersuche, die Sache zu vermitteln. Über den Vollzug ist zu berichten. Dr. Höllerer."*[75]

Ich schreibe den Briefwechsel ab und unterhalte mich mit Gras, der hin und wieder den kleinen Raum verlässt und dann zurückkommt. Er äußert die Vermutung, die ich auch habe: Das neugeborene Kind könnte die leibliche Tochter des Bauern, die Zwangsarbeiterin könnte sexueller Gewalt ausgesetzt gewesen sein. Gras fügt hinzu, dass dies nicht veröffentlicht werden könne, es sei schwierig, so etwas über einen großen Bauern im Ort zu publizieren. Er hält mich an, zu gehen. Der Stadtarchivar ist auch der Klatschverwalter und lässt mich später, nach dem Interview mit Brucker, auch wissen, dass er von „telling history" nichts halte.

Die genannte einstige Zwangsarbeiterin und ihre Tochter konnten über die Stiftung Polnisch-Deutsche Aussöhnung in Polen ausfindig gemacht werden, hatten aber kein Interesse an einem Gespräch mit mir. Später stellt Gras den Kontakt mit Johann Brucker her. Bei dieser Unterhaltung ist er ebenfalls die ganze Zeit über gegenwärtig.

Auf meiner Suche nach Menschen, die mir über ihre Erfahrungen mit Zwangsarbeiter_innen erzählen würden, wurde ich (in diesem Fall nicht von Klaus Gras) auch auf die oben zitierte Emily Mühlbauer verwiesen. Sie hatte sich mit Fotos aus ihrem Besitz an einer Ausstellung zur Geschichte des Dorfes, in dem sie lebt, beteiligt. Sie wurde mir also als Gesprächspartnerin empfohlen. Bei dem Gespräch im Jahr 2010 mit mir war sie über 80. Mühlbauer erzählt, wie oben dargelegt, nicht zuletzt über den polnischen Zwangsarbeiter Wadek, der in ihrer Familie gearbeitet hatte. Bei dem Interview fühlt sie sich bemüßigt, relativ früh klarzustellen, dass sie sich für die Avancen dieses – polnischen – Arbeiters Wadek nicht interessiert habe.

Emily Mühlbauer: „Er ist mit uns aufgewachsen fast, net. Die paar Jahre die er bei uns war.
I: Wa…

---

75 Stadtarchiv Bogen. Der Briefwechsel in der Zeit vom 11.7.1945 bis 6.8.1945 zwischen Landratsamt und Bürgermeister bzgl. der Zwangsarbeiterin und dem Bauern hat keine Signatur. Ich habe die Briefe abgeschrieben, die Abschriften sind im Anhang zu finden.

EM: Ich weiß es nicht, wann er gekommen ist. Das weiß ich nicht mehr.
I: Wie alt war er denn ungefähr?
EM: Sechzehn, sechzehn, als er gekommen ist.
I: Und Sie waren ungefähr?
EM: Ja, ich war, ich bin (…) mit zwanzig heimgekommen und vier Jahre, fünf Jahre war ich weg.
I: Also er war ein bisschen jünger als Sie?
EM: Ja, ja, ja, das ist für mich ein Lausbub gewesen. Nicht dass du meinst, ich hätte mit dem ein Verhältnis gehabt [lacht]." (Interview Mühlbauer, Transkript S. 4, TC: 0:09:33)

Das dörfliche Außen ist bei der Erzählung über den polnischen Arbeiter Wadek sehr präsent. Mit dem „Nicht dass du meinst" wird auf mich, die Interviewerin, und somit auf den Blick von Außen bzw. den Klatsch, dessen Objekt sie sein könnte, Bezug genommen.

Die Ambivalenz, dass mit der Ankunft der häufig jungen Zwangsarbeiter_innen sexuelle Beziehungen im Dorf zwar „automatisch" in der Luft liegen – und dass im Falle einer sexuellen Beziehung, die offenkundig wird, sehr harte Strafen folgen, zeigt sich auch in Mühlbauers weiterer Erzählung:

EM: „Und da ist meine Heimat, mein Elternhaus. Und da hatte man ein bisschen Landwirtschaft gehabt. Und dann hatte man Sträucher rechen müssen, hat man bei den Bauern gefragt, ob man das Holz reintun darf, Sträucher rechen, nicht wahr.
I: Mhm.
EM: Dass man was zu einstreuen hat im Stall. Und so weiter, und dann hat mir er [Wadek], hat er immer gesagt: ‚Er wird mein Bauer, ich werde seine Bäuerin.' Hat er immer gesagt damals. Er hat sich bei seinen Freunden da schon das ausgemalen, dass er da bleibt [lacht]. Und dann hat er mir alles abgenommen, die schweren Körbe tragen, und dann haben wir Reiser [Reisig] gehauen, haben in das Holz gehen müssen, in der Früh schon und haben wir Reiser hauen müssen. Da hat er jedes Bündel gebunden, dass mich ich ja nicht plagen brauche [lacht]." (ebd. Transkript S. 3, TC 0:05:33)

Während der Erzählung, die videografiert wurde, agiert Mühlbauer, wie es einem ehrbaren, keuschen deutschen Mädchen wohl ziemte, sie reenacted die Szene mit Wadek zu einem gewissen Grad, ihre Erzählung hat eine deutlich körperliche Komponente. Es hat den Anschein, als wäre sie wieder ein Mädchen und würde dies ihren Schulfreundinnen erzählen: Umworben zu werden (zumindest wird sie in ihrer Deutung umworben – ob dem tatsächlich so war und falls es so war, welche Strategien ein Zwangsarbeiter zur Verbesserung seiner Lage oder aus politischen Gründen verfolgen mag, sind andere Fragen), ist schmeichelhaft. Gleichzeitig geht aus Mühlbauers Erzählung hervor, dass eine Beziehung mit einem Zwangsarbeiter für sie ausgeschlossen ist, wie sie durch ihr Lachen bekräftigt. Es gibt in der Erzählung eine Bewegung – eine Beziehung hin zu Interaktionen mit

dem Zwangsarbeiter Wadek, die sie als Avancen interpretiert und auf eine gewisse Nähe schließen lassen – und es gibt ebenso Abwehr: Selbstverständlich, für ein ehrbares deutsches Mädchen ist eine Beziehung mit einem Zwangsarbeiter ausgeschlossen. Mühlbauer deutet es als rührend und etwas naiv, dass Wadek ihr trotzdem Avancen gemacht hat. Dieses Quasi-Reenactment bzw. sehr szenische Erzählen deutet ebenfalls darauf hin, dass sie Bezug auf das Außen nimmt, eher in Topiken des Umworbenwerdens, wie „und dann hat er mir alles abgenommen", „dass ich mich ja nicht plagen brauche", und kaum introspektiv-biografisch erzählt.

Sowohl Emily Mühlbauer als auch Johann Brucker sprechen die „in der Luft liegende Sexualität" eigeninitiativ an, Brucker beginnt das über eine Stunde dauernde Gespräch mit der oben zitierten Episode. Schon bevor Mühlbauer diese „in der Luft liegende Sexualität" thematisiert und sich im Gespräch mit mir sofort dagegen verwahrt, damit etwas zu tun gehabt zu haben – „nicht dass du meinst, ich hätte mit dem ein Verhältnis gehabt" –, wurde sie mit ihr in Verbindung gebracht, denn sie hätte es „ein wenig mit einem Belgier gehabt", wie mir gesagt worden war. Es wurde über sie geklatscht und sie wehrt sich dagegen. Es wird nicht zuletzt darüber getratscht, wer mit wem ein Verhältnis hat, zumal ein verbotenes. Sowohl Mühlbauers als auch Bruckers Erzählungen sind durch die Öffentlichkeit im Dorf strukturiert. Johann Brucker erzählt keine Geschichte, die ihn persönlich betrifft, er erzählt die Skandalgeschichte von einer Frau, die – wegen „Wehrzersetzung" für ihn berechtigterweise – bestraft wurde. Die Beziehungen der Frauen mit Zwangsarbeitern werden skandalisiert – und sie werden zum Skandal, weil *Zugehörige* – die jeweiligen Frauen – etwas Skandalöses taten. Brucker thematisiert die Zwangsarbeiter nachrangig als jene, die damals eben auch da waren. Er plaudert gerne, bei dem „weggekommenen" Polen, der mit der geschorenen deutschen Frau ein Verhältnis gehabt hatte, verstummt er nahezu – an dieser Stelle wird der Klatsch zum Gerücht, das weitere Kreise und deshalb mehr Konsequenzen nach sich zieht als der Klatsch. Vermittelt wird dies mithilfe der für ländliche Gesellschaft typischen Medialität – der mündlichen, dialogischen, durch das Außen geprägten Kommunikation. Mühlbauer und Brucker sehen die Zwangsarbeiter in diesen Erzählungen als Gemeinschaftsmitglieder, die ihren – untergeordneten – Platz an einem Hof und eher am Rand der regionalen Gemeinschaft hatten. So lange dieser Platz nicht verlassen wurde, man noch nicht einmal vermuten konnte, dass ein Zwangsarbeiter diesen Platz verlassen wollte, gab und gibt es nichts zu besprechen. Ein nicht regelkonformer, sexuell aktiver französischer Zwangsarbeiter stößt auf Verständnis. Verhältnisse von Deutschen mit Polen dagegen werden anders bewertet, sie sind auch in den nachträglichen Erzählungen konfliktbehafteter, ob nun eine Frau „Wehrzersetzung" beging, eine Frau zwischen Nähe und Abweisung „ihres" Zwangsarbeiters schwankte oder ob „die Amerikaner" rechtzeitig kamen und so doch noch für ein Happy End sorgten. Während des Nationalsozialismus wird die öffentliche

Haarschur – Konzentrationslager wird in dem Fall nicht erwähnt – von Brucker als berechtigte Strafe angesehen.

Deutlich ist, dass die Befragten mit einer gewissen Lust über diese Skandale sprechen. Es gibt keine Erzählungen darüber, dass jemand versucht hätte, eine Beziehung zu verhindern oder ein (vermeintliches) Paar zu warnen. Erinnert wird, was „klatschrelevant" war und skandalisiert werden kann, also solche Beziehungen. Sie werden an dieser Stelle bei Brucker aber mit dem leise gemurmelten „weggekommene Polen", *nicht* mit „über den Horizont gehen", mit Hinrichtung oder Konzentrationslager in Verbindung gebracht. Es wird in einer Art Halböffentlichkeit gesprochen. Brucker, die Informant_innen, die mich auf Emily Mühlbauer hinwiesen, oder auch Kimberly Kellner sprechen über die Sexualität *anderer*. Dies ist geradezu typisch für die „diskrete Indiskretion", den Klatsch. Gegensätzliche Bewertungen des Klatschobjektes sind üblich, sie können missbilligend und mitleidig sind, das Tratschen zeichnet sich durch eine paradoxe Grundstruktur aus (Bergmann 1987, S. 205). Ähnlich gegensätzlich sind auch die Geschichten über die Beziehungen zwischen Zwangsarbeitern und Deutschen. Die öffentliche Haarschur in diesem Fall, ihre Folge – die sichtbare Glatze – und das Gerede darüber führten wohl dazu, dass dies lebendig in Erinnerung blieb. Tratschen dient auch dazu, Menschen sozial zu typisieren (ebd., S. 167), also zu aktualisieren, was man möglicherweise schon vermutet hat: Die Nachbarin oder die „Tochter von" ist promiskuitiv und vielleicht gar nicht so weit davon entfernt, „arbeitsscheu" zu sein. Über das Sexualverhalten der Frauen wäre vermutlich auch gesprochen worden, wären keine Zwangsarbeiter in das Dorf gekommen – allerdings gewinnen die Geschichten mit den ausländischen Arbeitskräften und den gesetzten Verboten an Brisanz. Beziehungen unter Zwangsarbeiter_innen dagegen waren nicht „klatschrelevant" – deshalb wurde Wissen darüber, sollte es jemals in diesen Dörfern und Kleinstädten bekannt gewesen sein, nicht tradiert. Ehen, die es *nach* dem Krieg zwischen einer Einheimischen und einem ehemaligen Zwangsarbeiter oder zwischen Zwangsarbeiter_innen, beispielsweise den Dobiczeks, gab, haftet wenig Skandalöses an. Ich wurde mitunter sehr nüchtern auf diese Beziehungen aufmerksam gemacht. Ehen unter Zwangsarbeiter_innen wie bei den Dobiczeks und den Wrobels sind in der Öffentlichkeit nicht der Rede wert. Ehen zwischen einer Deutschen und einem einstigen Zwangsarbeiter gehen dagegen nicht immer „einfach so durch". So wies mich das Ehepaar Fuchs in sehr lustvoller Klatschmanier auf die auch nach dem Krieg bestehende Beziehung einer Deutschen und eines ehemaligen Zwangsarbeiters, Dagmar Pollmeiers Eltern, hin (vgl. Kapitel 6.3). Das Getratsche, der Blick von Außen, ist bei den Kindern aus diesen Beziehungen, wie Anita Diestler und Rainer Soroka, präsent. So zitiert Anita Diestler die Frage „warum macht sie sich mit 'nem Polen ran?", die ihrer deutschen Mutter aufgrund ihrer Ehe mit einem ehemaligen Zwangsarbeiter gestellt wurde (vgl. Kapitel 6.5, Kapitel 6.6.2).

Während zuweilen begierig getratscht wird und Mühlbauer genüsslich von den Avancen „ihres" Zwangsarbeiters erzählt, bringt Antonia Weber Sexualität zwischen deutschen Frauen und Zwangsarbeitern indirekt zur Sprache. Sie erzählt in einer Runde, die aus meiner Tante, meiner „Oma", meiner Großcousine und einer Besucherin aus München besteht, davon, dass zwei Bauerntöchter ihre Föten abtreiben mussten, weil sie von Zwangsarbeitern gezeugt worden waren. In dieser Erzählung klingen Elemente einer Sage an:

Antonia Weber: „Bei uns im Dorf waren ja so viele Polen, sind, überall in den Häusern haben sie gewohnt. Dann sind zwei recht schöne dabei gewesen, dann sind die zwei größten Bauerntöchter von denen, allen zweien, schwanger geworden. Dann haben's aber die Eltern nicht wissen dürfen, weil das ein großer Bauer gewesen ist, von den Deandla, und dann haben sie sie abgetrieben, hat ihnen ein Doktor geholfen, und dann haben sie alle gesagt ‚die Lungenentzündung haben sie alle zwei', weil sie alle zwei gelegen sind [im Sinne von im Bett liegen], die zwei Schwestern haben, hätten von den Polen da ein Kind gekriegt, gell, dann hat ihnen der Doktor da geholfen zum Abtreiben. Aber später hat man's dann schon aufgegangen [erfahren], weil da hat einer, hat dann eine geheiratet, die aus Prackenbach gewesen ist, Burgmadeandl, Angela, die Andrasz da und der andere hat auch eine geheiratet von Hetzlsdorf und die Kolmermädchen.
Marlene: Die sind dageblieben, die zwei?
AW: Nein, die sind nach Amerika, is' die mit rüber.
Marlene: Ah so.
AW: Ja, die sind nach Amerika, der Andrasz mit der Gela. Und Sandor, das weiß ich nicht mehr. Da sind so viele Polen damals da gewesen.
AW: Sind halt schöne Männer gewesen, dann haben sie halt auch drauf gesponnen.
Oma: Haben die dann abgetrieben oder wie?
AW: Ja, Beindorfer von Blaibach, der hat ihnen immer so geholfen. Von Kreuz, Blaibach, wo der her war. Die Rafferin, die kennst ja auch noch, die hat ihnen immer eine Suppe g'macht, eine Semmelsuppe, weil damals, wenn man ein Kind gekriegt hat, hat man sehr aufgemerkt aufs Essen.
Oma: Ja.
Münchnerin: Hm.
AW: Dann hat sie gesagt, die sagen, die sagen alle zusammen, die Kolmers wissen nur, dass sie eine Lungenentzündung alle zwei haben. Nebenbei waren sie im Bett und haben ein Kind abgetrieben, jede. Jede war schwanger. Die Franz und die Marl.
Oma: Ja, ich weiß schon noch, dass so 'ne Wergl [Mühsal, Beschwerlichkeit, Probleme] gewesen ist, aber da bin ich noch zu jung gewesen.
AW: Ja, die Rafferin hat das alles so g'wusst, weil die ist da oben gewesen, beim Haus, im Häusl vom Würhoim.
Oma: Im Würhoim-Häusl, ja.
AW: Die hat ihnen 'ne Suppe gekocht, den zwei Mädchen da. (Interview Weber, Transkript S. 1, TC: 0:00:05)

Ob sich die von ihr erzählte Geschichte so zugetragen hat, konnte ich nicht herausfinden. Ich hielt es zunächst für sehr unwahrscheinlich, dass zwei Bauerntöchter während des Nationalsozialismus ihre Schwangerschaften abgebrochen haben und verbuchte diese Erzählung – im wahrsten Sinne des Wortes – als Ammenmärchen. Ärzt_innen, die bei der „Volksgemeinschaft" zugehörigen Frauen Abtreibungen durchführten, drohte ab 1943 die Todesstrafe (Behren 2019). Zusätzlich dürften gerade Katholik_innen in der ländlichen Gesellschaft Schwangerschaftsabbrüche nicht befürwortet haben. Doch ergab sich bei meiner Recherche, dass nationalsozialistische Amtsträger bis 1942 über „Abtreibungsseuchen", vor allem bei „Frauen aus der Landwirtschaft", berichtet hatten. Gelegentlich sollen katholische Pfarrer in die Schwangerschaftsabbrüche involviert gewesen sein. Protestantische Ärzte, Hebammen und/oder „alte Weiber"– so der nationalsozialistische Duktus – nahmen demnach Abtreibungen vor. Ein derartiger Bericht ist auch für den Gau Bayerische Ostmark, in dem das Untersuchungsgebiet liegt, überliefert (Bock 1986, S. 162).[76] Es ist also durchaus möglich, dass zwei Bauerntöchter ihre Schwangerschaften abgebrochen haben, erst recht, wenn die Väter Zwangsarbeiter waren. Dieses Ereignis war ein Geheimnis, aber wohl doch ein offenes und damit öffentliches Geheimnis, das selbst Antonia Weber als junge benachbarte Teenagerin erfuhr und weitertrug. Wissensinhalte wie diese, die, zumindest der Erzählung nach, über Hebammen, also Angehörige eines Berufsstands, dem zu dieser Zeit ausschließlich Frauen angehörten, verbreitet wurden und in Zusammenhang mit Schwangerschaften und Geburten standen, bezeichne ich als „Frauenwissen". Mit dem Begriff „Frauenwissen" meine ich in diesem Fall nicht die Sachkenntnis, wie Geburtshilfe professionell ausgeführt wird, sondern Informationen darüber, welche Frau von wem wann schwanger wurde und diese, gerade im Falle ungewollter Schwangerschaften, zu „managen", also mit zu entscheiden, ob es ein Geheimnis blieb, zu einem offenen Geheimnis oder zu einem Gerücht wurde. In dieser Erzählung ist die das Wissen vermittelnde Figur „die alte Rafferin". Angesichts gleich mehrerer Bedrohungen – illegale und geächtete Abtreibungen sowie sexuelle Beziehungen mit Zwangsarbeitern – überrascht die Erzählweise, die eher so wirkt, als sei etwas Harmloses vorgefallen. Gleichzeitig geht der Geschichte nach durchaus etwas Unheimliches vor sich – zwei Frauen lassen heimlich ihre Schwangerschaften abbrechen. Erzählt wird in

76 Gisela Bock (1986: 461–465) stellte fest, dass nationalsozialistische Politik im Vergleich zu den vorhergehenden Jahrzehnten nicht besonders pronatalistisch war; die Propaganda war es jedoch. Finanzelle Zuwendungen, die Natalismus oder eben Familiengründung fördern sollten, erhielten eher die männlichen „Volksgenossen". Spezifisch nationalsozialistisch war die Geburtenpolitik in ihrem brutalen Antinatalismus, also den erzwungenen Sterilisationen und Abtreibungen bei Frauen, die nicht zur „Volksgemeinschaft" gehörten: „Die pronatalistischen Zuwendungen gingen (…) an Männer; das Geld, das [Robert] Ley für die Bezahlung der Hausarbeit von Frauen aufzuwenden vorschlug, hatte Hitler für die Kosten der Ermordung von Frauen und Männern vorgemerkt", schreibt Bock (ebd., S. 465).

der ländlichen Öffentlichkeit jedoch, sie seien an Lungenentzündung erkrankt. Die Geschichte weist sagenhafte Elemente auf. Ihre Struktur ist trotz der Bedrohung, die die Tatsache, von Zwangsarbeitern schwanger zu sein, in sich birgt, einfach: Zwei Schwestern waren zur gleichen Zeit schwanger, ließen die Schwangerschaften zur gleichen Zeit beenden, erhielten von „der alten Rafferin", einer Frau aus dem Ort, eine Suppe, sie heirateten die jeweiligen Männer und „gingen dann nach Amerika". Tatsächlich trugen die Männer ungarische, nicht polnische, Namen. Die Beziehungen zu ungarischen nichtjüdischen Zwangsarbeitern wurden jedenfalls nicht so stark verfolgt wie jene zu polnischen. Sicher ist, dass etwas Bedrohliches vereinfacht und verdichtet in Topiken verarbeitet und weitergegeben wurde. Ungewollte Schwangerschaften dürften bedrohlich gewesen sein, besonders wenn die Frauen sexuellen Kontakt mit Zwangsarbeitern gehabt hatten, auch wenn die Zwangsarbeiter wahrscheinlich ungarisch und nicht polnisch waren. Wie in Jane Addams' (1916, S. 32) Teufelskindsage im Umfeld des Hull House mag das Erzählen der Geschichte dazu eingesetzt worden sein, um Frauen davon abzuhalten, viel auszugehen und als promisk zu gelten. In Webers Erzählung steht aber nicht die Bedrohung im Vordergrund, sondern durchaus die Lust, etwas Rätselhaftes erzählen zu können. Wieder einmal ist die Geschichte von Frauen, die von Zwangsarbeitern schwanger wurden, gut ausgegangen. Im folgenden Kapitel werde ich darlegen, welche Deutungsmuster angewendet werden, wenn die Geschichte kein Happy End hatte und „das Konzentrationslager" am Horizont der Erzählungen aufscheint.

5.6.3 Sagen und Geheimnis: „verräumt" oder „weggeräumt werden" und der „Nicht-Ort" Konzentrationslager

In Kapitel 5.5 wurde auf Anekdoten über – russische – Zwangsarbeiter, die „über dem Horizont", also im Nichts, außerhalb der regional-ländlichen Gesellschaft, verschwanden, eingegangen. Von dieser Topik gibt es eine speziellere Variante, gemäß der dieses Verschwinden in direktem Zusammenhang mit einem konkreten Delikt und damit der Ermordung von Zwangsarbeitern (nicht von Zwangsarbeiterinnen) steht: wenn ausländische Arbeitskräfte ein sexuelles Verhältnis mit einer Deutschen hatten. Dagegen habe ich keine abrufbaren Geschichten zu Bestrafungen von Zwangsarbeiter_innen gefunden, die beispielsweise eines Diebstahls beschuldigt worden sind oder die Ver- und Gebote, die ihre Mobilität betrafen, nicht eingehalten haben.

In den aktuellen Interviews werden die Gerüchte jedoch so vage erzählt, dass die Erzählungen eine Rekonstruktion der Geschehnisse im Sinne einer Oral-History-Methode unmöglich machen. Ein Beispiel für diese ungenaue Rekonstruktion trotz der Erzählungen mehrerer Gesprächspartner_innen zum Forschungszeitpunkt ist die oben erwähnte Geschichte von einem Zwangsarbeiter,

der auf dem Saller-Hof eingesetzt war und in einem Konzentrationslager inhaftiert wurde. Auch die Magd, die eines sexuellen Verhältnisses mit diesem Zwangsarbeiter beschuldigt wurde, ist, so die Erzählung in den umliegenden Dörfern und durch Akten belegt, bestraft worden. Abgesehen von den schriftlichen Dokumenten ist in den expliziten Erzählungen und im impliziten Habitus – man redet darüber und irgendwie doch nicht – deutlich, dass „etwas" vorgefallen ist, doch wird es nie konkret berichtet. Wie oben beschrieben, wich Matthias Saller einem Gespräch mit mir aus. Er beauftragte jedoch seine Frau, mir die Kontaktdaten seiner Schwester zu geben, die 1940 geboren sei und mir mehr erzählen könne. Matthias Sallers Schwester Renate van Helt willigte ein, sich mit mir zu treffen.

Sie bewirtet mich ausgiebig mit Kuchen und erzählt, ohne dass ich aufwendig nachfrage, davon, wie sie und ihr Mann, ein deutscher Vertriebener aus dem heutigen Polen, dessen Familie dort viel Grundeigentum gehabt hatte, an einen Bauernhof in Niederbayern kamen (vermutlich durch das Lastenausgleichsgesetz). Ihre ausführliche Erzählung, die etwa eine Stunde dauert, kreist um Erbschaft und Eigentumsverhältnisse, die ihre Familie und die ihres Mannes betreffen, ebenso wie um die Bewirtschaftung ihrer Höfe. Diese Beschreibung ist so detailliert, dass ich aus dem Material einen Mehrgenerationenroman einer wohlhabenden Gutsfamilie schreiben könnte. Sie erzählt, wie viel der Hof wert ist, den ihre Tochter von ihr geerbt hat. Sie erzählt von einem gefährlichen, Existenz bedrohenden, Hochwasser und der Erziehung ihrer Kinder. Auf ausländische Arbeitskräfte auf dem Bauernhof ihrer Eltern angesprochen, bestätigt Renate van Helt schließlich, dass sie sich an Namen erinnern könne und dass „ein Hausmädchen mit einem Ausländer was angefangen" habe und eingesperrt worden sei. „Die [das Hausmädchen] haben sie bestimmt umgebracht", so schätzt Renate van Helt lapidar die Lage ein, wechselt dann das Thema, spricht vom Steiner-Bauern, der Ortsgruppenleiter war, und ihrem Schwiegersohn, der Ahnenforschung betreibe. Das „bestimmt umgebrachte" Hausmädchen ist in van Helts Erzählung Randthema, nachdem sie ausführlich über die Bewirtschaftung und ökonomische Struktur der auf ihre Familie aufgeteilten Bauernhöfe gesprochen hat.

Auch Emily Mühlbauer flicht die Erzählung, dass Zwangsarbeiter hart bestraft wurden, eher kurz in ihre Erzählung ein:

Emily Mühlbauer: „Und da haben sie [die Zwangsarbeiter] sich eben getroffen, und da hat sich er ein bisschen wichtig gemacht, nicht wahr, weil er, er, er hat da, ja, jeder hat, jeder hat geschrien: ‚Wadek, o Wadek', und da haben wir ihn alle, haben wir ihn alle gern gehabt, den Kerl.

I: Mhm, und wie hat er sich da wichtig gemacht?

EM: Aber hat er. Die haben sich ja nicht, nicht, nicht rühren dürfen, so lange wie die Amerikaner nicht da waren.

I: Ach so.

EM: Die haben sich ja nicht, die haben sich nicht äußern dürfen über irgendwas, es sind ja Gefangene gewesen.
I: Mhm, und was wäre passiert, wenn sie sich doch geäußert hätten?
EM: Ach ja, dann wären sie erschossen worden.
I: Ach so.
EM: Da hat es keinen Pardon gegeben.
I: Aha, wer, wer hätte es dann gemacht?
EM: Bitte?
I: Wer hätte es dann gemacht, wer hätte sie erschossen?
EM: Ja, die, die Nazis, die Militär oder, oder Polizei oder ich weiß es auch nicht, wer. Aber die sind verräumt worden.
I: Okay, ist das auch schon einmal passiert, dass jemand verräumt worden ist?
EM: Natürlich, ja.
I: Wissen Sie noch andere Geschichten, wo jemand verräumt worden ist?
EM: Eigentlich weiß ich nichts. (…) Weil wenn es nicht in das Gebiet von Kinder bekommen reingekommen ist, dann, dann weiß ich nichts, weil ich dann mit niemanden zu tun gehabt hab', net.
I: Mhm." (Interview Mühlbauer, Transkript S. 5, TC: 0:11:12)

Emily Mühlbauer „weiß eigentlich nichts", sagt sie. Die Geschichte vom Saller-Bauernhof, nach der ein Zwangsarbeiter und eine der Volksgemeinschaft zugehörige Frau verfolgt wurden, tauchte im Rahmen meiner Feldforschungsaufenthalte mehrfach und wiederholt auf, die Gesprächspartner_innen, die diese Geschichte andeuteten oder erzählten, verwiesen damit zum Teil konkret auf Personen, die darin involviert waren, wie etwa die Saller-Bauern. Doch trifft der Begriff „Topik" den Sachverhalt besser als das Wort „Geschichte": Die Befragten erzählen das Motiv vage, Namen der Zwangsarbeiter werden in diesem Fall nicht, allenfalls ihre Nationalität wird erinnert. Die Interviewten kennen jedoch die Namen der Frauen und nennen diese zum Teil auch. Es ist nicht klar, ob die Gesprächspartner_innen es nicht verbalisieren, was genau passierte, etwa, wer die Betroffenen denunzierte, wo sie inhaftiert wurden, oder ob sie es nicht wissen. Was mit den Betroffenen geschah, wird mit der Konstruktion „Die sind verräumt worden" oder „weggeräumt worden" umschrieben. Diese Motive tauchen zwar jetzt noch auf Nachfrage auf, werden aber sehr ungenau erzählt. Ich vermute, dass diese Geschichten um „bestrafte Zwangsarbeiter" – oder in der Logik des Dorfes treffender ausgedrückt: „Geschichten um junge Mädchen, die ein Verhältnis mit einem Polen oder Serben hatten und dafür büßen mussten" – aus den ländlichen Erzählungen verschwinden oder nur noch verklausuliert erzählt werden werden. Der Kern der ursprünglichen Erzählung wird irgendwann nicht mehr ausgemacht werden können. Denn schon jetzt fällt es schwer, in der Topik greifbare Fakten zu identifizieren, die weitergegeben werden könnten. Was jedoch auffällt, ist vages

Formulieren und zum Teil Schweigen – aber auch mein eifriges Nachfragen, weil das Rätsel gelöst werden will.

Mühlbauer berichtet von der Verfolgung einer Deutschen und eines Zwangsarbeiters, da es „das Gebiet der Kinder" tangiert, also das Gebiet, das sie eigentlich relevant findet und in dem ihre Schwester Expertin war. Die Episode erinnert an Antonia Webers Sagengeschichte von den zwei Abtreibungen, bei der wieder Schwangerschaft und eine Helferin – bei Antonia war es „die alte Rafferin", bei Mühlbauer ist es die als Hebamme fungierende Schwester – im Mittelpunkt stehen.

Emily Mühlbauer: „Wir haben zum Beispiel, meine, meine Schwester war auch Hebamme in Konzell. Da ist ein, ein, ein, ein, ein alter Mann und seine Tochter, die haben da auch so ein Anwesen gehabt, und die Tochter hat, ist schwanger geworden von einem, einem Ausländer. Und meine Schwester hat sie noch entbunden. Und ist es lautmäulig [bekannt] geworden, dass es ein Ausländer ist, der Vater. Dann haben sie sie abgeholt.
I: Mhm.
EM: Und haben sie weg. Und gesehen hat man nichts mehr davon.
I: Und wer ist abgeholt worden?
EM: Das Mädchen zusammen mit dem Kind.
I: Und der Mann, der Ausländer?
EM: Ja, den glaube ich, den weiß ich nicht, wo der hingekommen ist, das hat man nicht gehört.
I: Wissen Sie, welche Nationalität der gehabt hat?
EM: Das weiß ich nicht, nein." (ebd. Transkript S. 5, TC: 0:12:48)

Etwas später:

I: „Mhm, und wo haben die dann gewohnt in Konzell? Die Frau, die dann weggekommen ist? (…)
EM: Das ist, ähm, aus H., hat man gesagt. Und der alte Mann, der ist schon längst gestorben. Der war damals schon sehr alt, wie der Vater, gebrechlich eben, wie alt dass er war, weiß ich auch nicht. Aber er hat eben viel geweint. Weil meine Schwester und ich sind damals hin und hätten gefragt, ob er er nichts gehört hat von ihr, nicht wahr. Dann hat er viel geweint und hat gesagt: ‚Nein, nichts mehr gehört.' (…)
I: Und sie ist nie wieder zurückgekommen?
EM: Nein, nein. Die haben sie erschossen.
I: Die Frau ist erschossen worden?
EM: Jaja.
I: Und das Kind?
EM: Ja, auch glaube ich. Die sind ja, die sind doch, jaja, umgebracht worden, die, die Mädchen.
I: Okay, und das war eine Deutsche? (…) Okay, aber der Vater war Ausländer?

EM: Der Vater war Ausländer, Gefangener. Und die Gefangenen haben sich nicht rühren dürfen, nicht wahr.
I: Mhm.
EM: Die hätten das nicht tun dürfen, da durfte ja nicht einmal reden mit denen.
I: Mhm, und wie hat dann die Polizei von so etwas erfahren?
EM: Das weiß ich auch nicht.
I: Mhm.
EM: … Wenn es einen nicht angegangen ist." (ebd. Transkript S. 6–7, TC: 0:14:52)

Wenn auch kaum konkrete Geschehnisse dargelegt werden, ist auch hier das Motiv, „Junges Mädchen hatte ein Verhältnis mit einem Polen / Serben und musste dafür büßen / wurde unangemessen hart bestraft", sehr präsent. Und: Es wird bedauert, dass die Frau „erschossen" wurde und nicht gerettet werden konnte. Zum Teil gibt es für dieses Bedauern des Todes / der Bestrafung der jungen Frauen keine Worte. Es ist eine tragische Geschichte, der Vater der Beschuldigten habe „viel geweint". Mühlbauer weiß aber auch nichts Genaues, denn es ist „einen nicht angegangen". An dieser Stelle endet also die diskrete Indiskretion, der Klatsch.

Ein weiteres Interview mit Sepp Ganghofer ist von einer Atmosphäre der Überwältigung geprägt, die nicht in Worte gefasst wird, wenn er über deutsche Frauen spricht, die Kinder von Zwangsarbeitern bekamen und deshalb verfolgt wurden. Der Zwangsarbeiter wird dagegen – abgesehen davon, dass er die Verführung und das Verhängnis der jungen Frau war – kaum eingeführt und erscheint als nebensächlich. Ganghofer war mir als „Kini" (König) und „Sprachpabst", also gewissermaßen als Experte für bayerische Geschichte, auch Sprachgeschichte, empfohlen worden. Und so nahm er sich nicht nur für ein ausführliches Gespräch mit mir Zeit, er führte mich nach dem Interview auch in ein Extrazimmer seines Hauses. Der separate Raum, im Winter nicht geheizt, ist dem bayerischen König Ludwig II., der im 19. Jahrhundert gelebt und gewirkt hatte, gewidmet. Im Zimmer befinden sich aber auch Exponate, die auf den Verein „Weißblau Königstreu", in dem Sepp Ganghofer aktiv ist, verweisen. „Weißblau Königstreu" bemüht sich um das Andenken an die Zeit, als Bayern noch ein Königreich war. Ganghofer ist im Verein „Weißblau", der 68 Mitglieder zählt, aktiv und hat einen musealen Raum geschaffen – er gibt sich redlich Mühe, die Geschichte in Objekte und deren Arrangements zu bannen. In diesem Extrazimmer sind also verschiedene Artefakte angeordnet, beispielsweise Porträts des Königs auf Bildern und Vasen, Schriftstücke in altdeutscher Schrift, aber auch Fotos von den Aktivitäten des Vereins, zum Beispiel vom Besuch des Schlosses Neuschwanstein gemeinsam mit Petra Schürmann. Petra Schürmann war lange Jahre Moderatorin des Bayerischen Rundfunks. Sie dürfte in Bayern allen bekannt sein, die dort bis in die 1980er Jahre das Regionalprogramm sahen. Kurz: Ganghofer gibt sich als anerkannter Experte zur bayerischen Geschichte, und ist mir als solcher auch empfohlen worden.

Während Ganghofer, der Geschichtsexperte, sonst bestimmt und viel spricht, beginnt er bei jenem Thema zu verfolgten Zwangsarbeitern und deutschen Frauen zu murmeln. Er will die Namen der bestraften Frauen nicht nennen, sagt, dass er „keine Probleme will". Und doch hat dieses Thema für ihn überwältigende Kraft, es ist ein Inhalt, der nicht in Phrasen – oder Objektivationen – gebannt werden kann, während er beim Thema „Königreich Bayern", „bayerische Sprache" und „König Ludwig II." um Sinnzuschreibungen nicht verlegen ist. Er sagt über sich: „Ich bin ein bayerischer Patriot."

Sepp Ganghofer: „Und jetzt zeig' ich dir noch den, den Atlas von '42 [1942].
I: Und haben Sie irgendwann mal was gehört, dass jemand, ähm, tatsächlich bestraft worden ist, weil es irgendein Verhältnis gegeben hat zwischen einer Deutschen und einem… Was hat man da gehört?
[Interviewteil fehlt]
I: Wer war denn das oder was ist da …?
SG: Ja, dann ist ja der Amerikaner gekommen, ne. Ich kann ja das, den Namen nicht sagen.
I: Aber es waren zwei Fälle?
SG: Mmh.
I: Ja, das wär' jetzt, das würde mir schon helfen, wenn Sie's sagen würden, also, es geht mir ja nicht drum, dass ich da…
[30 Sekunden andauernde, aufgezeichnete Stille, dann Tonband zu Ende] (Interview 1, Ganghofer, Sepp 7. 1. 2014, Transkript S. 4–5, TC: 00:16:38)

Das Interview wird fortgesetzt, wir sehen uns den Schulatlas aus dem Jahr 1942 an. Ich spreche die Verhältnisse zwischen Zwangsarbeitern und Deutschen noch einmal an, er reagiert nicht, blättert im Atlas, dann:

SG: „Da hat kein Mensch, hat kein Mensch 'nen Finger gezeigt auf die [Tochter eines Zwangsarbeiters].
I: Und ihr Vater war Pole? Oder Serbe? Oder …
SG [leise]: Ein Serbe wahrscheinlich.
I: Ein Serbe. Und das weiß keiner, wo der hingekommen ist, oder? Oder wie der geheißen hat?
SG [flüstert unverständlich, dann]: Ich weiß keinen Namen. Na ja, und als die Amerikaner gekommen sind, die haben natürlich die gleich, die, die Serben gleich auf'n Lastwagen raufgetan. (Interview 2 ebd. Transkript S. 7, TC: 00:05:48)

Sepp Ganghofer nennt die Namen der Frauen, die wegen ihrer tatsächlichen oder vermeintlichen Beziehung mit einem Zwangsarbeiter verfolgt wurden, nicht. Ebenso wie Johann Brucker sich geweigert hat, zu erzählen, wer die Frau war, deren Haar geschoren wurde, weigert sich auch Sepp Ganghofer. In einer Gesellschaft, in der es als selbstverständlich gilt, zu wissen, was sich im Leben der Nachbarin abspielt, sind die verfolgten Frauen fast gänzlich aus dem gesellschaftlichen

Wissen verschwunden. Die Namen können zumindest bei den Interviewten als Tabus im Sinne Émile Durkheims bezeichnet werden: Namen von Verstorbenen – oder in diesem Fall jene, die vom NS-Staat verfolgt, inhaftiert oder mit dem Tode bedroht wurden – werden nicht genannt. Dabei schwingt durchaus die Angst vor Ansteckung mit – die unschönen Geschichten könnten noch näher in das eigene Umfeld, in die eigene Familie rücken. Die Folgen, die eine Nennung des Tabus nach sich zieht, wäre verheerend. Selbst das Eingeständnis, dass es eine Beziehung zwischen einer Deutschen und einem Zwangsarbeiter gab, wird von Ganghofer geflüstert und nicht ausgesprochen: „Ich weiß keine Namen." Die Erinnerung an den beteiligten Zwangsarbeiter ist dagegen so irrelevant, dass erst gar kein Tabu oder Geheimnis aufrechterhalten werden muss. Der Serbe verschwand auf einem Lastwagen, „als die Amerikaner kamen". Die Frauen Emily Mühlbauer, Therese Lohmeier und Gisela Schmidt, die sich alle nicht als offizielle Geschichtsexpertinnen sehen, nennen die Namen der verfolgten und im Konzentrationslager inhaftierten Frauen. Es gibt eine gewisse Nähe zu den bestraften Frauen. Wären sie selbst etwas älter gewesen oder ihr Umgang mit einem Zwangsarbeiter von Nachbar_innen falsch interpretiert worden, hätte es schließlich sie selbst treffen können. Namen oder Details zu den ermordeten Zwangsarbeitern erzählen auch sie nicht. Es gibt zwar Verweise auf ein Tabu, so sagt Therese Lohmeier: „Da weiß heut niemand nix mehr und kein Mensch sagt nix mehr", allerdings lässt sie selbst sich zu einer Erzählung hinreißen. Als ich ihr einen Namen von einer Dienstmagd nenne, die im Konzentrationslager inhaftiert wurde, pausiert Therese Lohmeier, um dann mit den Worten zu schließen: „Ich glaub, die haben sie weggeräumt."

Therese Lohmeier: „Da ist auch nix aufgekommen, nich'. Wenn wirklich etwas. Das hat ja ganz geheim geh'n müssen, weil die hat der deutsche Staat damals ja alle fort ins KZ.
I: Is' da mal jemand ins KZ gekommen? Wissen Sie da was?
TL: Nein, da weiß ich nix. Da weiß ich nix bei uns da nich'.
I: Kennen Sie O. E.?
TL: Wen?
I: O. E.?
TL: Nein. Die …vom Hochholz, gell?
I: Mmh.
TL: Die haben sie weggeräumt, ne.
I: Warum? Weiß ich gar nicht.
TL: Hat … Die, mein' ich, hätt', die, mein' ich, hätt' 'n Kind gekriegt von 'nem Gefangenen, oder wie, weiß nicht. Die ist vom Hochholz.
I: Wo ist das Hochholz?
TL: Gehört zu Konzell, da draußen, wo's Richtung Elisabethszell zu geht, da draußen. Und da war 'ne O. E., und die haben sie dann, die ist ins KZ gekommen. Und die hat ein Kind gekriegt. Ja, da, mein' ich, hat sie noch nicht entbunden gehabt.
I: Mmh. Und von wem war dann das Kind?

TA: Da haben sie gesagt von 'nem Gefangenen.
I: Wo hat dann die gearbeitet, wissen Sie das?
TA: Das weiß ich nicht. Das weiß ich nicht [räuspert sich].
I: Wer hat das dann erzählt?
TL: Bitte?
I: Wer hat das denn erzählt?
TL: O mei, Deandl [Mädchen], das weiß i nimmer, das ist etwas Altes.
I: Aber das interessiert mich ja.
TL: Ja. Aber da weiß heut niemand nix mehr und kein Mensch sagt nix mehr …
I: Mmh.
TL [Pause]: … was da gewesen ist." (Interview 7, Lohmeier Transkript S. 4–5, TC:0:02:11)

Eine weitere Erzählung kommt von Gisela Schmidt:

Gisela Schmidt: „Hm. Du, du hast nicht gewusst, da hast deinen Freund schon gut kennen, kennen müssen, dass du deine Meinung gesagt hast, weil du hast nicht gewusst, wer's ist, der dich nicht … meldet, dass du irgendwo ins KZ kommst, gewusst hast du's, aber vorstellen hast du's dir nicht können genau, was dort geschieht. Man hat halt gewusst, dass es so etwas gibt, wie ab und zu dort welche hingekommen sind.
I: Wer ist dahin gekommen?
GS: Zum Beispiel … vom Saller Kelburg, Saller-Bauer, sagen wir, die, die Dirn ist schwanger geworden vom Polen. Dann ist der Pole fortgekommen und die Magd, die Dirn, fortgekommen. Und nix mehr hast gehört.
I: Und, äh …
GS: Ein paar Klamotten sind heimgekommen.
I: Wie hat'n die Magd geheißen?
GS: K. I. von Gossersdorf, der ihre Tante ist es gewesen. Hm, weiß nicht mehr, wie sie geheißen hat. Fellner!
I: Fellner?
GS: Ja.
I: Und wie noch?
GS: Mathilde.
I: Und die ist nie wiedergekommen, oder?
GS: Nein. Da hast nix mehr gehört von der.
I: Und …
GS: Vom Polen auch nicht mehr.
I: Wie hat der Pole geheißen?
GS: Keine Ahnung. Weil das vom Saller-Bauern der Pole war, nicht von uns.
I: Sie wissen überhaupt nicht, wie der geheißen hat?
GS: Nein.
I: Ähm, könnten Sie mir genau erzählen, wie Sie das mitgekriegt haben?
GS: Ja, das ist halt erzählt worden, dass die Magd schwanger ist.

I: Wer hat das erzählt?
GS: Das hat man, mei, das sind die Nachbarn gewesen… Mein Gott, ich war ja noch ein Kind. Das, mit zehn Jahren damals. Da hast du's halt so mitgehört, net, dass die schwanger ist und dass sie sagen, sie soll sagen, dass, in dem Bauernhof hat auch noch ein Behinderter gearbeitet, sie soll sagen, der Behinderte ist es gewesen und nicht der Pole, dann kommt sie vielleicht durch, weil's die Leute schon gewusst haben, dass sie ins KZ kommt und dass sie das kaum überleben wird und genauso war's.
I: Sie hat's nicht überlebt?
GS: Nein. Die ist nicht mehr zurückgekommen.
I. Wissen Sie, in welches Konzentrationslager …?
GS: Nein, das hast ja gar nicht gehört. Du hast keinen Namen gehört von 'nem Konz…, des ist so geheim gehalten worden! Wir haben nicht gewusst, in Dachau und da und da überall und hinten, da in Flossenbürg, das, meinem Mann seine Tante war in Floß und Flossenbürg ist 'ne Viertelstunde weg, die haben nicht gewusst, was genau da hinten geschieht!
I: Aber was haben die vermutet? Aber was hat man …?
GS: Dass, nix, dass da irgendwas Schlimmes ist, weil rundum Stachelzaun gegangen ist und weil's abgeschottet ist gewesen.
I: Und was haben die dann erzählt über Flossenbürg?
GS: Die, die war in Floß, die Tante, und die, wenn zu Besuch gekommen ist, die hat nicht gewusst, was da geschieht unter dem Zaun. Was da geschieht.
I: Weil ich glaub', nach Flossenbürg in das Lager, da muss ja, da müssen ja Bauern auch was reingeliefert haben, vielleicht auch Lebensmittel.
GS: Nein. Nein! Nein!" (Interview Schmidt, Transkript S. 1–2, TC: 0:03:01)

Beim Konzentrationslager beginnt – in Gisela Schmidts und Therese Lohmeiers Deutung – das Nichts beziehungsweise das Nicht-Wissen, das Geheimnis. „Man hat es sich nicht vorstellen können", es war „geheim", was im Konzentrationslager vor sich ging – und sie können „es" sich heute noch nicht vorstellen. Dem Zwangsarbeiter und der deutschen Magd war „ein Konzentrationslager", irrelevant ob Dachau, Flossenbürg oder eines der Außenlager, zum Verhängnis geworden.

Selbst die im Nachbarort Floß ansässige Tante wusste laut Gisela Schmidt nichts über das KZ Flossenbürg. Diese Vorstellung, das Leben im Konzentrationslager sei geheim gewesen, wird umso mehr aufrechterhalten, als diese Tante nur etwa sechs Kilometer entfernt vom Lager wohnte. Aber auch für sie endete in der heutigen Deutung das Wissen am Stacheldrahtzaun. Auf mein Insistieren hin gibt es keine Erklärung, keine Sprache für das Konzentrationslager. Es gibt ebenso keinen Anknüpfungspunkt im alltäglichen Wissen zum heutigen Gedenkort.[77]

77 Die KZ-Gedenkstätte Flossenbürg ist als Gedenkort für nationalsozialistische Verbrechen tatsächlich vergleichsweise spät institutionalisiert und ausgebaut worden. Sie befindet sich seit dem Jahreswechsel 1999/2000 in staatlicher Trägerschaft, im Jahr 2007 wurde dort eine Dauerausstellung eröffnet (Skriebeleit 2009, S. 354–355). Aber gerade für das Konzentrationslager Flossenbürg gilt, dass es auch während des Nationalsozialismus keinesfalls

Gisela Schmidt erinnert sich an den Namen des „Polen des Saller-Bauern" nicht – dies ist gemäß der Deutungsmuster in dem Dorf auch nicht relevant, es handelte sich nun einmal nicht um den „eigenen" Polen. Der Platz des Zwangsarbeiters innerhalb der Region war auf dem Saller-Hof. Für das doch rätselhafte, Verschwundensein und -bleiben der beschuldigten Frauen gibt es bei den Interviewpartnerinnen topisches Repertoire: Diese sind „weggeräumt oder verräumt" worden – der Pole ist „weggekommen" (leise ausgesprochen von Brucker) – von Nazis, Militär, Polizei, man „hört" „nichts mehr von ihnen". Allerdings spricht Emily Mühlbauer auch davon, dass „die Mädchen" „erschossen" und „umgebracht" worden seien. Es ist „etwas Schlimmes".

Die Beschuldigten verschwanden an einem Ort, der mit einem Geheimnis umgeben ist und für den es offensichtlich keinen sedimentierten Wissensbestand in der Gegend gibt. Die einzigen Spuren des Unerklärlichen sind Kleidungsstücke der Inhaftierten, die, so die Erinnerung, vom Konzentrationslager den Weg zurück in das Dorf fanden. Einmal mehr weisen die Erzählungen sagenhafte Elemente auf: Etwas Unheimliches, Rätselhaftes ist geschehen, Kleidung ist alles, was geblieben ist. Befragte in der regional-ländlichen Gesellschaft wie Emily Mühlbauer, Therese Lohmeier und Gisela Schmidt verarbeiten das Rätselhafte, indem sie es „jenseits des Horizonts", außerhalb der Dorfgrenzen, lokalisieren, wo sie, wenn es so deutlich genannt wird, „erschossen" werden. Innerhalb des eigenen ländlichen Horizonts hat die Ermordung des Zwangsarbeiters, zumindest in der heutigen Deutung, keinen Platz. Der polnische Zwangsarbeiter und die deutsche Dienstmagd müssen in der aktuellen Erzählung die Grenzen des Dorfes überschreiten, um dort, wo das ländlich-regionale Wissen endet, ermordet werden zu können. So erzählt Gisela Schmidt weiter:

Gisela Schmidt: „Ja, darum hätten sie ihr ja immer vorgesagt, Sparrer hat der Behinderte geheißen:…
I: Mmh.
GS: … ‚Sag doch, der Sparrer war's!'
I: Mmh.
GS: ‚Nicht der Pole.'

---

exterritorialen Charakter hatte, also ein Ort gewesen wäre, wo für die Einwohner_innen Flossenbürgs und der umliegenden Dörfer das gesellschaftliche Wissen endete. Jörg Skriebeleit weist darauf hin, dass das Lager das Dorf Flossenbürg ökonomisch, politisch und sozial beherrschte. „Die Interaktion zwischen Dorf und KZ war mehr als nur eine Nachbarschaft, wie sie für andere Lager konstatiert wurde, sie lässt sich nur als völlige Dominanz des Lagers über den Ort charakterisieren" (ebd., S. 47). Ab 1942 war das Lager immer weniger an den Ort Flossenbürg gebunden, „Flossenbürg" erstreckte sich durch ein System von Außenlagern auf 100 Orte in Bayern, Böhmen und Sachsen (ebd., S. 49), vgl. Skriebeleit, Jörg (2009): Erinnerungsort Flossenbürg. Akteure, Zäsuren, Geschichtsbilder. Göttingen: Wallstein.

I: Mhm.
GS: Und sie hat immer wieder gesagt, das weiß ich noch so gut, weil das war ja damals, das kann man sich ja vorstellen, das war ja für, für die Gemeinde und für alle war das so… was Schlimmes. Und dann hat es geheißen, der, der Pole wird gehängt hinten, da wo meine Tochter … Obermeier, Viehhändler, Obermeier, da wird er gehängt, in dem zum Berg oben, dann sind da … die narrisch [ärgerlich] geworden und haben gesagt …
I: Was?
GS: Geschimpft haben sie so, die Nachbarn da, da oben da, am Geiersberg, dass sie da … nicht einverstanden sind, wenn sie den Polen aufhängen da oben, dann ist er ins Konzentrationslager gekommen, wie sie auch. Wohin, weiß man nicht. Heute nicht. Ich glaub', dass das niemand nicht weiß, wo die hingekommen sind.
I: Das gibt's doch nicht. Und die Verwandtschaft von der … die hat das auch nicht herausgefunden?
GS: Nein. Mh. Mh.
I: Und wo hätte der aufgehängt werden sollen, der Pole?
GS: In [unverständlich]…berg [Geiersberg?].
I: Wo, wo ist das?
GS: Gossersdorf, da geht's doch dann durch Gossersdorf durch und dann geht's direkt am Geiersberg.
I: Und da wollte jemand, dass das nicht, dass der nicht …
GS Die Nachbarn alle am Geiersberg …
I: Hm. GS: … haben protestiert, dass ist ihnen dann doch durchgegangen, dass er da oben nicht gehängt ist worden. Hm … hm …
I: Gibt's da noch andere, die sich an das erinnern könnten? … Die vielleicht Ihr Alter haben oder Familie oder d…
GS: Nicht mehr leicht. Ich weiß niemanden mehr. Weil das ist die eine, die Poiger Resi da hinten, weil da haben wir grad' heut noch von Ihnen telefoniert, da haben wir auch das Thema gehabt dann. (ebd. Transkript S. 3, TC: 00:11:03)

Die Tatsache, dass Zwangsarbeiter in Konzentrationslagern inhaftiert wurden – oder im Jargon der Interviewten dahin „verräumt" wurden –, wird immer im Zusammenhang mit sexuellen Beziehungen zu deutschen Frauen erzählt. Folgt man dem Konzept des abrufinduzierten Vergessens, werden also andere Sachverhalte, beispielsweise Bestrafungen wegen anderer Vergehen und anderer Beschuldigungen, vergessen bzw. können nicht so leicht abgerufen werden. Und: Indem die Interviewten Verfolgung und mögliche Ermordung des Zwangsarbeiters außerhalb der ländlichen Gemeinschaft verorten, wird eben dies, die Konzentrationslagerhaft und die Tatsache, dass die ausländische Arbeitskraft dies möglicherweise nicht überlebt hat, vergessen.

Die Beteiligung der Dorfgesellschaft an der Verfolgung dieser Beziehungen ist tatsächlich ein Tabu, „Nazis, Militär, der Staat" haben die Beteiligten ins KZ gebracht, von wo die Frauen „nicht mehr zurückkamen". Das Beispiel des

Saller-Hofes zeigt: Schön ist die Verfolgung des Zwangsarbeiters und der Magd des eigenen Hofes gemäß der ländlichen Kommunikation vor Ort aber nicht. Es ist durchaus ein Makel, dass der „eigene" Zwangsarbeiter ermordet oder im KZ inhaftiert wurde. In der ländlichen Gesellschaft zum Interviewzeitpunkt wird versucht, gewissermaßen nicht angesteckt zu werden, zu vermeiden, dass der Makel auf eine_n selbst übergeht. Gisela Schmidt beschreibt im Interview, dass es für die Sallers ein Leben lang „ein Drama" war.

I: „Und haben Sie mit dem Saller-Bauern mal, da mit jemand'm mal geredet oder was sagen die? Saller-Bauern?
GS: Ja, hehe. De, für die war's, solange sie gelebt haben, die alten Saller-Bauern, ein Drama. Mhm. Dass das nix f…, dass das passiert ist bei ihnen. Und da nix machen haben können dagegen. Das war nicht so einfach für die Saller-Bauern." (ebd. Transkript S. 5 TC: 00:15:33)

Die Aussage „Das war nicht so einfach für die Saller-Bauern" impliziert, in die nationalsozialistische Verfolgung einer Dienstmagd, in diesem Fall jedoch nicht vordergründig in die KZ-Inhaftierung eines Zwangsarbeiters, involviert gewesen zu sein, ist belastend und unangenehm. Sie erzählt weiter, dass es später eine Familientragödie bei den Sallers gegeben habe, was im Dorf mit der Geschichte um die Dienstmagd und den ausländischen Arbeiter assoziiert wurde. Gemäß dieser Logik war „das mit der Magd schon so schlimm" gewesen und nun kam auch noch die Familientragödie hinzu.[78]

78 Der 2015 vom Bayerischen Rundfunk wieder gesendete Dokumentarfilm „Gebt euch die Hand und verzeiht" von Christian Gropper zeigt sich dieses Deutungsmuster ebenfalls. Die Protagonistin des Films, Anna Maria Wrzesinski, wurde aufgrund ihrer Beziehung mit einem polnischen Zwangsarbeiter und der darauffolgenden Schwangerschaft im Konzentrationslager Ravensbrück inhaftiert, ihr Freund und späterer Ehemann Henryk im Konzentrationslager Dachau. Beide kehrten aus den Lagern zurück, heirateten und lebten nach dem Krieg weiter in dem bayerischen Dorf, wo sie sich kennen gelernt hatten. Ihre neugeborene Tochter blieb während ihrer KZ-Haft bei Wrzesinskis Familie. Offenbar erschwerte die Tatsache, dass Wrzesinskis Eltern staatliche Fürsorgeleistungen für ihr neugeborenes Enkelkind ausschlugen, den Zugriff der nationalsozialistischen Behörden auf den Säugling (Wrzesinski 2008, S. 41–42). Anna und Henryk Wrzesinski erfuhren nach dem Krieg, wer sie denunziert hatte: Der Bauer, in dessen Dienst sie gestanden hatten. Dieser hat – so das Narrativ des Films und in Wrzesinskis (2008, S. 117–118) Autobiografie so dargestellt – von der Beziehung am Stammtisch erzählt, wo diese Information vom Klatsch zum Gerücht wurde und ihren Weg zum NS-Verfolgungsapparat nahm. In der zentralen, Titel gebenden, Szene des Films erzählt die Protagonistin von der Versöhnung des Paars mit dem Denunzianten. Wrzesinski schildert, dass der Bauer bei der Konfrontation – und Versöhnung – tränenüberströmt gewesen sei. Auch die Körperhaltung des Bauernsohns, dem diese Szene im Film nacherzählt wird, wirkt gebückt. Zu hören, dass sein Vater das Paar verriet, bereitet ihm offensichtlich Unbehagen, vgl. Gropper, Christian (2007): Gebt euch die Hand und verzeiht", Bayerischer Rundfunk Fernsehen, 45 Minuten. In Wrzesinskis (2008, S. 118)

Man will also nicht der Vater oder die Mutter der Person sein, die eine Beziehung mit einem Zwangsarbeiter hat, man will aber auch nicht der_die sein, der_die den Zwangsarbeiter und vor allem die Nachbarstochter verraten hat. Das heißt: Es gab Denunziant_innen, aber man brüstet sich nicht damit, „für Ordnung gesorgt zu haben", eher gereicht es dem_der Denunziant_in im Nachhinein zum Nachteil. Die Logik, dass es kein gutes Ende für die Dienstgeber_innen („Familientragödie") nehmen würde, mit einer KZ-Inhaftierung, vor allem einer Deutschen oder Österreicherin, in Verbindung zu stehen, weist wieder Elemente einer Sage auf.

Bei Brauereibesitzer Walter Bräu formiert sich dieses Unbehagen in einer inhaltlich falschen Erinnerung: In der Brauerei befand sich ein Lager für französische Kriegsgefangene, zudem arbeitete mindestens ein polnischer Zwangsarbeiter in dem Unternehmen, an das eine kleine Landwirtschaft angegliedert war. Der Pole und eine deutsche Magd wurden eines Verhältnisses bezichtigt, der polnische Zwangsarbeiter wurde im Konzentrationslager Flossenbürg inhaftiert, er überlebte die Haft und sagte in einem Spruchkammerverfahren aus.[79] Da ich auf diese Akten stieß, verwendete ich viel Zeit darauf, Brauereibesitzer Bräu zu einem Gespräch zu bewegen, worauf er sich nach meinem Bitten auch einließ. Bräu wurde in den 1950er Jahren geboren. Nach einer ausführlichen Einführung, in der er erläuterte, welche familiären und verwandtschaftlichen Bezüge es über die Familie meiner Großmutter zwischen uns gebe, kam er darauf zu sprechen, dass ein Pole, der in der Brauerei gearbeitet habe, beinahe ins KZ gekommen sei – sein Vater dies aber gerade noch habe verhindern können. Schuld an der Misere war eine deutsche Dienstmagd, die behauptet habe, sie sei von dem polnischen Zwangsarbeiter vergewaltigt worden. Es ist möglich, dass es zu sexuellen Übergriffen kam. Möglich wäre auch, dass dies als Schutzbehauptung vorgeschoben und als Option gesehen wurde, der drohenden KZ-Haft zu entgehen.[80] Es dauerte in jenem Gespräch einige Zeit, bis ich mich dazu durchrang, ihm zu sagen, dass ich von Akten wisse, nach denen der Zwangsarbeiter nicht vor dem KZ gerettet, sondern inhaftiert worden sei. Bräu hielt seine Deutung jedoch aufrecht – doch, doch, sein Vater habe es fertiggebracht, den Polen zu retten.

Hier trügt die tradierte Erinnerung eindeutig – und bestätigt Harald Welzers, Sabine Mollers und Karoline Tschuggnalls Erkenntnisse, dass nach dem Krieg

---

Autobiografie heißt es, dass es in der Familie des Denunzianten ebenfalls zu einer Tragödie gekommen sei: Der Bauer habe sich einige Jahre nach der Versöhnung aus familiären Gründen das Leben genommen.

79 Staatsarchiv Landshut, Spruchkammerverfahren Landkreis Bogen, Gemeinde Konzell, 242, LD; verschiedene Zeugenaussagen, auch des betroffenen Zwangsarbeiters; E-Mail Annette Kraus, 19 .4. 2011, KZ-Gedenkstätte Flossenbürg.

80 So war die Protagonistin Anna Wrzesinski im oben zitierten Film „Gebt euch die Hand und verzeiht" aufgefordert worden, zu behaupten, sie sei von dem Zwangsarbeiter, ihrem Freund, vergewaltigt worden, vgl. auch Wrzesinski 2008: 46–47.

Geborene die Beteiligung der Eltern und Großeltern an nationalsozialistischen Verbrechen beschönigen. Dies bestätigt aber auch ein weiteres Mal, dass es ein Makel ist, „in diese KZ-Geschichten" verwickelt gewesen zu sein. Man klatscht über Beziehungen zwischen Zwangsarbeitern und Deutschen, man sanktioniert sie drakonisch, indem einer Frau – in der Deutung berechtigterweise – die Haare geschoren werden, aber nationalsozialistischer Mord ist etwas, was von „Staats wegen" in nicht durchschaubaren Vorgängen und – in der retrospektiven Interpretation – außerhalb der Dorfgrenzen geschieht. Wenn es doch Bezüge zwischen KZ und Dorf gibt, etwa weil ein Zwangsarbeiter von einem Bauernhof im KZ inhaftiert wurde, ist dies mehr als nicht wünschenswert und mitunter hat diese Tatsache für die Familie kein gutes Ende genommen. „Das KZ" hat in der Erinnerung exterritorialen Charakter, es gibt kaum sprachliche und symbolische Objektivationen, „das KZ" und die Geschehnisse dort in den Dorfhorizont zu integrieren.

5.7 Zwischenfazit: Innerhalb und außerhalb des ländlichen Horizonts oder Logiken des Erinnerns und Vergessens von NS-Zwangsarbeit bei Profiteur_innen und ihren Nachkommen

In den ersten Teilen des Kapitels standen das zugeschriebene Arbeitsethos und damit verbundene In- oder Exklusion im Vordergrund. Die NS-Zwangsarbeit war im Deutschen Reich und auch in der untersuchten regional-ländlichen Gesellschaft von einer Dialektik des Ein- und Ausschlusses für die Ausländer_innen gekennzeichnet. Diese In- und Exklusion bewegten sich entlang des Kontinuums von ethnischem und eugenischem Rassismus. Wesentlicher Bestandteil des nationalsozialistischen eugenischen Rassismus ist das Arbeitsethos. Dieses Deutungsmuster, in leistungsbereite einerseits und in faule, „nichtsnutzige" Menschen andererseits zu unterscheiden, hat sich in Versatzstücken bis heute fortgesetzt und ist auch heute noch im Untersuchungsgebiet präsent. Es bestimmt das Erinnern an und Vergessen von NS-Zwangsarbeiter_innen. Es existieren Topiken bezüglich der Zwangsarbeiter_innen, die in irgendeiner Weise dem ländlichen Horizont als zugehörig empfunden werden. Ausländische Arbeitskräfte treten mit ihrem Überschreiten der Dorfgrenze, beispielsweise nach dem Aussteigen aus dem Zug oder beim sogenannten „Sklavenmarkt", auf die Bühne des sozialen Gedächtnisses in der regional-ländlichen Gesellschaft. Erinnerungen an sie sind also objektiviert, solange sie innerhalb der Dorfgrenzen verortet werden. Auch über die Abreise der Zwangsarbeiter_innen aus dem Dorf wird gesprochen, das Verlassen des Dorfes bedeutet in der Logik der Interviewten nichts Gutes. Dies gilt selbstverständlich dafür, „weggeräumt [zu] werden" und für „das KZ". Es gilt aber auch, wenn Zwangsarbeiter_innen nach Kriegsende das Dorf „entlang der Donau" verlassen.

Zunächst lässt sich feststellen, dass sich das gesellschaftliche Wissen zu (ehemaligen) NS-Zwangsarbeiter_innen räumlich, also entlang der topografisch und räumlich wahrgenommenen Grenzen der ländlichen Gesellschaft, strukturiert. Die Interviewten unterscheiden die Arbeitskräfte in

- untergeordnet, aber zunächst zugehörig. Manchmal gibt es eine sehr affektive, vereinnahmende Erinnerung: Therese Lohmeier und Antonia Weber verleiben sich Zwangsarbeiter_innen als „Quasi-Schwester" oder „Quasi-Bruder" ein. Generell gilt in der ländlichen Gesellschaft: Wenn er_sie als „fleißig" oder „arbeitsvoll" erinnert wird, hat er_sie seinen_ihren Platz in der Familie, auf dem Hof, in der ländlichen Gesellschaft, jedoch in einer sehr untergeordneten Position. Die Erinnerung folgt einer Logik, in der noch deutliche Spuren von Leibeigenschaft und feudalen Hierarchien auszumachen sind. Der Zugehörigkeits-Status, gerade für sowjetische Zwangsarbeiter, ist fragil. Bei zugeschriebener Faulheit, wenig Sprachkenntnissen oder sexuellen Vergehen, sprich: wenn der Körper nicht „richtig" eingesetzt wird, kann der_die Zwangsarbeiterin diesen Status verlieren. Manche osteuropäischen Arbeitskräfte konnten sich geradezu in das Bewusstsein der Befragten arbeiten.
- Vogelfrei: Dies sind russische Zwangsarbeiter, die in der Rückschau als „arbeitsscheu" oder „faul" charakterisiert werden und „über den Horizont" oder „über alle Berge" verschwanden. Wissensinhalte zu diesen Zwangsarbeitern *nach* ihrem Verschwinden „über alle Berge" wurden nicht tradiert. Weitere Erklärungen für ihr Fortgehen gibt es nicht. Es sind vereinzelte Aussagen zu einem Fluchtversuch sowjetischer Kriegsgefangener aus einem Lager vorzufinden, die nicht in weitere Topiken eingepasst werden. Bei ausländischen Arbeitskräften, die wegen ihrer Beziehungen zu deutschen Frauen verfolgt wurden, ist die Vorstellung, wo sie endeten, konkreter. Das Wissen um die Geschichte der beteiligten Deutschen, die als der Gemeinschaft zugehörig gesehen werden, sedimentierte detaillierter, und damit verbunden gibt es vage Erinnerungen an die involvierten Zwangsarbeiter. Die Interviewpartner_innen erzählen zwar keine Details zu den beteiligten Ausländer_innen, doch ist die Tatsache, dass sie gemeinsam mit deutschen Frauen „weggeräumt" wurden, mit mehr Unbehagen verbunden, als wenn vermeintlich faule Arbeiter sich „über alle Berge" von dannen machten.
  Vergessen wird also, wer sich – räumlich – außerhalb des ländlich-gemeinschaftlichen Horizonts befindet.

Es gibt ein – relativ flexibles – Repertoire eugenischen und ethnischen rassistischen Wissens. Im Folgenden meine ich mit dem Begriff „rassistisches Wissen" vor allem seinen ethnischen Aspekt. Für das Beispiel Erinnerung an Zwangsarbeit heißt das: Erzählungen über Zwangsarbeiter_innen werden in der Regel nicht mit einem rassistischen Repertoire begonnen und es interessieren sich nur

drei Interviewte, auf die ich erst in Kapitel 6.7 näher eingehen werde, dafür, ihre Erzählung in ein geschlossenes rassistisches, antisemitisches und antiamerikanisches Weltbild einzubetten. Typisch für die Erzählungen zu NS-Zwangsarbeit unter Profiteur_innen ist dagegen, dass Rassismus mitschwingt und erst „nach Bedarf" und bei „Erklärungsnot" expliziert wird. Rassistische Wissensbestände finden im Gespräch über russische Zwangsarbeiter Anwendung und generell, wenn Zwangsarbeiter_innen ihren untergeordneten Platz am Hof und/oder im Dorf nicht einhalten, wenn sie beispielsweise andere Zwangsarbeiter_innen „aufhetzen", also als zu rebellisch eingeordnet werden. Eine Gesprächspartnerin aktivierte diese Deutungsmuster auch, als sie über einen Zeitgenossen zum Interviewzeitpunkt spricht. Sie aktualisiert es mit der Erzählung, dass der slowakische Arbeiter nicht zur Ernte vor Ort gewesen sei und seine Freundin Ansprüche bei ihrer Arbeitssuche gestellt habe (vgl. Kap. 5.1). Auch Hermine Laumer ruft mit ihrer Charakterisierung eines Zwangsarbeiters als „hinterfotzig" einen rassistischen Wissensinhalt auf. Versatzstücke dieses Wissens nehmen also immer wieder neue Formen an und werden aktualisiert. Wenn in Bezug auf Zwangsarbeiter_innen entsprechende Zuschreibungen gemacht werden, ist es jedoch relativ *implizites* rassistisches Wissen. Deshalb bezeichne ich es als rassistischen Habitus: Es wirkt eher wie ein Zufall, dass der russische und nicht der französische Zwangsarbeiter als faul gilt oder dass sexueller Kontakt mit einem Polen und nicht mit einem Belgier „wehrzersetzend" ist. Die Konzepte von Arbeitsethos, ethnischem Rassismus und Vorstellungen von Geschlecht sind dabei verschränkt – wenn ein Russe oder eine Russin „gut gearbeitet" hat wie etwa „unsere Halina" spielt ihre Nationalität eine untergeordnete Rolle. Trotz oder eher wegen seines impliziten Inhalts zeigt sich in der Erinnerung die Durchschlagskraft rassistischen Wissens: Das soziale Gedächtnis in Bezug auf NS-Zwangsarbeit strukturiert sich durch diese Rassismen.

Die Interviewten schildern die ausländischen Arbeitskräfte als Personen, bei denen Körper und körperliche Konstitution im Vordergrund stehen und die mitunter „keine Sprache haben". In den Erzählungen über Zwangsarbeiter_innen werden immer wieder anerkennende Bemerkungen über deren Körperlichkeit eingeflochten – eher nebenbei, um sie zu beschreiben. Die Körper, nicht der Subjektstatus, sind zentral. Die Zwangsarbeiter waren „fesch" (Sepp Ganghofer) und hatten – hoffentlich – eine gute Konstitution. Wenn von Zwangsarbeiter_innen erzählt wird, werden ihnen zugeschriebene Aussagen mit Akzent nachgespielt, die Syntax wird abgeändert und beispielsweise ein russischer Akzent nachgeahmt, auch die starke Gewichtung von Körperlichkeit folgt einer Logik, in der Leibeigenschaft nichts Außergewöhnliches ist.

Der zweite Teil dieses Kapitels hat die Deutungsmuster und Erinnerungslogiken in Bezug auf Beziehungen zwischen Deutschen und Zwangsarbeitern analysiert. Die Gesprächspartner_innen im Untersuchungsgebiet gewichten das Thema dieser, mitunter sexuellen, Beziehungen stark. Dies lässt darauf schließen,

dass über diese Verhältnisse im Dorf durchaus mit Lust geklatscht wurde und wird, diese so skandalisiert und letztendlich tradiert werden. Skandale gewannen mit den *verbotenen* Beziehungen zu Zwangsarbeitern an Schärfe und damit auch an Relevanz. Klatschrelevant wiederum sind diese Beziehungen, weil Deutsche in die Verhältnisse involviert waren. Von Ehen, die ehemalige Zwangsarbeiter_innen nach dem Krieg geschlossen haben, habe ich dagegen *nicht* durch Klatsch erfahren. Es ist also festzustellen, dass die ländliche Erinnerung in verschiedenen Varianten eher um die beteiligten und verfolgten deutschen Frauen, aber kaum um die Zwangsarbeiter, kreist. Somit bestimmt die Logik, wer (eher) zur „Volksgemeinschaft" gehörte, nämlich die Frauen und nicht die Zwangsarbeiter, auch gegenwärtig das soziale Gedächtnis. Wenn es körperliche Anzeichen oder Markierungen dieser Beziehungen gab, also Schwangerschaften oder eine geschorene Glatze, ist es wie bei Johann Brucker in lebendiger Erinnerung. Zwei Männer, Brucker und Sepp Ganghofer, nennen keine Namen der involvierten Frauen und erhalten damit ein Tabu aufrecht. Im Interview mit Ganghofer ist es durch sein langes, unbeirrtes Schweigen spürbar, dass etwas oder jemand abwesend ist. Drei weibliche Interviewpartnerinnen geben durchaus Hinweise darauf, wer die weiblichen Beschuldigten waren, es gibt mehr Nähe zwischen ihnen und den verfolgten Frauen. Mehrere Frauen berichten auf eine sehr körperliche Weise über große Nähe zu „ihren" Zwangsarbeiter_innen, sie spielen die Szenen zu einem gewissen Grad nach. Antonia Weber und Therese Lohmeier tun dies in Bezug auf Halina und Janek in einverleibender Weise. Emily Mühlbauer erzählt ebenfalls körperlich, sie reenacted eine Szene regelrecht, um zu zeigen, dass sie keine liederliche Frau ist, die sich mit einem Polen „abgeben" würde. In diesem Nachempfinden zeigt sich auch, dass es ihr schmeichelt, von einem Zwangsarbeiter (welche Gründe er in einem Abhängigkeitsverhältnis auch immer hatte) umworben zu werden. Sich gegen den Klatsch wehren zu müssen, ist für die Gesprächspartner_innen noch zum Interviewzeitpunkt präsent. Die Erzählweise ist sehr ländlich, also durch einen Blick von außen, der oft mitgedacht wird, und durch sich wiederholende Topiken und nicht nur detailreiche, subjekt- und handlungszentrierte Geschichten geprägt. Beziehungen zwischen Deutschen und Zwangsarbeitern werden in einer durchaus lustvollen Klatschmanier erzählt. Ferner gibt es in einem Fall eine faktisch falsche Erinnerung, nämlich Walter Bräus Topik, „Mein Vater hat den Zwangsarbeiter vor dem KZ gerettet". Die Vorstellung, dass enge Familienmitglieder moralisch integer gehandelt hätten, wird hier aufrechterhalten. Es ist im Dorf ein Makel, wenn man beispielsweise als dienstgebender Bauer „in eine KZ-Geschichte verwickelt war". Damit offenbart sich eine Logik, nach der die dienstgebenden Bauern und Bäuerinnen „ihres Lebens nicht mehr froh wurden", sie fortan unter Familientragödien zu leiden hatten oder wie Brauereimeister Walter Bräu die Ereignisse umdichten müssen, wenn ein für ihre Familie arbeitendes Paar verfolgt wurde. Diese Topik folgt Sagen-Elementen. Öffentliches Haarescheren musste als Strafe sein, Ermordung und KZ sind

so unangenehm und überwältigend, dass sie außerhalb der Familie, außerhalb des Dorfes und damit im Ungewissen verortet werden. Erst wenn es um die Verfolgung von verbotenen Beziehungen geht, scheint auch in der Erinnerung eine Legitimationsstufe, die über das alltägliche Wissen hinausweist, durch. Während des Nationalsozialismus wurde Wissen über die Verhältnisse als Klatsch weitergegeben, der sich dann zum Gerücht entwickelte und die Verfolgung der Beteiligten zur Folge hatte. Auch die Topik, dass „nur Kleider" von den Frauen, die ebenfalls „verräumt" worden seien, aus dem KZ gekommen seien, weist auf eine sagenhafte Erzählung hin. Die Verfolgung dieser Beziehungen steht im Alltagswissen der ländlichen Gesellschaft an der Schwelle zwischen Erinnern und Vergessen. Es gibt sehr wenig verbales und symbolisches Objektivationsrepertoire für Details zu den Beziehungen, wer involviert war, und ebenso für „das abgeschottete KZ", in dem Zwangsarbeiter und deutsche Dienstmägde verschwanden. Die Beziehungen waren zu den Interviewzeitpunkten jedoch nicht vollkommen vergessen. Dass es diese Verhältnisse gegeben hatte, dass der Vater mancher in der Umgebung Aufgewachsener ein Zwangsarbeiter war und welche Bauern und Bäuerinnen involviert gewesen waren, konnte ich herausfinden – es handelt sich um offene Geheimnisse.

Es taucht kein Deutungsmuster in den Erzählungen auf, nachdem eine ausländische Arbeitskraft aus anderen Gründen in einem Gefängnis oder Konzentrationslager inhaftiert wurde. Auch Sexualität und erfahrene Gewalt von weiblichen Zwangsarbeiterinnen wird kaum erinnert – oder im Falle von Klaus Gras' Intervention – wird die Erinnerung umgehend unterbunden. Eine Topik, die lauten würde: „Eine Zwangsarbeiterin hat gestohlen und kam deswegen ins KZ", gibt es beispielsweise nicht. Die Interviewpartner_innen strukturieren das soziale Gedächtnis der ländlichen Gemeinschaft um das Deutungsmuster „Der Zwangsarbeiter wurde das Verhängnis einer Frau aus dem Dorf". Die sozialen Topiken dafür sind „verräumt werden", „weggeräumt werden", „Es war geheim" und „Man hat nichts mehr gehört", „Sie ist nicht mehr zurückgekommen", Emily Mühlbauer spricht auch davon, dass „die Mädchen" „erschossen" oder „umgebracht" worden seien.

Wird über die ausländischen Arbeitskräfte, die erst nach dem Krieg die Gegend wieder verließen, gesprochen, sind diese oft eher schemenhafte Figuren denn konkrete Personen mit Biografien. Die Lebensläufe der Zwangsarbeiter_innen vor und nach der Arbeit im Dorf werden größtenteils ausgeblendet, außer sie blieben nach dem Krieg dort. Wenn über die im Dorf Gebliebenen erzählt wird, gibt es auch Anklänge an den biografischen Verlauf der Zwangsarbeiter_innen. Sie sind aber eher ein nachgeordneter Wissensbestandteil der ländlichen Gesellschaft. So wie es in einem Dorf Bettler_innen oder uneheliche Kinder gibt, gab es eben auch polnische oder russische Arbeiter_innen. Auch die Geschichte Agnes Dobiczeks, die nach dem Krieg in der Gegend lebte, ist bekannt, weil Dobiczek, zwar am Rand, aber dennoch, zur regional-ländlichen Gesellschaft gehört. Sie arbeitet sozusagen „seit jeher" beim Waldbauern, man kennt sie und weil man

sie kennt, ist auch bekannt, dass sie während des Krieges „aus Ukraine“ kam. „Zwangsarbeit“ gibt es im ländlichen Gedächtnis nicht in immenser numerischer Dimension und Systematik, aber es gibt innerhalb der Dorfgrenzen Leute am für sie vorgesehenen Platz, die auch mal Zwangsarbeiter_in waren. Das Phänomen Zwangsarbeit ist also nicht an die „Epoche“ Nationalsozialismus, Zweiter Weltkrieg und einen Polizei- und Bürokratieapparat mit Handlungsspielräumen gebunden. NS-Zwangsarbeit wird, abgesehen von den oben genannten Ausnahmen in Zusammenhang mit deutschen Frauen und KZ, nicht als historischer oder politischer Sachverhalt diskursiviert. Es gibt also kaum Erinnerung auf einer höheren Legitimationsstufe. Der Wissensbestand und das Erinnern an NS-Zwangsarbeit steht im semantischen Zusammenhang mit – sehr körperlichen – Personen und mit einem sehr starken gemeinschaftlichen, räumlichen sowie auch sozialen Bezug innerhalb der regional-ländlichen Gesellschaft. Ich konnte oft keine Details mehr zu den verfolgten Beziehungen rekonstruieren. Das Wissen um die konkreten zwangsarbeitenden Gestalten, aber auch um deutsche Frauen, die Beziehungen mit Zwangsarbeitern eingegangen waren, wird verschwinden. Dagegen werden sich die genannten Logiken und damit die Deutungsmuster weitertradieren. Dies bedeutet, dass etwa zugeschriebenes Arbeitsethos, Beziehungen mit Ausländern, die verheerend für deutsche Frauen sind, und ethnisch-rassistisches Wissen auch in Zukunft das soziale Gedächtnis auf dem Land formen werden.

Im Folgenden werde ich darauf eingehen, welche Logiken des Erinnerns und Vergessens sich bei in der Region gebliebenen Familien von Zwangsarbeiter_innen zeigen. Um die Umstände ihres Bleibens verständlich zu machen, sollen zunächst Aspekte der Geschichte von ehemaligen Zwangsarbeiter_innen, die in der BRD lebten, dargelegt und dabei auf den Mangel der einstigen ausländischen Arbeitskräfte an symbolischem, kulturellem und ökonomischem Kapital fokussiert werden. Ihre Position auf Bundesebene spiegelte sich in ihrer Position im untersuchten ethnografischen Feld.

6. Logiken des Erinnerns und Vergessens bei Familien ehemaliger Zwangsarbeiter_innen

6.1 Kontinuitäten und Wiederholungen: Heimatlose Ausländer in der BRD als *marginal men*

6.1.1 Heimatlose Ausländer als gegenwärtiges gesellschaftliches Nicht-Thema

Während es zur Geschichte der Zwangsarbeit zahlreiche Veröffentlichungen gibt, existieren nur sehr wenige zur *Nachgeschichte* der Zwangsarbeit und zu den in der BRD und Österreich gebliebenen ausländischen Arbeitskräften. Zwangsarbeit hatte für die Betroffenen

> *„lebenslange[n] biographische[n] Konsequenzen, die (…) erst sichtbar werden, wenn die gesamte Biographie der ehemaligen Zwangsarbeiterinnen in die Analyse (…) einbezogen wird.“* (Frankenberger 1997, S. 231)

Biografien ehemaliger in der BRD oder Österreich lebender Zwangsarbeiter_innen – und Heimatloser Ausländer, wie ich sie im Folgenden oft bezeichnen werde, da ihnen dieser Status in Westdeutschland verliehen wurde, sind in der Öffentlichkeit nur vereinzelt repräsentiert. In jüngerer Vergangenheit veröffentlichte Natascha Wodin die literarischen Arbeiten „Sie kam aus Mariupol“ (2017) und „Irgendwo in diesem Dunkel“ (2018). Die Autorin geht darin auf die Biografien ihrer Eltern, einstige Zwangsarbeiter_innen, die nach dem Krieg in Bayern lebten, sowie ihre eigene Kindheit ein. Diese Werke wurden vergleichsweise breit rezipiert. Für den literarischen Recherchebericht „Sie kam aus Mariupol“ erhielt die Autorin mehrere Preise, die Veröffentlichung war ein Verkaufserfolg (Runow 2019).[81] Dass der Gegenstand „Ehemalige Zwangsarbeiter_innen und ihr

81 Mitunter thematisieren Menschen, die in der Öffentlichkeit stehen, dass Familienmitglieder Zwangsarbeiter waren, doch sind dies gesamtgesellschaftlich eher Randnotizen. So ist Stefan Wisniewski, einst RAF-(Rote Armee Fraktion)-Mitglied und beteiligt an der Entführung und an der Ermordung Hanns Martin Schleyers, Sohn eines polnischen Zwangsarbeiters. Hanns Martin Schleyer war Mitglied der SS und nationalsozialistischer Wirtschaftsfunktionär im Protektorat Böhmen und Mähren, dem heutigen Tschechien, gewesen. Er hatte sich dort an Enteignungen jüdischer Familien und an der Rekrutierung von Zwangsarbeiter_innen beteiligt. In einem Interview über seine Mitgliedschaft bei der RAF und die Entführung Schleyers sprach Stefan Wisniewski (1997, S. 15) auch über seine Familie:

Weiterleben in der BRD" in der Öffentlichkeit, in Kultur, Medien und generell der Public History derart breit rezipiert wird, ist bislang eine Ausnahme.

Es lassen sich in der wissenschaftlichen und vor allem regionalgeschichtlichen Literatur zu NS-Zwangsarbeit Hinweise auf in der BRD oder Österreich lebende ehemalige Zwangsarbeiter_innen finden (beispielsweise Frankenberger 1997, S. 56; Hornung/Langthaler/Schweitzer 2004, S. 431–434; Kuhlmann-Smirnov 2005, S. 18–19; Lalande 2006; May/Patzelt 2008b; Muggenthaler 2007, S. 181–197; Petrov/Ruggenthaler/Stelzl-Marx 2004, S. 475–478; Ruff 2014, S. 123–132; Vepřek 2019, S. 47–50).[82] Zu ausländischen Arbeitskräften, die in der DDR ansässig wurden, fand ich keine Anhaltspunkte. Im Hinblick auf sowjetische Zwangsarbeiter_innen ist bekannt, dass sie aus allen alliierten Besatzungszonen repatriiert, auch zwangsrepatriiert, wurden. Es gestaltete sich schwieriger, in der sowjetischen Zone der Rückführung in die UdSSR zu entgehen, als den sowjetischen Repatriierungskommissionen in Westdeutschland zu entkommen (Goeken-Haidl 2006, S. 385–428; Kuhlmann-Smirnov 2005). Es ist daher unwahrscheinlich, dass viele sowjetische Zwangsarbeiter_innen in der DDR ansässig blieben. Obwohl es also Anhaltspunkte zu Biografien ehemaliger Zwangsarbeiter_innen in der BRD gibt, sind systematische sozialhistorische

„Ich bin in den 50er Jahren in einem kleinen idyllischen Schwarzwalddorf geboren und aufgewachsen, als Sohn eines polnischen Zwangsarbeiters. Keine spektakuläre Geschichte, in Polen wäre es eine von hunderttausend gewesen, aber in diesem Dorf bläute mir meine Mutter ein: ‚Erzähl bloß nichts von der Geschichte deines Vaters, sonst kriegst du Ärger.' Im Dorf gab es etliche SS- und SA-Männer und Mitläufer, die zu den angesehenen Bürgern zählten. Mein Vater hat die ‚Vernichtung durch Arbeit' in einem KZ-Außenkommando nur acht Jahre nach seiner Befreiung überlebt. (…) Meine Mutter wollte mich ohne Haß erziehen. Aber auch in ‚guter Absicht' zu schweigen war wohl nicht der richtige Weg. Ich bin jedenfalls aus verschiedenen Gründen für kürzere Zeit in ein Heim für ‚schwererziehbare' Jungs gesteckt worden. (…) Im Heim sollten wir eine Lehre machen, mit Meistern, die uns mit Sprüchen wie ‚Bei Hitler hätten wir mit euch kurzen Prozeß gemacht' traktierten", vgl. Wisniewski, Stefan (1997): Wir waren so unheimlich konsequent, Berlin: ID Verlag. In jüngerer Zeit thematisierte auch der AfD-Politiker Georg Pazderski, dass sein Vater polnischer Zwangsarbeiter gewesen war, vgl. Bauer, Katja: Rosh verbietet AfD das Gedenken am Holocaust-Mahnmal, 8.11.2018, www.stuttgarter-nachrichten.de/inhalt.eklat-bei-namensverlesung-fuer-ermordete-juden-rosh-verbietet-afd-das-gedenken-am-holocaust-mahnmal.d54c9ff6-b991-4b47-8fca-0f58bd3309b0.html, (Abfrage: 13.7.2019). Mir sind keine detaillierten, veröffentlichten Erzählungen Pazderskis zu seiner Familiengeschichte bekannt. Ein Beispiel für eine jüngere Verarbeitung der Biografie eines Zwangsarbeiters ist von Sabine Kray. Ihr Großvater war als polnischer Zwangsarbeiter nach Deutschland gekommen und ist geblieben, vgl. Kray, Sabine (2014): Diamanten-Eddie, Frankfurt am Main: Frankfurter Verlagsanstalt.

82 Linda Ennen-Lange arbeitet an einer Dissertation zu Heimatlosen Ausländern in Osnabrück, vgl. Universität Osnabrück/Neueste Geschichte und Historische Migrationsforschung/Linda Ennen-Lange (o. J.) www.geschichte.uni-osnabrueck.de/abteilungen/neueste_geschichte_und_historische_migrationsforschung/personen/team/ennen_lange_linda/profil.html (Abfrage: 27.3.2023).

Veröffentlichungen zu ihren Lebensbedingungen, zu ihrem Alltag, auch als ein Teil von Migrationsgeschichte, weitgehend abwesend.

So werde ich Aspekte, die mir für das Verständnis der gesellschaftlichen Position der ehemaligen Zwangsarbeiter_innen sowie die Erinnerung an NS-Zwangsarbeit in der BRD notwendig erscheinen, darlegen. Damit soll verdeutlicht werden, dass das hier untersuchte soziale Gedächtnis zwar auf einer, nach Peter L. Berger und Thomas Luckmann, unteren Legitimationsstufe gebildet wird, diese Erinnerungslogiken realiter aber eine Entsprechung auf einer höheren Legitimationsebene haben und auch das quasi-soziale Feld in der regional-ländlichen Gesellschaft bestimmten. Mit anderen Worten: Die einstigen Zwangsarbeiter_innen waren in der BRD gesamtgesellschaftlich marginalisiert, es gibt zu ihren Biografien wenig kollektives, objektiviertes Wissen und auch in der von mir untersuchten ländlichen Gesellschaft befanden sie sich – und damit das Wissen um ihre Biografien – eher am Rand. So werde ich nach der historischen Darstellung kurz auf die gesellschaftliche Position der Familien von Zwangsarbeiter_innen in meinem Untersuchungsgebiet eingehen. Da es zur Nachgeschichte ausländischer Arbeitskräfte Literatur nur in sehr begrenztem Umfang gibt, ziehe ich in diesem Fall auch von mir geführte Auszüge narrativer Interviews heran, um einen Eindruck von der Geschichte der Familien der Heimatlosen Ausländer zu vermitteln. Ich verwende die Passagen also an diesem Punkt ausnahmsweise nicht, um – soziologisch – Deutungsmuster zu analysieren, sondern um den historischen Kontext zum besseren Verständnis der dann folgenden Deutungsschemata darzulegen.

6.1.2 Vom Zwangsarbeiter zum Heimatlosen Ausländer[83]

Im Dezember 2022 lebten noch 9.765 Menschen mit dem Status „Heimatlose Ausländer", oder welche, die von der „Erfordernis eines Aufenthaltstitels befreit" waren, in Deutschland (Statistisches Bundesamt 2022). Viele, die in den frühen 1950er Jahren als Heimatlose Ausländer galten, waren als Zwangsarbeiter_innen eingesetzt gewesen. Auch ihre Ehepartner_innen und Kinder lebten mit dieser Aufenthaltsgenehmigung. Dieselben Personen, die erst „Fremdarbeiter" waren, dann zu Displaced Persons (DP) und schließlich zu Heimatlosen Ausländer wurden, standen, unabhängig vom jeweiligen Status, laut Michael Pegel (1997, S. 130–136) konstant am Rande der Gesellschaft. Er bezeichnet sie als *marginal men*. Pegel bezieht sich damit nicht explizit, aber implizit, auf die im Kontext der Chicagoer Schule identifizierte Figur des Randseiters (vgl. Kapitel 3.4.5.1 und 4.2; Park 1950a; 1950b; Stonequist 1961).

Warum waren die ehemaligen Zwangsarbeiter_innen nicht zurückgekehrt oder in andere westliche Länder ausgewandert und wie war die Gruppe der

83 Dies ist auch der Titel von Wolfgang Jacobmeyers (1985) Studie.

Heimatlosen Ausländer entstanden? Befragte in Österreich berichten von sozialen Beziehungen, meist Liebesbeziehungen, die die ehemaligen Zwangsarbeiter_innen dazu bewogen, zu bleiben. Wie die einstigen Dienstgeber_innen sich den Zwangsarbeiter_innen gegenüber verhalten hatten, spielte dagegen keine Rolle für ihre Entscheidung, weiterhin in der Nähe der früheren Einsatzorte zu leben (Petrov/Ruggenthaler/Stelzl-Marx 2004, S. 475–478). Ausschlaggebend dürfte für viele DPs auch gewesen sein, dass es die Herkunftsorte in Polen und der Sowjetunion, aus denen sie verschleppt worden waren, ebenso wie ihr einstiges Umfeld nach dem Krieg oft so nicht mehr gab. Millionen Menschen hatten die deutsche Besatzungs- und Vernichtungspolitik in Osteuropa nicht überlebt, auch politische und wirtschaftliche Strukturen waren durch diese Politik zerstört worden. Agnes Dobiczek erklärte so ihr Bleiben in Bayern. Sie erzählt in einem kurzen Gespräch am Gartenzaun, dass sie in ihrem Herkunftsort keine Familie mehr gehabt habe, Fremde lebten nun in ihrem Elternhaus.

Durch die Westverschiebung Polens wandelte sich nach dem Zweiten Weltkrieg in vielen Herkunftsorten der Zwangsarbeiter_innen im Vergleich zur Zwischenkriegszeit die Staatszugehörigkeit und das politische System. Das einstige östliche Polen wurde zu einem Teil der Sowjetukraine (dazu beispielsweise Spohr 2021, S. 478–515). Verschiedene Zwangsumsiedlungen im Nachkriegs-Polen und der Nachkriegs-Ukraine änderten nach der deutschen Besatzung und Vernichtung erneut die Zusammensetzung der Bevölkerung in vielen Gegenden Polens und der Ukraine. Es war also möglich, dass zurückgebliebene Familienmitglieder oder Nachbar_innen gezwungen waren, in vollkommen anderen Regionen oder gar Ländern als vor dem Krieg zu leben (Drozd o. J.; ausführlich: Motyka 2023; vgl. auch Snyder 2011, S. 333–334). Zwangsarbeiter aus der UdSSR wollten nach der Befreiung mitunter die Einberufung zur Roten Armee vermeiden (Petrov/Ruggenthaler/Stelzl-Marx 2004, S. 476). Unter ukrainischen DPs kursierten nationalistische Einstellungen und eine damit einhergehende Ablehnung des sowjetischen Staates, was diese darin bestärkte, ihre Repatriierung zu umgehen (Gutsul/Müller 2014; Topp 2010, S. 14; S. 25). Angehörige der sowjetischen Streitkräfte, die in Kriegsgefangenschaft geraten waren, galten ebenso wie zivile Zwangsarbeiter_innen generell in der Sowjetunion als Kollaborateur_innen und manche von ihnen versuchten, erneuten Repressionen zu entgehen und entzogen sich ebenfalls ihrer Rückführung (allgemein zu Motiven für das Bleiben in Österreich: vgl. Bacher 2013).[84] Sowjetische Frauen befürchteten mitunter, se-

84 Unter den DPs, die nach dem Zweiten Weltkrieg in die Sowjetunion rückgeführt werden sollten, befanden sich nicht nur eindeutig Verfolgte des Nationalsozialismus. Die Repatriierungspolitik betraf auch ehemalige Sowjetbürger_innen, die mit der Wehrmacht vor dem Stalinismus gen Westen geflohen waren. Zudem sollten auch Angehörige der Vlassow-Armee und der Ukrainischen Nationalarmee, also russischer und ukrainischer Kampfverbände, die auf der Seite der deutschen Wehrmacht am Zweiten Weltkrieg teilgenommen hatten, in die UdSSR gebracht werden. Abgesehen davon waren unter den DPs einstige

xueller Gewalt durch Rotarmisten ausgesetzt zu sein. Entsprechende Gerüchte trugen dazu bei, dass einige der einstigen Zwangsarbeiterinnen Repatriierungsoffiziere und DP-Lager mieden (Frankenberger 1997, S. 200–202; Kuhlmann-Smirnov 2005, S. 29–38; Petrov/Ruggenthaler/Stelzl-Marx 2004, S. 455–470). Aus zweiter Hand wird auch in meinem Untersuchungsgebiet darüber erzählt, Witwen oder Nachkommen sprechen über die Motivationen ihrer Ehemänner und Eltern, in Bayern zu bleiben.

So sagt Martha Rudenko zunächst über ihren Mann, einen einstigen ukrainischen Zwangsarbeiter: „Er wollte auch nicht mehr nach Hause, das russische Ding wollte er nicht." Später im Interview berichtet sie:

Martha Rudenko: „Wie die Amerikaner gekommen sind, da sind die gleich fort. Da hat er sich versteckt, dass ihn niemand gefunden hat, weil er einfach nicht heim wollte. Seine Mutter und sein Bruder sind gestorben in der Zeit, in der er da war. Da hat er gar nix mehr gehört dann." (Gruppengespräch Rudenko, Martha; Rudenko, Ursula; Lindl, Barbara 12. 8. 2013, Transkript S. 8)

[Langer anderer Interviewausschnitt]

I: „Wie hat Ihr Mann das gemacht, dass er nicht zurückmuss? Soweit ich weiß, haben da viele zurückmüssen, selbst wenn sie nicht wollten.

MR: Er hat eigentlich keine Schwierigkeiten gehabt. Er hat sich bloß nicht von den Amerikanern, da, denen ist er aus dem Weg gegangen, dass ihn die ja nicht … Aber so, der hat sich versteckt, der hat sich gefürchtet, vor lauter Angst. Auch die Ukrainerin, die ist ja gewesen auf dem Hof, die hätte ihn mitgenommen, die meinte, er soll mitfahren. Da ist er nicht mit. Er war schon mit dem Glauben, dass er dableibt, weil er wollte, das russische Ding wollte er nicht mehr mitmachen, weil's ihnen daheim auch nicht so gegangen hat [sic]. Weil da haben die Amerikaner die Leute zusammengefahren [Bedeutung: zusammengesammelt], die haben's gleich mitgenommen, aber da hat er sich versteckt und hat dann seine ganze Post, alles hat er vernichtet, dass ja nix da war, dass sie ihn nicht …

Tochter: … dranhängen können, Oma.

MR: Durch das hatte er auch keine richtige Adresse nicht mehr gehabt. Und Leo [ein anderer Zwangsarbeiter] hat dann nach Hause geschrieben, der hat Post gekriegt von zu Hause, er darf nicht mehr schreiben, weil sie solche Schwierigkeiten kriegen." (ebd. Transkript S. 14–15)

---

sowjetische Kriegsgefangene, die von der Wehrmacht oder der SS rekrutiert worden waren und als „Hilfswillige" im Dienst von Wehrmacht und/oder SS gestanden hatten (Goeken-Haidl 2006, S. 68–71; Gutsul/Müller 2014; Kuhlmann-Smirnov 2005, S. 15–16; S. 19–23). Roman Smolorz (2009, S. 22–26; S. 68–70; S. 83–91) berichtet von der Anwesenheit ungarisch-faschistischer Pfeilkreuzler, Angehöriger der Vlassov-Armee und Angehöriger polnischer und ukrainischer Streitkräfte, die mit der Wehrmacht und SS kollaboriert hatten, nach Kriegsende in Deggendorf, Passau und Regensburg, also in der Nähe meines Untersuchungsgebietes, vgl. Smolorz, Roman P. (2009): Displaced Persons (DPs). Autoritäten und Anführer im angehenden Kalten Krieg im östlichen Bayern, 2. Aufl., Regensburg: Stadtarchiv Regensburg (Regensburger Studien 11) [1. Aufl. 2006].

Die Mehrheit der aus Osteuropa kommenden DPs, die nicht repatriiert werden wollte, hatte auch nicht vorgehabt, in Deutschland zu bleiben. Stattdessen plante sie, in westliche Staaten auszuwandern. Dies gelang nicht immer. Für das Resettlement-Programm der International Refugee Organization (IRO)[85], mit dem die weitere Migration der DPs geregelt wurde, kamen junge, gesunde, arbeitsfähige, kinderlose Menschen in Frage (Pegel 1997, S. 47). Der „Schatten auf der Lunge", also eine aktuelle oder zurückliegende Tuberkuloseerkrankung, schloss die Bewerber_innen von einer möglichen Auswanderung aus. Viele der in der Bundesrepublik gebliebenen DPs, die nicht emigrieren konnten, waren also in fortgeschrittenem Alter oder krank und/oder hatten Kinder. Im Jahr 1950 wurden sie von alliierter in bundesdeutsche Zuständigkeit überführt. 1951 verabschiedete der Bundestag das heute noch geltende *Gesetz über die Rechtsstellung heimatloser Ausländer*, das die DPs zu Heimatlosen Ausländern machte. IRO- und DP-Vertretungen hatten ihre Gleichstellung mit deutschen Flüchtlingen und Vertriebenen angestrebt, diese wurde ihnen jedoch versagt. Heimatlose Ausländer erhielten also nicht wie deutsche Flüchtlinge und Vertriebene Soforthilfe und Lastenausgleichszahlungen – Maßnahmen für Deutsche, die als Entschädigung für materielle Vermögensverluste und nicht als Wohlfahrt galten (Jacobmeyer 1985, S. 229–230).

Laut Jacobmeyer lebten 1951 also zwischen 106.000 und 200.000 Heimatlose Ausländer in der BRD, laut Stanislaus Stepień (1989, S. 225) hielten sich am 1. 1. 1953 laut Statistischem Bundesamt 232.494 Ausländer unter dem Mandat des UNHCR (United Nations High Commissioner for Refugees) in Westdeutschland und West-Berlin auf. In Bayern, wo die „höchste Ausländerdichte" zu verzeichnen war, wurden 72.930 gezählt. Nach einer Schätzung des Statistischen Bundesamts waren nur noch 40,5 Prozent ehemals verschleppte Personen. Zu den Heimatlosen Ausländern gehörten neben den oben erwähnten Gruppen auch ausländische Neuflüchtlinge und Ausländer, die Deutschland zeitweilig verlassen hatten, sowie deutsche Frauen, die einen ausländischen DP geheiratet hatten.[86] Zu der Zeit gab es auch ehemalige Zwangsarbeiter_innen, die bereits eingebürgert worden waren, so heißt es im *Ratgeber für heimatlose Ausländer* aus dem Jahr 1958: „Die Frau ist darauf hinzuweisen, dass sie sich die Staatsbürgerschaft aussuchen könne", und wenn eine Heimatlose Ausländerin einen deutschen Mann heirate, sollte sie auf „die Möglichkeit der Einbürgerung hingewiesen werden" (ebd., S. 36). Dies bedeutet, dass ehemalige Zwangsarbeiterinnen, die zu diesem Zeitpunkt mit einem Deutschen verheiratet waren und damit die deutsche Staatsbürgerschaft bereits

85 Die International Refugee Organization war eine Organisation der Vereinten Nationen (UN) und Nachfolgerin der United Nations Relief and Rehabilitation Administration (UNRRA). Die IRO zeichnete für die Fürsorge der DPs verantwortlich.

86 Die Regelung, dass die Ehefrau automatisch die Staatsbürgerschaft oder den Status ihres Ehemannes annahm, galt bis ins Jahr 1953 (Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte 1958, S. 36).

besaßen, bei den 1951 gezählten 106.000–200.000 Heimatlosen Ausländer *nicht* mitgezählt waren.

Heimatlose Ausländer waren Staatsbürger_innen in vielen Punkten gleichgestellt. Laut Gesetz konnten sie, nachdem sie mindestens sieben Jahre in der BRD gelebt hatten, eingebürgert werden. In den Punkten Freizügigkeit, Schulwesen, Ablegung von Prüfungen und Anerkennung von Examina, Ausübung freier Berufe, Ausübung nichtselbständiger Arbeit, Sozial- und Arbeitslosenversicherung und Arbeitsfürsorge, öffentliche Fürsorge und Steuerwesen galten für sie dieselben Regelungen wie für deutsche Staatsbürger_innen. Heimatlose Ausländer hatten jedoch kein Wahlrecht, Abschiebungen waren und sind möglich. Bemerkenswert ist auch, dass es für Heimatlose Ausländer rechtliche Einschränkungen gab, wenn sie politische Vereinigungen und Wandergewerbe gründen wollten.

> *„[A]uf dem Gebiet der Bildung politischer Vereinigungen unterlagen die Heimatlosen Ausländer sowohl Restriktionen im Vergleich zu Artikel 9 des Grundgesetzes [zur Vereinigungs- und Koalitionsfreiheit] als auch vorbeugendem vereinspolizeilichem Zwang. Hinsichtlich des Wandergewerbes und des Straßenhandels wurden sie insofern schlechter gestellt, als sie an Stelle des üblichen Wandergewerbescheines einer besonderen Erlaubnis bedurften."* (Jacobmeyer 1985, S. 229)

Es galt also, ihre politische Organisierung zu erschweren und ihre Mobilität zu kontrollieren. Der Status und ebenso der Begriff Heimatlose Ausländer war entkoppelt von der Vorgeschichte sowohl der jungen BRD als auch der Menschen, die mit diesem Status lebten: Die Tatsache, dass viele von ihnen durch das nationalsozialistische Deutschland verschleppt oder zum Verlassen ihrer Herkunftsorte gezwungen worden waren, spielte bei der Nachkriegspolitik ihnen gegenüber keine Rolle. Jacobmeyer macht deutlich, dass dem *Gesetz über die Rechtsstellung heimatloser Ausländer* die postnazistische Auffassung zugrunde lag, dass „slawischen Gruppen die Lebensberechtigung in Deutschland nur unter Vorbehalt zuerkannt" werden sollte. Der ursprünglich vorgeschlagene Begriff „verschleppte Personen" war zugunsten des Terminus Heimatlose Ausländer abgelehnt worden (ebd., S. 230).

6.1.3 Vom Heimatlosen Ausländer zum_zur deutschen Staatsbürger_in?

Laut Herbert May (2008, S. 248) habe „die Einbürgerung kein Problem" dargestellt. Julia Lalande (2006, S. 365–367) zeigt auf, wie schwierig die Naturalisation für Heimatlose Ausländer tatsächlich war. Die Erzählungen meiner Interviewpartner_innen bestätigen Lalandes Ergebnis. Die Kinder ehemaliger Zwangsarbeiter_innen beschreiben es als schikanöses oder zumindest aufwendiges

Verfahren, bis sie die deutsche Staatsbürgerschaft erlangten. Auch in dem Dokumentarfilm „Gebt euch die Hand und verzeiht!" berichtet die Tochter eines Zwangsarbeiters von ihrer Einbürgerung:

> *„Die haben die [sic] mich ein Jahr lang, kann man sagen, gequält auf dem Landratsamt. Ich musst' da alle Monat' ungefähr da antreten und hab' also schreiben müssen, zum Teil so eine Art Diktat, ob ich rechtschreiben kann. Ich musste lesen. (…) Je mehr ich gedrängt habe, dass ich die Staatsbürgerschaft krieg', je langsamer ist das vorwärts gegangen. Ich war fast zweiundzwanzig, als ich die deutsche Staatsbürgerschaft bekommen habe."* (Gropper 2003: TC: 32:30)

Die Kosten beliefen sich in diesem Fall auf 2.000 DM (ebd.), nicht etwa auf 51 DM, wie es im *Gesetz über die Rechtsstellung heimatloser Ausländer im Bundesgebiet* (Bundesministerium für Justiz und für Verbraucherschutz/Bundesamt für Justiz o. J., S. 4) heißt. Bei meiner Untersuchung sprachen die drei im Untersuchungsgebiet aufgewachsenen, nach dem Krieg geborenen Interviewpartnerinnen Maria Dobiczek sowie die Halbschwestern Schenja Wrobel und Anita Diestler, über ihre komplizierten Einbürgerungsverfahren. Beide Elternteile von Maria Dobiczek und Schenja Wrobel waren jeweils Zwangsarbeiter_innen gewesen. Schenja Wrobel lebte mit ihrer Familie bis zu ihrer Volljährigkeit im Untersuchungsgebiet. Zum Interviewzeitpunkt war sie in Hessen ansässig, wo auch die Gespräche stattfanden. Es liegt nahe, dass ein Umfeld, das die Eltern nicht als Ausländer_innen kennt und in dem keine direkten Profiteur_innen der elterlichen Zwangsarbeit leben, es erleichtert, detailliert und offen über Zwangsarbeit zu sprechen (vgl. Laumer 2024). Sie erzählt darüber, wie sich die Tatsache, Heimatloser Ausländer mit den entsprechenden Dokumenten zu sein, bei einer Ausflugsfahrt ins benachbarte Österreich offenbarte. Wrobel berichtet aber auch, welche Praxis sie entwickelte, um damit umzugehen:

Schenja Wrobel: „Ich hab' nämlich sogar noch den Ausweis von meinem Vater und dann kann ich des zeigen, wie das ausgesehen hat, das Ding, weil mit diesem Ausweis, also, der ist ganz blöde [lacht], ich kann den gleich mal suchen, der ist nämlich da, das ist ein ganz blödes Ding, das heißt nämlich ‚Reiseausweis', ganz groß und äh, da steht auch ‚für alle Länder'. Da ist sogar, sind sogar beide aufgeführt, also die Ehefrau mit da drin, das war also seine Unterschrift, mehr hat man da nicht hingekriegt. Und da heißt's ‚Internationaler Reiseausweis für alle Länder'. Und wenn man's nur versucht hat, bis nach Österreich zu kommen, … dann stand man an der Grenze und dann hat die Grenzpolizei g'sagt: ‚Ne, Einreise verweigert' [I lacht]. Weil die Angst hatten, man würde dort Asyl beantragen, und des war auch so, wenn wir nur einen Tagesausflug machen wollten, also meine Mutter öfters mit'm Landfrauenverein, so a Busfahrt, und sobald man dann über die Grenze wollte, konnt' sie nicht fahren. Und auch in die Schweiz ging's nicht, da hab's ich dann probiert [sehr betont], man kam nicht rüber. Weil die einfach immer die Angst hatten, man würd' dann quasi Asyl

beantragen und dann war das für uns kein Reiseausweis, die einzige Chance, die wir hatten, das haben wir dann mal rausgekriegt, wenn man den Ausweis gar nicht mitgenommen hat und g'sagt hat an der Grenze …
I: ‚Ich bin Bayer.'
SW: Ne, haben wir jetzt grad g'merkt, in d' Handtasche 'nei' geguckt, ‚Hab' den Ausweis vergessen', dann hat's so ein Tagesvisum gegeben, 'nen Besucherschein, und dann durft' man eben diesen Ausflug mitmachen. Das war's Einzige, und wenn man einfach gesagt hat, dann haben die auch nichts gewusst, wenn man einfach gesagt hat: ‚Ja, Ausweis vergessen', fertig, Dann haben die ja nicht groß gefragt, ob man Deutscher, Bayer oder sonst was is'. Dann war's egal, gell. Ausweis vergessen, also so 'nen Schein ausgestellt, und dann ging das, und dann hab' ich sagen müssen: Wofür … war dieses Dokument? Wenn hier steht: ‚Für alle Länder', und man hat eigentlich mit dem Ding überhaupt nicht reisen dürfen und weiß net, steht's da drin?" (Interview 1 Wrobel, Schenja 8. 2. 2014, Transkript S. 12–13, TC 0:42:45).

Zu ihrer Einbürgerung sagt sie:

SW: „Im April '88 hab' i's g'schafft und '83 hab' i [lacht] angefangen, die Anträge zu stellen [lacht].
I: Wahnsinn.
SW: Hm [lacht]" (ebd. Interview 2, TC: 0:12:48, Transkript S. 29)

Schenja Wrobels Geschichte ihrer Einbürgerung war ein Spießrutenlauf: Das Verfahren verzögerte sich, weil sie zunächst beweisen musste, dass sie aus der polnischen Staatsbürgerschaft entlassen worden ist, obwohl nicht eindeutig war, ob sie die polnische Staatsbürgerschaft überhaupt besaß. Um dies Mitte der 1980er Jahre zu klären, konferierte sie mit der polnischen Botschaft, wofür sie auf eigene Kosten eine Übersetzerin beauftragen musste. Wrobel erhielt während dieses Verfahrens eine sogenannte „Einbürgerungszusicherung". Ihr wurde gesagt, dass sie ihren Ausweis nicht verlängern müsse, was sie demnach nicht tat. Auch die Tatsache, dass sie mit einem Deutschen verheiratet gewesen war – und sich dann von ihm trennte –, brachte keine Vorteile für die geplante Einbürgerung. Sie erzählt weiter:

SW: „Eines Abends klingelt's an der Tür, steht'n Polizist vor der Tür und sagt zu mir, ich halte mich unberechtigt in Deutschland auf. Dann hab i g'sagt: ‚Was bitte? Was mach i?' Ja, ich würd' mich unberechtigt in Deutschland aufhalten, dann han i g'sagt: ‚Jetzt sage' Sie mir, wo i mich eigentlich sonst aufhalten soll.' I hab' g'sagt, i hab' g'sagt: ‚I bin hier gebore', zwar jetzt net grad in Wabern, aber i bin in Deutschland gebore'', sag ich, ‚ich bin hier aufg'wachsen, äh, was … wolle' Sie jetzt vo' mir?' Ja, er müsst' mir des mitteilen, da mei' Ausweis abg'laufe' sei und ich den nicht verlängert hätte und da könnt ich ausgewiesen werden. Na han i g'sagt: ‚Und wohin wolle' sie mich jetzt ausweise'?' Ja, das könnt' er mir au' net erklären, da sollt' i mi an die Ausländerbehörde … ähm, wende', aber … des täte Strafe nach sich ziehen, also

wenn ma' den Ausweis net verlängert hat, muss ma' Strafe bezahlen. Dann hätt' i da, das weiß i no' genau, 950 Euro, äh, Mark zahle' solle', na han i g'sagt: ‚Spinn' i jetzt, oder?'" (ebd. Transkript S. 30, TC: 0:17:05).

Sie erzählt weiter und schildert ihre Argumentation bei der darauffolgenden Gerichtsverhandlung:

„Hab' g'sagt: ‚Wer muss es denn wissen?' Hab' g'sagt: ‚Muss i jetzt g'scheiter sein als die Behörde, wenn i den no' frag'? (…) I hab's doch schriftlich, ich werde eingebürgert. Na hab' i g'sagt: Mit diesem Lappen kann ma nix anfanga, da kann ma sich net mal den Hintern abputzen', hab' g'sagt, ‚der taugt nix.' Dann hab' i g'sagt: ‚Des tut ma leid', hab' i g'sagt, das Geld sehe er sowieso net, weil das Geld hab' i net, weil wenn i das Geld hätt', tät' i da 's Fenster aufmacha und grad den Geldbeutel 'nausschmeiße'. Also, so hab' i 's Geld g'wiss net. Hab' g'sagt: ‚I muss gucke, dass ich durchkomm'', na hab' i g'sagt, ‚wohin soll i den ganzen Käs' zahle'?' (ebd. Transkript S. 31, TC 0:19:48).

Das Verfahren wurde eingestellt, Schenja Wrobel aber war noch immer nicht eingebürgert. Ihr Anwalt reichte eine Petition beim Landtag ein, die offensichtlich nicht bearbeitet wurde. In einem „Wahljahr" kontaktierte sie eine Zeitung, die über ihre Situation berichtete. Sie schildert ein Telefonat mit einem Beamten, bei dem es ihr „gereicht habe", und sie „geladen war". Erst nach diesem Gespräch erhielt sie die deutsche Staatsbürgerschaft.

Als wir während des Gesprächs Dokumente und Fotos anschauen, erzählt sie zur Einbürgerungsurkunde ihrer Mutter:

SW: „Und da hamma (…) den Beweis, dass es die Mama au no' g'schafft hat [lacht], die Einbürgerungsurkunde zu kriegen. (…) Das war ebe', der Papa is g'storbe' im August '91. Und sie hat's dann ebe' quasi erst danach gekriegt." (Interview 2, TC: 00:10:32, Transkript S. 28–29)

Maria Dobiczek schilderte ihre Einbürgerung nicht so detailliert, allerdings mit bitterem Unterton (mehr zum Gespräch mit Maria Dobiczek in Kapitel 6.3). Sie, in Deutschland geboren und aufgewachsen, empfand die Beweispflicht, dass sie ausreichend Deutsch sprechen und schreiben könne, als Schikane.

Andere Interviewpartner_innen beschreiben die Naturalisation zwar nicht als so kompliziert, führen dies aber darauf zurück, dass sie dabei Unterstützung von Einzelpersonen erhielten.

Schenja Wrobels Halbschwester Anita Diestler, deren leibliche Mutter Deutsche, aber früh verstorben war, sagt, dass mit ihrer Einbürgerung „ein Traum in Erfüllung" ging. Durch das Interview mit ihr wurde mir die Problematik der Staatsbürgerschaft bei ehemaligen Zwangsarbeiter_innen und ihren Kindern erst bewusst:

Anita Diestler: „Letztes Mal haben wir uns erst unterhalten, mein großer Wunsch war, mein Traum ist dann in Erfüllung gegangen. Achtzehn Jahre, wie ich alt war, dann hab' ich meine deutsche Staatsangehörigkeit bekommen.
I: Ach so?
AD: Jaaaa, das ist ja interessant, gell? [Lacht]
I: Ja.
AD: Das hab' ich erst net so mitkriegt, aber erst wie ich dann so vierzehn, fünfzehn war, da hab' ich das schon g'wusst, i bin ja eigentlich staatenlos g'wesen. Ich hab' null Ahnung von dem Ganzen g'habt. Aber erst dann, wie ich g'lernt hab' als Friseuse im Dorf, dann sind von der Gemeinde Angestellte und so, wir haben uns dann unterhalten und die hat dann gesagt: ‚Anita, das Gesetz kommt raus, wenn du volljährig bist, wir machen dir diese Anträge und alles, wir machen das, frühzeitig fangen wir an, wenn du achtzehn bist, wird das gemacht' [lacht]. Das war mein größtes Geschenk, kann ich sagen [lacht].
I: Okay. (…) Du hattest auch keine polnische Staatsbürgerschaft oder sowas?
AD: Nein, da ist dring'standen ‚staatenlos'. Frag' mi' aber net, wieso und warum. (…) Aber ich weiß noch, diesen Antrag haben s' gestellt, und ich hab's bekommen … kann ich beibehalten, es erlischt nicht." (Interview Diestler, Anita 22.5.2010, Transkript S. 20)

Daraufhin erzählt sie, dass die Erlangung der deutschen Staatsbürgerschaft bei ihrer Schwester Schenja Wrobel, „dem Ausländerkind", wie sie sagt, sehr viel komplizierter gewesen sei. Auch Martha Rudenko und ihre Tochter Ursula Rudenko berichten über ihre Einbürgerung. Allen Kindern von Zwangsarbeiter_innen, die sich dazu geäußert haben, ist die Verwunderung darüber, dass sie einst staatenlos waren, gemein. Auch Ursula Rudenko äußert dies mit dem Satz: „Da wären wir, wie sagt man, ‚staatenlos' gewesen."

Martha Rudenko: „Er hat auch die deutsche Staatsangehörigkeit dann.
I: Das tät' mich auch interessieren, wie ist das dann gegangen? Wie ist das formell gegangen, bis er die deutsche Staatsangehörigkeit gekriegt hat?
MR: Da hat ihm einer vom Landratsamt so geholfen. Der hat ihm das alles gemacht, dass er das gekriegt hat.
Ursula Rudenko (Tochter): Das haben wir dann auch gebraucht.
MR: Der Lehrer hat das gesagt, wir sollen das alles schon machen wegen der Kinder schon. Der kam zu dem einen, der hat ihm das alles gemacht. Der hat sich solche Mühe gegeben. Ich musste auch oft rein, das war ein sehr freundlicher Mann, der hat ihm alles geschrieben. Da hat nix gefehlt [Bedeutung: Das war überhaupt kein Problem mit dem Mann auf dem Landratsamt].
I: Wann war das ungefähr?
MR: '56, '58 rum, als ihr in die Schule gegangen seid, kann schon '60 sein.
UR: Mama, das war später, ich war da ja schon in der Schule.
BL (andere Tochter): Wann? '58 noch nicht.
UR: Ich war ja zehn Jahre alt.

MR: Das war schon nach '60.
UR: Nach '60. Wie alt war ich wohl? (…) Ich weiß noch, welche Rennerei ihr hattet. Er musste 'nen Brief schreiben, auf Deutsch, weißt du das noch? Einen Lebenslauf. (…) Das war komisch, weil wir haben immer gedacht, normalerweise ist man doch nach der Mama, wenn man zur Welt kommt. Und da war's auf einmal umgedreht, da wären wir, wie sagt man, staatenlos gewesen. Und daraufhin hat er dann, das ist ihm schon schwer gefallen, den Brief zu schreiben, aber er hat dann immer alles getan, damit es uns gut gegangen ist. Da hat er immer aufgepasst." (Gruppengespräch Rudenko, M., Rudenko, U., Lindl, B., Transkript S. 13–14, TC: 0:26:12)

Diese Beispiele weisen darauf hin, dass die Erlangung der deutschen Staatsbürgerschaft keineswegs nur eine Formalität oder Routine war. Die von Pegel konstatierte Kontinuität der Fremdbestimmung und der randständigen Positionierung der einstigen Zwangsarbeiter_innen setzte sich fort und weitete sich auf ihre Kinder aus, selbst wenn mitunter Einzelpersonen, auch bei den Behörden, Unterstützung bei den Verfahren leisteten. Die Heimatlosen Ausländer wurden nicht ohne Weiteres deutsche Staatsbürger_innen. Im Folgenden werde ich kurz die materiellen und finanziellen Ressourcen und damit verbunden auch Kämpfe um monetäre Entschädigung der ehemaligen Zwangsarbeiter_innen beleuchten. Die Debatten um Kompensationen für Zwangsarbeiter_innen waren ab den 1980er Jahren verknüpft mit medialer Berichterstattung und akademischer Forschung (Borggräfe 2014, S. 150–190). Wenn das Thema „NS-Zwangsarbeit" in seinen verschiedenen Ausprägungen in der BRD also öffentlich vergleichsweise breit diskutiert wurde, dann im Zusammenhang mit Diskussionen um Wiedergutmachungsforderungen.

6.1.4 Fehlende Entschädigung ehemaliger Zwangsarbeiter_innen

Viele der Heimatlosen Ausländer waren nicht nur als Zwangsarbeiter_innen eingesetzt gewesen und hatten ihr altes Umfeld zurückgelassen. Schlechte Arbeitsbedingungen und unzureichende medizinische Versorgung während des Nationalsozialismus hatten auch Krankheiten verursacht (Frankenberger 1997, S. 221–222). Die Mehrheit der zivilen Zwangsarbeiter_innen war im Jugend- oder jungen Erwachsenenalter verschleppt worden, sie hatte also oft nur wenige Jahre eine Schule besuchen können und verfügte nun im Nachkriegsdeutschland weder über eine Ausbildung oder ökonomische Ressourcen noch über ein Netzwerk, das sie finanziell hätte unterstützen können. Es ist auf außenpolitischen Druck zurückzuführen, dass die Bundesregierung Regelungen für Ausgleichszahlungen traf. Die BRD argumentierte, dass individuelle Ansprüche auf Entschädigung von in ihre Herkunftsländer zurückgekehrte Zwangsarbeiter_innen mittels Reparationszahlungen an die entsprechenden Staaten abgegolten werden

sollten. Mit dem Londoner Schuldenabkommen 1953 gelang es der Bundesregierung zum einen, einen erheblichen Schuldenschnitt zu erlangen (Bundesarchiv/Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft" 2010c). Zum anderen wurden damit Reparationszahlungen der Bundesrepublik mit dem Hinweis auf einen fehlenden Friedensvertrag abgewehrt (Pegel 1997, S. 104–105). Die bundesdeutsche Gesetzgebung zur Wiedergutmachung war laut Pegel vorbildlich, solang sie sich „am alliierten Gängelband" (ebd., S. 137) befand. Bei der Analyse des Bundesentschädigungsgesetzes (BEG) drängt sich der Eindruck auf, dass es im Hinblick auf ehemalige Zwangsarbeiter_innen nur pro forma – und eben als Reaktion auf internationalen Druck – festgeschrieben wurde (ebd., S. 108). Das mehrmals novellierte BEG unterschied zwischen „Verfolgten des Nationalsozialismus" und „Nationalgeschädigten". Zur letzteren Gruppe der „Nationalgeschädigten" zählten die ehemaligen Zwangsarbeiter_innen. Allerdings reichte die Tatsache, „nur" Zwangsarbeiter_in gewesen zu sein, nicht für einen Anspruch auf Anerkennung als „Nationalgeschädigter". Es waren zusätzlich folgende Bedingungen zu erfüllen:

- gesundheitliche Schäden, die nachweisbar Folge der Zwangsarbeit waren. Der_die Antragstellerin musste zudem zumindest 25 Prozent beeinträchtigt sein.
- Der_die Zwangsarbeiter_in war „schädigenden Maßnahmen" ausgesetzt gewesen, die in direktem Zusammenhang mit beispielsweise den Polenerlassen standen, das heißt, es musste zusätzlich zur Zwangsarbeit noch eine „Schlechterbehandlung" nachgewiesen werden, wie zum Beispiel Inhaftierung in einem Konzentrations- oder Arbeitserziehungslager (ebd., S. 115–118).

Nach dem 31.12.1969 konnten keine Ansprüche mehr angemeldet werden. (ebd., S. 117). Falls der Antrag anerkannt wurde, erhielt der_die Antragsteller_in eine Rente zwischen 100 und 200 DM. Die Richtlinien waren „zum Ablehnen von Anträgen auf Entschädigung" geschaffen worden (Chmielewski, zit. n. Pegel 1997, S. 116). Die Behörden bearbeiteten einen Großteil der Anträge wegen sogenannter „Formfehler" nicht (Stepień 1989, S. 218). Ehemalige Zwangsarbeiter_innen sahen sich mit verschiedenen Schwierigkeiten konfrontiert, ihre Ansprüche durchzusetzen. Manchmal waren Dokumente nicht vorhanden oder in den Herkunftsländern verschollen. Die Antragsteller_innen konnten den kausalen Zusammenhang zwischen gesundheitlichen Schäden und der Zwangsarbeit oft nicht beweisen – oder Gutachter_innen weigerten sich, diese Verbindung anzuerkennen. Lagen psychische Krankheiten vor, fiel es den Betroffenen häufig noch schwerer, das Begutachtungsprocedere über sich ergehen zu lassen. Zudem vertraten verantwortliche medizinische Expert_innen in den 1950ern häufig die Ansicht, dass die „Belastungsfähigkeit des Menschen unermeßlich" (Pegel 1997, S. 123) wäre. Die Ursache für psychische Erkrankungen der Antragsteller_innen

wurden demnach als anlagebedingt und nicht als Folge der Zwangsverschleppung und -arbeit gesehen. Nicht nur Erkrankungen, sondern auch die Suizidrate war unter Heimatlosen Ausländern in den 1950er Jahren und im Vergleich zu Bundesbürger_innen hoch (Grabe 2020, S. 111–120; May 2008b). Sowohl unter psychiatrischen Gutachter_innen als auch unter Richter_innen, die nach eingelegten Widersprüchen Entscheidungen trafen, gab es personelle und ideologische Kontinuitäten aus dem Nationalsozialismus (Stepień 1989, S. 213–214; S. 220).

Im Lauf der Jahre setzte sich auch auf dieser Ebene die damals bereits existierende internationale Lehrmeinung durch, dass psychische und psychosomatische Krankheiten durchaus aus biografischen Belastungen resultierten (Pegel 1997, S. 124). Ehemalige Zwangsarbeiter_innen, deren Anträge abgelehnt worden waren, konnten ihre Anträge später erneut stellen, doch nur wenige hatten die Geduld, sich dem „Wiedergutmachungswesen" (Niederland 1980, zit. n. Pegel 1997, S. 124) ein weiteres Mal auszusetzen. Bis zum Jahr 1986 wurden 83 Prozent der Anträge vom Bundesverwaltungsamt abgelehnt (Herbert 1989, S. 301). Ulrich Herbert stellte seiner „Fremdarbeiter"-Studie einen vorgedruckten Ablehnungsbescheid des Bundesverwaltungsamtes Köln voran:

> *„Seine Verbringung zum Arbeitseinsatz erfolgte nicht wegen seiner Zugehörigkeit zu einem fremden Staat oder zu einem nicht-deutschen Volkstum. Sie war vielmehr eine Maßnahme zur Beseitigung des kriegsbedingten Mangels an Arbeitskräften, von der Personen aller Nationalitäten betroffen wurden. Die von dem Antragsteller vorgetragenen Umstände des Arbeitseinsatzes sind nach eingehender Würdigung auf die allgemeine Verschlechterung der Lebensbedingungen im Verlauf des Krieges zurückzuführen. Der Antrag war daher abzulehnen."* (Herbert 1999, S. 9)

In den 1980er Jahren entwickelten sich, verbunden mit politischem Aktivismus und der Arbeit von Geschichtswerkstätten, innenpolitische Debatten um Entschädigung von Zwangsarbeiter_innen (Borggräfe 2014, S. 80–171). 1990 unterzeichnete die BRD den Zwei-plus-Vier-Vertrag, der der Wiedervereinigung Deutschlands den Weg ebnete. Die Bundesregierung verhinderte erfolgreich, dass dieses Abkommen als Friedensvertrag bezeichnet wurde und unterband damit Reparationsforderungen aus 50 Ländern. Stattdessen schloss die BRD bilaterale Entschädigungsabkommen mit verschiedenen osteuropäischen Staaten. Ab Mitte der 1990er Jahre bereiteten ehemalige KZ-Häftlinge und Zwangsarbeiter_innen in den USA Einzel- und Sammelklagen gegen deutsche Unternehmen, die von Zwangsarbeit profitiert hatten, vor (Bundesarchiv/Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft" 2010a; 2010b; 2010d; Bundeszentrale für politische Bildung 2020). Als Reaktion darauf, und um künftige Gerichtsverfahren gegen deutsche Firmen abzuwehren, wurde im Jahr 2000 die Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft"" (EVZ) mit Geldern aus der deutschen Industrie und

staatlichen Mitteln gegründet. Die Stiftung organisierte Zahlungen an ehemalige Zwangsarbeiter_innen, die mit dem Erhalt dieser Geldbeträge auf weitere Forderungen nach Entschädigung verzichteten.[87] Nach der Deutung Henning Borggräfes (2014, S. 511) hatte die Gründung und dann die Arbeit der Stiftung EVZ den „Entschädigungsaktivismus" der 1980er Jahre, auch personell, „inkorporiert". Von in Deutschland Lebenden wurden weniger als 10.000 Anträge gestellt (Saathoff/Gerlant/Mieth/Wühler 2017, S. 238). Landwirtschaftliche Zwangsarbeiter_innen erhielten, nachdem die jeweiligen EVZ-Partnerorganisationen eine Öffnungsklausel angewandt hatten und sofern der Antrag anerkannt wurde, eine Summe zwischen 536 und 2235 Euro (Pagenstecher 2016; Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft"/Freie Universität Berlin o. J.). Die Debatte um die Gründung und Arbeit der EVZ und damit in Verbindung stehender historischer Forschung machte NS-Zwangsarbeit in ihren verschiedenen Facetten zu einem medial präsenten Thema in Deutschland und Österreich. Manche in meiner Einleitung zitierten Arbeiten sind dem „Entschädigungsaktivismus" der 1980er Jahre zuzuordnen. Die Mehrheit der auch von mir am Anfang dieser Dissertation angeführten, sowohl nicht professionellen als auch akademischen Studien, digitalen und analogen Archive, Ausstellungen und Erinnerungsorte, entstanden jedoch nach der Gründung und häufig finanziell unterstützt von der EVZ. Meine Interviewpartner_innen verneinten die Frage, ob ihre Eltern Entschädigung beantragt oder erhalten hätten. Wie ich im Folgenden (vor allem in Kapitel 6.8) zeigen werde, stellten meine Interviewpartner_innen auf der „Nachkommenseite" zwar vereinzelt Bezüge zu offizielleren, über die ländliche Gesellschaft hinausweisende, Erinnerungsorte her. Diese von ihnen genannten Erinnerungsorte stehen aber nicht in Zusammenhang mit Gründung und Aktivität der EVZ ab den späten 1990er Jahren.

Eine Entschädigung, die mehrheitlich nicht stattfand, bedeutete zweierlei: Die Leistungen und auch das Leiden der ehemaligen Zwangsarbeiter_innen in der BRD sind zum Großteil nicht anerkannt, sondern ignoriert und bagatellisiert worden. Zudem wurde den Heimatlosen Ausländern damit auch eine regelmäßige finanzielle Unterstützung versagt.

87 Verschiedene Gruppen ehemaliger Zwangsarbeiter_innen, beispielsweise sowjetische Kriegsgefangene und Italienische Militärinternierte, erhielten keine Zahlungen von der EVZ. Der Bundestag sprach sowjetischen Kriegsgefangenen im Jahr 2015 Zahlungen zu (Pagenstecher 2016), vgl. auch Süddeutsche Zeitung (2015): Sowjetische Kriegsgefangene erhalten Entschädigung, 20.5.2015, www.sueddeutsche.de/politik/zweiter-weltkrieg-sowjetische-kriegsgefangene-erhalten-entschaedigung-1.2487424, (Abfrage: 14.12.2020).

6.1.5 Mangelndes Kapital ehemaliger Zwangsarbeiter_innen

Ehemalige Zwangsarbeiter_innen erhielten also meist keine wirtschaftliche Kompensation, ihre sozioökonomische Situation in Westdeutschland war häufig schlecht.

> *„Abgebrochene Ausbildung, sprachliche Entwurzelung und außerordentlich schlechter Gesundheitszustand [führten dazu, dass] sie unqualifizierten, schlecht entlohnten Tätigkeiten nachgingen",*

stellt Tamara Frankenberger (1997, S. 232) in Bezug auf manche ihrer Interviewpartnerinnen fest. Nach Pierre Bourdieu verfügten die einstigen ausländischen Arbeitskräfte weder über soziales noch über kulturelles oder ökonomisches und auch nicht über symbolisches Kapital. Die von Frankenberger Interviewten waren ursprünglich sowjetische, in Westdeutschland lebende ehemalige Zwangsarbeiterinnen, denen es nicht oder nur sehr schwer gelang, für ihre finanzielle Absicherung eigenständig zu sorgen. Die Autorin verweist auch auf eine Frau aus der UdSSR, die während des Nationalsozialismus auf einer Zeche unter Tage gearbeitet hatte und dann nach dem Krieg auf der Zeche die Unterkunftsräume der türkischen Arbeiter reinigte (ebd., S. 120). Dass ehemalige Zwangsarbeiter_innen ihre Tätigkeit nach dem Krieg am Einsatzort während des Krieges fortsetzten, war kein Einzelfall. Mitunter arbeiteten DPs weiter bei Bauersleuten, bei denen sie schon während des Nationalsozialismus eingesetzt gewesen waren (Kuhlmann-Smirnov 2005, S. 28; S. 35–36). Das in Kapitel 5 erwähnte Ehepaar Dobiczek „half" auch nach dem Krieg im benachbarten landwirtschaftlichen Betrieb, wo Agnes Dobiczek Zwangsarbeiterin gewesen war. Dies dürfte auch Jahrzehnte nach Kriegsende ein Zuverdienst für die Familie gewesen sein oder zumindest Gegenleistungen der benachbarten Bauernfamilie gebracht haben. Auch Schenja Wrobels Mutter verließ der Erzählung ihrer Tochter nach das DP-Lager und kehrte auf den Bauernhof zurück, wo sie Zwangsarbeiterin gewesen war:

Schenja Wrobel: „Also mei' Mutter sagt, sie hätt's mal wieder versucht, zurückzugehen, da gab's damals anscheinend auch so 'ne Aktion. Aber das war anscheinend so, dass ma da irgendwie die Leut' erst wieder in so Lager gesammelt hat und dann hat man die irgendwie zusammengesammelt in Lagern und da durft' ma auch wieder das Lager net verlassen, und dann ging sich nix vorwärts, dann hat meine Mutter g'sagt, da war sie Tage, Wochen gesessen. Und ma' hat ne' g'wusst, ja, fährt ma' jetzt, wird ma' wieder zurückgebracht oder net, und dann war ihr das Warten anscheinend zu viel und dann sei sie also einfach abgehauen aus dem Lager und wieder zurück zu dem Bauernhof, und der hat sie dann natürlich wieder gerne aufgnomma, und dann ist sie einfach da geblieben, weil sie dann g'sagt hat, nö, also, ein zweites Mal versucht sie's net. Wenn man da im Lager sitze' muss, da war's Essen ähnlich schlecht und musst' quasi da im Lager Arbeiten verrichten und (…) Auf jeden Fall hat sie

g'sagt, da sei sie dann wieder auf und davon und dann sei sie wieder zurück zu den Bauern und hat sich dacht: ‚Dann is das Leben doch da besser', weil ja da die Jahre schon vergangen waren und dann hat sie g'sagt, sie hat g'merkt, dass sie da doch so einigermaßen ein geregeltes Essen kriegt (…) Und bei mei'm Vater war's ähnlich, der hat au' g'sagt, also er hat einfach, ja, er hat ja schon früher quasi als, als Kind, als Jugendlicher, als junger Erwachsener dort, wo er eben herg'stammt is', eigentlich keine Wurzeln g'habt, und dann hat er lieber dacht, lieber da, er is' (…) dann auch quasi in dem Sinne weggelaufen von dem Bauern, der so brutal war, und hat sich dann irgendwie versteckt und hätt's dann irgendwie g'schafft, 'nen anderen Bauern zu finden, bei dem er dann bleiben konnt' und arbeiten konnt'." (Interview 1 Wrobel, Transkript S. 17, TC: 00:58:18)

Bei meinen Gesprächen mit Kindern von Zwangsarbeiter_innen waren finanzielle Ressourcen meist nur indirekt Thema. Wrobel erzählt allerdings ausführlich und detailliert über die ökonomische Situation ihrer Familie nach dem Krieg in Deutschland und ihre eigene gesellschaftliche Position als Kind Heimatloser Ausländer. Ihre Eltern waren Zwangsarbeiter_innen auf bayerischen Bauernhöfen gewesen. So sagt sie: „Wir waren ja auch nicht viel gewöhnt, ich muss sagen, wir waren ja auch ziemlich einfach und arm aufgewachsen (…) Da war nie das Geld da." (Interview 1, Transkript S. 21, TC: 0:18:15, Interview 4, 9.2.2014, Transkript S. 44, TC: 1:13:02) Sie thematisiert – und das ist im Vergleich zu den anderen Interviewten außergewöhnlich – auch gesamtgesellschaftliche ökonomische Zusammenhänge. So beschreibt Wrobel die körperlichen Spätfolgen, unter denen ihre Mutter durch die harte Arbeit litt:

„Vor allem, was mei' Mutter au' g'sagt hat, was sie halt auch also ganz schlecht fand, oder, das find' ich auch, das war absolut net in Ordnung, und zwar die haben ja wirklich, so wie mei' Mutter ja erzählt hat, so körperlich arbeiten müssen und die war ja dann nachher auch körperlich 'n totales Wrack. Da war ja alles kaputt, der Rücken, die Hüfte, die Füße, die Hände, da war ja alles richtig körperlich verbraucht und man hat's ihr au' am G'sicht ang'sehen, also sie war wirklich, kann ma' sagen, wie ma' so sagt – runterg'schafft, runterg'wirtschaftet, so hat sie einfach ausg'sehen." (Interview 1, Transkript S. 36, TC: 0:40:54)

Wrobel macht deutlich, dass ihre Eltern nicht nur Zwangsarbeit leisten mussten, nach dem Krieg weiter unter prekären Bedingungen in Deutschland beschäftigt waren, unter Spätfolgen der Zwangsarbeit litten, sondern auch, dass ihre Eltern keine angemessene monetäre Absicherung hatten. Wrobel stellt die Konsequenzen der Zwangsarbeit und folgenden schlecht entlohnten Tätigkeit in Beziehung zu den Mitverantwortlichen, den Bauersleuten sowie deren Erb_innen.

SW: „Und was halt net in Ordnung war, dass die Bauern eigentlich nicht ordentlich in diese Rentenkasse ein'zahlt haben, dass die Mama halt nachher auch kei' ordentliche Rente gekriegt hat … Und was für mich auch net verständlich war, weil, wo sie eben war bei diesem

ersten Bauernhof, diese Söhne oder auch die Töchter (…), die haben auch später dann einfach wirklich jeder für sich no' genügend Vermögen ang'häuft, und i find' das halt wirklich sehr schade, dass da jetzt keiner für sich aufg'standen is' und mal g'sagt hat: ‚Jetz' halten wir halt alle zusammen und wenn's schon die Eltern net machen von uns, aber jetzt mach ma wir des' und zahlt noch jeder 'nen Teil in die Rentenkasse ein, dass einfach da a ordentliche Rente rauskommt', weil mei' Mutter hat halt 'ne ganz geringe Rente g'habt – und was komisch war, sie hat ja immer no' zu diesen Kindern von diesem Bauernhof Kontakt g'habt." (ebd.)

Schenja Wrobel nimmt Bezug auf das ambivalente Verhältnis ihrer Mutter Tanja zur Dienstgeber_innen-Familie, insbesondere zum Sohn Hans. Zu ihm hatte die zwangsarbeitende Mutter, einen engen Bezug, und im Erwachsenenalter lässt Hans der früheren Zwangsarbeiterin Gaben in Form von Paketen zukommen. Hans und seine Familie „stehen" in der Erinnerung Wrobels jedoch „nicht zusammen", um die Altersvorsorge ihrer Mutter, der früheren Zwangsarbeiterin, mitzufinanzieren. Wrobel macht deutlich, dass „diese Leute", also ihre Eltern und andere Zwangsarbeiter_innen, dazu, dass „man jetzt was hat", also zum Wohlstand in der Gegend, nicht zuletzt zum westdeutschen Wirtschaftswunder, beigetragen haben:

SW: „Ich muss sagen, das is' es mir echt unverständlich oder grad der eine Sohn, wo meine Mutter g'sagt hat, des sei eben ihr Liebling gewesen, der wo ja immer wieder a Päckle zu Weihnachten g'schickt hat, der Hans. Und bei ihm war das sein schlechtes Gewissen, denk' i mal [lacht], beruhigend in dem, dass er halt ab und zu noch a Päckle g'schickt hat, also des – war net in Ordnung, und auch der zweite Bauernhof, da ham sie auch net viel getan dafür, die ham sich au' n' hinterher noch alle gekannt und wussten wie's meiner Mutter geht – da hätt' ma eigentlich scho' erwartet, dass die einfach g'sagt haben, okay, in den Kriegszeiten hat keiner viel g'habt, da is' viel falsch g'laufen und viel kaputt 'gangen, aber jetzt wo ma' sich quasi mal ein Stückle weiterentwickelt hat und auch sieht, man hat jetzt was und da ham diese Leut' dazu beigetragen mit ihrer Arbeitskraft, dass ma' sich so entwickelt hat, dass ma' dann sagt, man kann auch hinterher noch a Anerkennung machen." (ebd. Transkript S. 37, TC: 0: 42:43)

Die Interviewte beschreibt sehr klar die versagte Anerkennung der Leistung und auch der Leiden der Eltern und zudem die Abwehr der monetären Verantwortung seitens der Profiteursfamilien. Sie beschreibt zudem, wie die Zwangsarbeit das weitere prekäre Auskommen der Eltern und zugleich die wirtschaftlich positive Entwicklung für die Bauernfamilie zementierte. Die Tatsache, dass ihre Mutter Tanja Wrobel weiterhin den Kontakt zu den Nachkommen der Bäuerinnen und Bauern aufrechterhielt, stößt bei ihr auf Unverständnis. Die Gesprächspartnerin berichtet auch von Unterstützung: So haben Nachbar_innen die Familienmitglieder mitunter im Auto mitgenommen, da die Familie selbst kein Auto besaß. Als ihre Mutter

Tanja Wrobel pflegebedürftig und Schenja Wrobel selbst bereits weggezogen war, haben ebenfalls Nachbar_innen der einstigen Zwangsarbeiterin Beistand geleistet. Schenja Wrobel subsumiert dies allgemein, indem sie sagt, es habe „auch Freundschaften und gute Bekannte" (Interview 4, Wrobel 9. 2. 2014, Transkript S. 39, TC: 00:02:39; vgl. auch Laumer 2015c) gegeben. Aber in ihrer Erzählung wird ebenso deutlich, dass diese Unterstützung auf der Initiative und Großzügigkeit Einzelner beruhte, es aber keine systematische wirtschaftliche Absicherung – beispielsweise in Form eines angemessenen Rentenanspruchs – gab, die es der Familie ermöglicht hätte, unabhängiger und nicht auf die Großzügigkeit des Umfeldes angewiesen zu sein. Mangelnde materielle Ressourcen besiegelten ihre mehrheitlich lang andauernde gesellschaftliche Marginalisierung. Heimatlose Ausländer_innen konnten jedoch Fürsorgeleistungen beziehen. Wie ich im Folgenden zeigen werde, offenbaren sich im „Fürsorgewesen" für diese Gruppe Kontinuitäten aus dem nationalsozialistischen eugenischen und ethnischen Rassismus.

6.1.6 Fürsorge – Paternalismus und Kontinuitäten nationalsozialistischer Ideologie

In Ratgeberbroschüren aus den 1950er Jahren wird gegenüber den Heimatlosen Ausländern eine paternalistische, zuweilen auch abweisende, Haltung erkennbar, die suggeriert, dass diese Empfänger_innen von Unterstützungsleistungen zufällig in Deutschland gestrandet und nun eine wirtschaftliche Belastung für die BRD wären. Neben dieser bevormundenden Einstellung zeigt sich ein Bild, das Angehörige dieser Gruppe als deviante Problemfälle zeichnet und damit an nationalsozialistische Ideologie anknüpft. In diesen Schriften lassen sich Versatzstücke nationalsozialistischen eugenischen und ethnischen Rassismus (Wagner 2000, S. 76–80) finden. Im Hinblick auf die Biografien der Zwangsarbeiter_innen, gezeichnet von prekärem wirtschaftlichen Auskommen und mitunter Krankheiten, wird diese andere Kontinuität, nämlich der Zusammenhang zwischen Nationalsozialismus und der Armut der DPs oder Heimatlosen Ausländer, jedoch vergessen (vgl. zu psychischen Krankheiten bei Heimatlosen Ausländern, die in Altersheimen leben: Grabe 2020, S. 111–120). Ein Beispiel dafür, wie Heimatlose Ausländer mit diesem rassistischen Wissen adressiert werden, ist die Ausgabe des *Ratgebers für heimatlose Ausländer* aus dem Jahr 1952, in dem die Angesprochenen geduzt werden. Als hätten die Leser_innen noch nie zuvor mit Arbeit unter Deutschen und mit Arbeitsämtern zu tun gehabt, wird ihnen geraten:

> „*Wenn du keine Arbeit hast, setze dich sofort und unmittelbar mit dem örtlichen zuständigen Arbeitsamt in Verbindung und lass dich dort registrieren*" (ebd., S. 62). Und an anderer Stelle: „*Dein erstes Bestreben muß aber im Fall der Arbeitslosigkeit immer sein, durch Vermittlung des Arbeitsamtes eine neue Arbeit zu bekommen.*" (ebd., S. 63)

Auch wurde in zeitgenössischen Quellen „mangelnde Arbeitslust" der DPs durch die „Garantie des kostenlosen Lebensunterhalts" bemängelt (Jahn, zit. n. Pegel 1997, S. 88). Ein weiteres Beispiel ist eine Studie zur Integration der DPs aus dem Jahr 1958, verfasst von Hans Harmsen, Leiter der Akademie für Staatsmedizin in Hamburg. Das Bundesvertriebenenministerium propagierte sie „als Leitschnur für die Ausrichtung der Arbeit der Länderbehörden". Über deutsche Frauen, die Beziehungen mit polnischen DPs haben, schreibt Harmsen (1958, S. 39):

> *„Es waren durchaus nicht immer die ‚würdigsten Vertreterinnen unseres Stammes', die als deutsche Frauen in den Lagern heimatloser Ausländer geheiratet wurden – oft halbe Lagerprostituierte, die, wenn ihnen der Boden zu heiß wurde, im gleichen Lager einen Mann fanden, den sie heirateten. Im Lager Funkturm [Hamburg] (…) waren es vorwiegend asoziale Typen, die von Polen geheiratet wurden, häufig frühere Prostituierte, die weder zur Mutter noch zur Hausfrau geeignet waren."*

Wieder – oder immer noch – greifen eugenischer, ethnischer und sexualisierter Rassismus ineinander. Die Tatsache, dass diese Frauen außerhalb der „Volksgemeinschaft" stehende – im Weltbild des Verfassers gab es 1958 offensichtlich noch eine „Volksgemeinschaft" – Männer geheiratet haben, veranlasste Harmsen, ihnen „Asozialität" zuzuschreiben. Ebenso stufte er die „nichtdeutschen Flüchtlinge" als „asozial" ein:

> *„Zu den typischen Lagersüchten gehört neben Alkoholismus und Nikotinmißbrauch der* Mißbrauch des Geschlechtlichen, *sexuelle Ausschreitungen in jeder Richtung [Hervorhebung im Orig.]"* (ebd., S. 87). Und: *„Ein bisher kaum aufgegriffenes und schwer zu lösendes Sonderproblem ist die* Unterbringung asozialer und politisch renitenter *nichtdeutscher Flüchtlinge [Hervorhebungen im Orig.]."* (ebd., S. 99)

Viele Heimatlose Ausländer mieden oder minimierten den Kontakt mit den Behörden, weil „teils sogar [in der Entnazifizierung] schwer belastete Personen" in den sozialen Diensten und als Juristen arbeiteten (Stepień 1989, S. 287). Nicht nur unter den oben erwähnten psychiatrischen Gutachter_innen und Jurist_innen, sondern generell in Politik, Legislative, Verwaltung ebenso in der praktischen Fürsorge und Sozialarbeit setzte sich der Nationalsozialismus in persona fort (ebd., S. 220; S. 287).[88]

88 So schreibt Stepień (1989, S. 287) in seinen „Persönlichen Notizen": „Gelegentlich bedurfte es (…) großer Gelassenheit, mit (deutschen) Experten aus jener Zeit zu sprechen. Da wäre beispielsweise ein in DP-Angelegenheiten ehemals tätiger Flüchtlingsfachmann zu nennen – im Übrigen ein sehr kompetenter älterer Herr –, der noch Jahre vor seiner Tätigkeit auf diesem Gebiet öffentlich dafür gelobt wurde, daß er in einer Einrichtung des III. Reiches als SS-Sturmführer regelmäßig Kinder ‚für Deutschland' gezeugt hatte."

Die Wahrnehmung der Displaced Persons und im Anschluss daran der Heimatlosen Ausländer auf politischer und administrativer Ebene als delinquente Randseiter hatte ihre Entsprechung im Alltag. Bei der Durchsicht von Studien ist auffällig, wie oft und wie einheitlich DPs und Heimatlosen Ausländern von deutscher Seite kriminelle Veranlagung zugeschrieben wurde. Unter Deutschen kursierendes rassistisches Wissen, Daniel Wagner (2000, S. 75) nennt es „Wildwestmärchen", war die Regel, mitunter kam es zu Übergriffen auf DPs (beispielsweise Kenkmann 2000; Pegel 1997, S. 76; Wagner 2000, S. 74–85). Ulrich Herbert (1999, S. 384–389) stellt einen Fall in Köln ab Ende 1944, Horst Schreiber (2023, S. 73–96) einen in Tirol 1944 dar, bei dem sich jeweils sowjetische Zwangsarbeiter_innen zusammentaten und Einbrüche verübten, um sich zu ernähren, sie von der Gestapo verfolgt und hingerichtet wurden. In meinem Untersuchungsgebiet sind Gerüchte um kriminelle DPs in der mündlichen Überlieferung nicht mehr sehr virulent. Ich hörte dieses Motiv nur einmal von Johann Brucker, der von einem großen Diebstahl unmittelbar nach dem Krieg bei einem Bauern erzählte und ausführte, man habe sich daraufhin im Ort gesagt: „Die Polen sind's gewesen" (Interview Brucker, Johann 7.8.2013, Transkript S. 5, TC: 0:17:33). Darüber hinaus werden diese Rassismen in Bezug auf DPs, auch auf belgische, in einer maschinengeschriebenen Ortschronik von Rattenberg, dessen Verfasser_in unbekannt ist, explizit reproduziert. Emily Mühlbauer, die geschichtsinteressiert ist und in dem Dorf wohnt, überreicht mir eine Kopie dieser Aufzeichnungen. Das letzte in diesen Annalen angeführte Ereignis geschah in den 1970er Jahren. Es liegt nahe, dass sie kurz danach verfasst worden sind. Mühlbauers Erzählungen weisen jedoch keine Topiken zu delinquenten Ausländer_innen nach dem Krieg (jedoch antisemitische Topiken, vgl. dazu Kapitel 6.7) auf. Dies veranlasst mich zu dem Schluss, dass das rassistische Wissen um angeblich straffällige, gefährliche DPs nicht mehr mündlich tradiert wird, sondern dass es, wie in Kapitel 5.7 ausgeführt, neue Formen angenommen hat. In Bezug auf Ausländer_innen werden nicht Geschichten, sondern Deutungsmuster tradiert. Frau Sallers oben beschriebene Einschätzung des slowakischen Arbeiters, der möglicherweise nicht zur Ernte bereitsteht, ist ein Beispiel für eine derartige Aktualisierung rassistischen Wissens.

Doch soll, bevor ich das Untersuchungsgebiet wieder genauer in den Blick nehme, noch einmal auf die Heimatlosen Ausländer auf Bundesebene zurückgekehrt und ihre städtebauliche Separierung dargelegt werden.

6.1.7 Räumliche und gesamtgesellschaftliche Marginalisierung Heimatloser Ausländer in der BRD

Zunächst lebten Displaced Persons und auch noch zahlreiche Heimatlose Ausländer häufig in DP-Lagern. In diesen Unterkünften waren sie von der

bundesdeutschen Gesellschaft räumlich separiert, was sich städtebaulich fortsetzte, wenn ihnen Wohnsiedlungen zur Verfügung gestellt wurden. In den späten 1950er Jahren sollten die DP-Lager aufgelöst werden, sie bestanden aber mitunter weiter. Mit dem Bauprogramm des United Nations Refugee Fund (UNREF) 1955–1958 und dem „Lagerräumungsprogramm" des UNHCR 1959–1960 „wurden im Rahmen des öffentlich geförderten sozialen Wohnungsbaus Wohnungen errichtet und gemäß der einzelnen Länderbestimmungen von diesen mitfinanziert" (Stepień 1989, S. 241). Zinsgünstige Kredite, zu einem kleinen Teil von der bundesdeutschen Lastenausgleichsbank, zum größeren Teil aus Spendenmitteln der Vereinten Nationen, ermöglichten die Errichtung der neuen Wohnsiedlungen oder Mietskasernen (ebd.). Wohnsiedlungen für Heimatlose Ausländer existierten und existieren in Bayern etwa in Deggendorf, Landshut (Stepień 1989, S. 239), Passau-Kohlbruck oder in München-Ludwigsfeld, wo 1952, unter anderem auf dem Gelände eines KZ-Außenlagers, in dem Zwangsarbeiter_innen für BMW gearbeitet hatten, Wohneinheiten für Heimatlose Ausländer fertiggestellt wurden (Vepřek 2019). Natascha Wodin (2017, S. 322–331) beschreibt in ihren autobiografischen Veröffentlichungen die „Häuser", eine Siedlung für Heimatlose Ausländer in Forchheim bei Nürnberg. Diese bebauten Straßenzüge wurden, mit Martina Löw gesprochen, so platziert und dann auch so wahrgenommen, dass die Heimatlosen Ausländer in Nachbarschaft zueinander und abgegrenzt von bundesdeutschen Staatsbürger_innen wohnten und damit marginalisert waren. Auch in Bezug auf die „Gastarbeiter" lässt sich eine Kontinuität unterteilender Architektur feststellen: Im baden-württembergischen Sindelfingen waren Baracken eines DP-Lagers abgerissen worden. An dessen Stelle standen im Jahr 1960 Holzverschläge, in denen zwar keine Heimatlosen Ausländer, aber italienische „Gastarbeiter" lebten, die bei Mercedes-Benz beschäftigt waren (Kee 1961, S. 51–52; Pegel 1997, S. 128–129). Die Wohnsituation mancher ehemaliger Zwangsarbeiter_innen gestaltete sich auch Mitte und Ende der 1950er Jahre sehr schwierig: Stepień (1989, S. 243) listet mehrere Beispiele auf, darunter das einer vierköpfigen Familie, die in Baden-Württemberg in einem 14 m^2 großen Zimmer wohnte.

Diese ausführliche Schilderung staatlicher Maßnahmen und wirtschaftlicher Prekarität in der BRD soll nicht die Möglichkeiten zur Selbstbestimmung, die Heimatlose Ausländer und ihre Familienmitglieder gefunden haben sowie ihre Lebensleistungen schmälern. Hinweise auf eine widerständige Praktik gibt Schenja Wrobel, die, so ihre Erzählung, lange vor dem Schengener Abkommen regelmäßig ohne Pass nach Österreich reiste.

Diese Schilderung hat jedoch das Ziel, zu zeigen, dass ehemalige Zwangsarbeiter_innen/Heimatlose Ausländer sehr viele institutionelle Widerstände auf Makroebene zur Subjektkonstitution zu überwinden hatten. Die Erfahrungen der einst ausländischen Arbeitskräfte haben jahrzehntelang keine öffentliche

Objektivation, weder in öffentlichen und gespeicherten Erzählungen noch in Form von Denkmälern, Ritualen etc., gefunden. Da ihre Geschichte nicht als gesellschaftliche Realität anerkannt wurde, setzten sich ihr gesellschaftliches Randdasein und Fremdbestimmtwerden häufig fort. Die immer wieder hervorgerufene Marginalisierung machte es noch schwieriger, ihre biografischen Erfahrungen oder das aus der Gemeinschaft einstiger Zwangsarbeiter_innen kommende Wissen öffentlich zu thematisieren. Die institutionalisierte Benachteiligung auf Bundesebene war eine elementare Grundlage für den Alltag der Heimatlosen Ausländer sowie ihre Position im quasi-sozialen Feld der ländlichen Gesellschaft. Laut Pegel (1997, S. 137) verschwanden die während des Nationalsozialismus gekommenen, oft dahin verschleppten ausländischen Arbeitskräfte aus der westdeutschen Gesellschaft, sie konnten keine Lobby oder Pressure-Group formen, um ihre Ansprüche öffentlichkeitswirksam einzufordern und durchzusetzen (ebd., S. 107; S. 137).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Bundesregierung im Rahmen dessen, was unter alliierter Aufsicht möglich war, zahlreiche Maßnahmen ergriffen hat, um die ehemaligen Zwangsarbeiter_innen als politische Gruppe aus der Öffentlichkeit und materiell an den gesellschaftlichen Rand zu drängen. Die bundesdeutsche Politik gegenüber den DPs und Heimatlosen Ausländern jedenfalls folgte wie schon während des Nationalsozialismus einer selbsterfüllenden Prophezeiung: Mehrheitliche Verschleppung, Ausbeutung von und drastischen Repressionen gegen Zwangsarbeiter_innen während des Zweiten Weltkrieges wurden trotz der sichtbaren gesundheitlichen und wirtschaftlichen Konsequenzen für die Betroffenen vergessen. Zum größten Teil abgewiesene Entschädigungsansprüche und mangelndes soziales und ökonomisches Kapital besiegelten die Position der ehemaligen Zwangsarbeiter_innen auch nach dem Krieg: am gesellschaftlichen Rand. Ins Abseits manövriert, entsprachen die mitunter tatsächlich armen und kranken ehemaligen Zwangsarbeiter_innen rassistischen Vorstellungen. Angepasst an das neue politische System, aktualisierten ehemalige „Volksgenossen" und „Volksgenossinnen" auf allen Legitimationsebenen ihr eugenisch, ethnisch und sexualisiert rassistisches Wissen. Bundesdeutsche Expert_innen in Medizin, Verwaltung und Fürsorge behandelten Heimatlose Ausländer als deviante, der „Asozialität" nahestehende Problemfälle, diskriminierten diese und gewährten ihnen geringe Fürsorgeleistungen, so der Stand der noch recht überschaubaren geschichtswissenschaftlichen Forschung zu Heimatlosen Ausländern.

Die ehemaligen Zwangsarbeiter_innen hatten auf Makroebene kaum eine andere Wahl, als zu verschwinden, wie Pegel es ausdrückt, also möglichst unauffällig in der westdeutschen Gesellschaft zu leben – sie „passten" (im Sinn von *passing*, vgl. Einleitung, Kapitel 1.3.1). Dies ist eine Parallele zu anderen Ländern, in denen Zwangsarbeiter_innen nach dem Nationalsozialismus lebten. Es

hatte verschiedene Gründe und Ausformungen, doch stieß „das Erzählbare" für Zwangsarbeiter_innen in verschiedenen ost- und westeuropäischen Staaten an Grenzen (Plaßwilm 2011, S. 353). Doch Subjekte bewegen, leben, kommunizieren, interagieren, handeln nicht nur auf Makroebene, sondern sie sind in aller Regel in verschiedene politische Gemeinschaften eingebunden.

Wie gestalteten und gestalten sich die Beziehungen der „Zwangsarbeiterfamilien" nun in der ländlichen Gesellschaft, waren und sind sie auch „auf dem Dorf" *marginal men* – oder *marginal families*?

6.2 Angehörige von Zwangsarbeiter_innen als *marginal men* in der ländlichen Gesellschaft

Frankenberger (1997: 232) schreibt in Bezug auf ihre Interviewpartnerinnen, die ehemalige Zwangsarbeiterinnen waren:

> *„Ob die Frauen sich relativ gelungen sozial verwurzeln konnten oder das Gefühl einer lebensgeschichtlichen Entwurzelung dominiert, hängt entscheidend damit zusammen, inwieweit ihnen der Aufbau eines sozialen und familiären Netzes gelungen ist, ob sie sich sprachlich in ihrem neuen sozialen Umfeld verständigen und berufliche Perspektiven entwickeln konnten."*

Beim Zugang zu meinem ethnografischen Feld wird deutlich: Es gab eine Gemeinschaft ehemaliger Zwangsarbeiter_innen, die miteinander in Kontakt standen. Zunächst waren es eher Angehörige der Profiteur_innen, die mich auf Nachfrage auf dagebliebene ausländische Arbeitskräfte verwiesen. Als ich dann mit Verwandten ehemaliger Zwangsarbeiter_innen sprach, ließ ich mir von ihnen Hinweise geben, wo ich noch Nachkommen der polnischen oder russischen Arbeiter_innen finden könnte und wurde so zum einen auf die jeweiligen Geschwister, aber auch auf andere „Zwangsarbeiterfamilien" aufmerksam.

Es sind vor allem Agnes Dobiczek, einst selbst Zwangsarbeiterin, die beiden Witwen ehemaliger Zwangsarbeiter, Martha Rudenko und Franziska Torba, sowie die „Zwangsarbeitertochter" Schenja Wrobel, die auf mögliche Kontakte und Beziehungen zu anderen ausländischen Arbeitskräften verweisen. Wrobel erzählt als Einzige der interviewten Nachkommen von einer Art Community der einstigen Zwangsarbeiter_innen in der regional-ländlichen Gesellschaft der Nachkriegszeit. Ihre Erzählung ist ein vager, leiser Anklang an eine – beispielsweise ukrainische – Diaspora, wie sie Julia Lalande (2006) für Städte in der BRD und in Kanada beschreibt. Wrobel nun schildert ein informelles Netzwerk im ländlichen Untersuchungsgebiet, das sich nicht nur auf die Gemeinsamkeit der ursprünglichen Nationalität, sondern auf die gemeinsame – politische – Erfahrung, nämlich Zwangsarbeiter_in gewesen zu sein, beruft.

Schenja Wrobel: „[Mutter hat] den Kontakt eben auch zu anderen Landsleuten aufgebaut und hat dann festgestellt, dass es doch einige gab, wo dann in der Umgebung waren und mit zweien hat sie also immer 'nen Kontakt gehabt. Das war einmal eine Martha und einmal 'ne Katharina." (Interview 1, Wrobel, Schenja 8. 2. 2014, Transkript S. 4, TC: 0:12:13)

Sie nennt im Laufe der Gespräche drei weitere Familien von Zwangsarbeiter_innen, zu denen ihre Eltern Kontakt hatten, und zeigt mir Fotos von Treffen dieses Freundeskreises in ihrem Familienalbum. Sie beschreibt kollektives Erinnern und Reflektieren der Lebensläufe im Rahmen dieser Treffen:

SW: „Also Heimweh hatten auf jeden Fall alle. Da bin i mir sehr sicher, weil es gab auch Zeiten, also da hat man au' quasi so ukrainische Lieder g'sungen, also, wenn sie sich mal getroffen haben, oder dass die sich eben auch immer wieder auf Ukrainisch unterhalten haben – na, dann hat's scho' immer g'heißen, man hat sich halt auch ausgetauscht und hat auch überlegt, was wär' g'wesen, wenn sie quasi daheim in ihrem Land eben blieben wär'n. Wie wär's dann weiter'gangen?" (ebd. Transkript S. 45, TC: 1:14:08)

Schenja Wrobel erzählt zudem, dass ihr Vater Amadeusz Wrobel und andere Zwangsarbeiter_innen die Bauernhöfe, auf denen sie eingesetzt gewesen waren, nach dem Krieg noch einmal aufsuchten. Wrobel war den Erzählungen seiner Töchter nach als Zwangsarbeiter misshandelt worden. Sein Besuch in dem landwirtschaftlichen Betrieb in Nittenau bei Schwandorf dürfte also nicht freundschaftlich gemeint gewesen sein.

SW: „Ich weiß zwar, also das hat er mir selber erzählt, dass er mal irgendwie einen Bauern nochmal aufgesucht hätt' dort und dass ihn der Sohn sofort wieder erkannt hätte. Das haben sie auch mit dieser Familie Blachy [ehemaliger Zwangsarbeiter] damals durchgeführt, dass die mal schauen wollten, wo er [Vater] früher gearbeitet hat, und dass sie das mal g'funde' hätten." (ebd. Transkript S. 15, TC: 0:51:04)

Es weisen auch verschiedene Artefakte darauf hin, dass es solidarische Beziehungen zwischen den noch in der Nachkriegszeit in Bayern lebenden Zwangsarbeiter_innen gab und dass sie auch in Briefkontakt blieben, als manche von ihnen ausgewandert waren. So ist in den Akten eines Spruchkammerverfahrens die Rede „vom Vertrauensmann der ausländischen Arbeiter".[89] Die Nachkommen der Zwangsarbeiter_innen thematisieren – außer Schenja Wrobel – diese Netzwerke allerdings nicht oder nur ganz am Rande. Die Zwangsarbeiter_innen im

89 Staatsarchiv Landshut, Spruchkammer Bogen Rep. 164/1, Rep. 241/1, 569 Gemeinde Konzell, Gemeinde Rattenberg sowie Briefe aus Privatbesitz. Einige der Zeugenaussagen sowie private Briefe der ehemaligen Zwangsarbeiter_innen sind in deren Muttersprachen, also Polnisch und Ukrainisch, verfasst.

Untersuchungsgebiet, über die gesprochen wurde, hatten entweder andere ehemalige Zwangsarbeiter_innen geheiratet oder männliche Zwangsarbeiter waren mit deutschen Frauen, die arm oder nicht sehr wohlhabend waren, eine Ehe eingegangen.

So erzählt Anita Diestler über ihren Vater Amadeusz Wrobel, dass er zunächst eine deutsche Frau geheiratet habe, die bald verstorben sei. Die Suche nach einer neuen Frau gestaltete sich offenbar sehr pragmatisch. Laut ihrer Halbschwester Schenja war die Verbindung eine „Zweck-Ehe" (Transkript S. 8). Anita Diestler erzählt:

Anita Diestler: „Meine Mutter ist gestorben (…) und aufgewachsen bin ich dann ein Vierteljahr von Verwandtschaft, bis sich mein Vater dann wieder eine Frau gefunden hat. Das ist meistens über Bauern so informationsmäßig weitergegeben worden, also: ‚Da ist auch jemand, der ist alleine' und so [lacht]. Ja, so ist das abgelaufen.
I: Wirklich?
AD: Ja!
I: Das war also arrangiert?
AD: Die waren gar nicht so weit auseinander, aber keiner hat halt vom andern gewusst, und sie waren, ‚ich, von der, von Polen', und sie ist Weißrussin gewesen, waren sie da eigentlich ziemlich miteinander, da ist da so, ich sag' mal, verkuppelt worden. Und dann haben sie halt geheiratet, das ist ein Vierteljahr später gewesen, und dann bin ich zu denen gekommen, meine Stiefmutter hat mich dann aufgezogen." (Interview Diestler, Transkript S. 3)

Martha Rudenko ging schon während des Nationalsozialismus eine Liebesbeziehung mit ihrem späteren Mann ein, sie war als uneheliches Kind bei ihren Großeltern aufgewachsen. Über sich selbst sagt sie:

MR: „Und ich hab' auch niemanden gehabt, ich war auch ein lediges Kind. Hab' auch niemanden gehabt. Wir haben auch kein Häusl gehabt." (Rudenko u. a., Transkript S. 7, TC: 0:04:10)

Die einstigen Zwangsarbeiter_innen gingen nach dem Krieg Tätigkeiten mit geringem Einkommen nach. Sie arbeiteten für Baufirmen und im Steinbruch (Rudenko), im Straßenbau (Soroka, Rudenko), bei einer Betonfirma (Wrobel), als Metzger und Zimmerer (Krawczyk) und waren wie das Ehepaar Dobiczek, Emil Torba und Schenja Wrobels Mutter als Landarbeiter_innen auf benachbarten Bauernhöfen tätig. Von zweien ist bekannt, dass sie später in das 200 km entfernte München pendelten. Die Zwangsarbeiter_innen hatten naturgemäß zunächst keinen Grundbesitz, sie erwarben in der Nachkriegszeit aber meist welchen. Es war von Vorteil, mobil zu sein, um den Lebensunterhalt zu verdienen, da es in der städtischen Industrie lukrativere Arbeitsstellen gab.

Familie Rudenko lebte nach dem Krieg als besitzlose „Häusl-Leut" zunächst auf dem Bauernhof, wo sie als Landarbeiter_innen tätig waren. Ehemalige

Zwangsarbeiter_innen im Untersuchungsgebiet standen somit in sozialer Nähe zu anderen armen Deutschen, die sich ihren Lebensunterhalt ebenfalls als Land- oder später als Fabrikarbeiter_innen verdienen mussten. Auch die Tatsache, dass vergleichsweise wenig Grundbesitz an die Nachkommen übertragen werden konnte, dürfte dazu beigetragen haben, dass Angehörige der Kindergeneration nicht in der Gegend blieben oder zumindest zur Arbeit pendelten. Zur-Arbeit-pendelnd oder weggezogen sind auch andere aus der Gegend kommende Menschen. Es liegt jedoch nahe, dass, wenn Kinder von Zwangsarbeiter_innen heute nicht mehr in der Gegend leben, sie weniger Affinität zu der Gegend als die Nachkommen von Profiteur_innen haben. Manche der in Bayern gebliebenen ehemaligen Zwangsarbeiter_innen haben auch Verwandte in anderen Ländern. Agnes Dobiczeks Schwestern, die während des Nationalsozialismus im selben Dorf wie sie eingesetzt gewesen waren, wanderten nach Großbritannien aus. Ihre Tochter Maria Dobiczek erzählt, dass sie sich mangels Englischkenntnissen nur rudimentär mit ihren Cousinen und ihrer Tante habe unterhalten können. Unter den Heimatlosen Ausländern, die geblieben sind, gab es Beziehungen untereinander, es kam zu Vergemeinschaftung. Doch war es auch eine *erkennbare* Gemeinschaft im Untersuchungsgebiet? Die Antwort darauf ist paradox: Kinder von Zwangsarbeiter_innen betonen ebenso wie Kinder von Profiteur_innen, dass es keine Unterschiede gebe, es sei schlicht nicht von Interesse, wenn der Vater Pole war. Nach bestimmten Zwangsarbeitern, die nach dem Krieg im Untersuchungsgebiet lebten, gefragt, wird auf Profiteur_innenseite gesagt: „Jeder hat ihn gemocht!" Als Beispiel dafür sei der Text der Abschlussszene von „Szukając Emila" zitiert, bei der Kimberly Kellner, ihr Nachbar Werner und zwei weitere Nachbar_innen der beiden beteiligt sind.

Nachbarin 1: „Und beim Renftbauer hatten sie auch 'nen Polen.
Werner: Emil!
Kimberly Kellner: Hatten wir schon, Emil.
Werner: Der kommt immer wieder ins Gespräch! Emil war beliebt.
KK: Der lebt aber noch. In Moosbach.
Werner: Nein, der ist schon verstorben.
KK: Ist er schon gestorben?
Nachbarin 1: In Moosbach drüben.
Werner: Der war verheiratet.
Nachbarin 1: Ein ganz, ganz gemütlicher.
Werner: Ein ganz braver Mann! Der war direkt beliebt bei uns da.
KK: Der kannte jeden, der hat jedem geholfen.
Werner: Der war schon einheimisch, jeder mochte den.
Nachbarin 2: Der Mann konnte so schnell Deutsch!
KK: Michl auch, der hat schon so schöne Briefe geschrieben." (Kellner, Kimberly; Werner 7. 8. 2010, Szukając Emila, TC: 01:11:04)

Wie im Prolog dieser Arbeit dargestellt, hatte ich die einst ausländischen Arbeitskräfte nie als Gruppe mit dieser Geschichte wahrgenommen, sie waren also zu diesem Zeitpunkt, in den 1990er Jahren und um die Jahrtausendwende, offenbar keine offensichtlichen Außenseiter_innen,[90] wie dies Norbert Elias und John L. Scotson in der Studie „Etablierte und Außenseiter" (2017) für eine von ihnen untersuchte Gemeinde schildern. Die Nachkommen von Zwangsarbeiter_innen sind bemüht um *passing*, das heißt, sie wollen als Bayer_in und nicht als „Sohn des polnischen Arbeiters" gesehen werden. Es spricht auf den ersten Blick nichts dagegen, dies zu akzeptieren. Warum unterscheide ich für die vorliegende Arbeit dennoch zwischen „Profiteursfamilien" und „Zwangsarbeiterfamilien", wenn doch alle im Untersuchungsgebiet offensichtlich keinen Wert auf diesen Unterschied legen und Zwangsarbeiter_innen wie Emil Torba allseits „beliebt" waren? Die Antwort ist, dass es ausfindig gemacht werden kann und auch wird, wer die Tochter einer Ukrainerin oder von „Häusl-Leut" ist, auch *nachdem* die Kinder von Zwangsarbeiter_innen ihre ukrainisch oder polnisch klingenden Familiennamen abgelegt haben (Laumer 2015b). So bruchlos, wie dieses *passing* präsentiert wird, ist es also nicht. Wieso ist es dennoch meist sehr erfolgreich?

Elias und Scotson (2017, S. 249) zeigen in ihrer im Vereinigten Königreich angesiedelten Studie, dass die Etablierten, die länger in der Gemeinde wohnten und häufiger Ämter einnahmen, die Zuwander_innen in die „Rolle von Außenseitern" drängten, auch weil die Außenseiter_innen in der Wahrnehmung der Etablierten nicht verstanden, wo „ihr Platz" war. Die Etablierten stellten eine gut funktionierende Kommunikationsstruktur unter sich her, die sie zu nutzen wussten und die zur Kohäsion ihrer Gruppe führte. Manche der Außenseiter_innen, „die ihren Platz eben nicht kannten", übertrieben zuweilen die ihnen zugeschriebenen, schlecht angesehenen Verhaltensweisen und benahmen sich im öffentlichen Raum bewusst provokativ – sie wiesen die Kommunikationsstrukturen und den Wertekanon der Gemeinde, beispielsweise auch das gemeinschaftsstiftende Klatschen, (ebd., S. 166–186; S. 242–245) weit von sich und verstärkten damit ihre Außenseiterposition.

Dafür, dass die ehemaligen Zwangsarbeiter_innen keine erkennbare Community mehr sind, gibt es zwei Gründe. Zum einen blieb die „Ex-Zwangsarbeiter_innen-Community" nicht über Generationen hinweg bestehen, Nachkommen zogen weg und haben weniger Bindung zum Untersuchungsgebiet als Kinder von Alteingesessenen. Schenja Wrobel, Katja Hattenkofer und Sabine Budny etwa leben nicht mehr in der Gegend. Zum anderen verstehen die Witwen und Kinder der früheren Zwangsarbeiter_innen, die noch im Untersuchungsgebiet wohnen,

90 Es gab – und gibt möglicherweise – Gespräche und Klatsch über „Russen". Dies bezog sich auf in den 1990er Jahren neu zugezogene Spätaussiedler_innen in der Gegend. Möglicherweise wurden darunter auch Juden und Jüdinnen aus der ehemaligen Sowjetunion, die sich in Straubing und Umgebung niederließen, subsumiert.

sehr gut, wo „ihr Platz" im dörflichen Gefüge ist und dass es ihrem Ansehen und Zugehörigkeit zuträglich ist, diesen nicht Frage zu stellen. Für die Eltern und Großeltern, die Zwangsarbeiter_innen gewesen waren, war dieses Verständnis, „wo ihr Platz" im Dorf ist, überlebensnotwendig gewesen. Die Figuration des *marginal man* findet auch in der ländlichen Gesellschaft im Hinblick auf ehemalige Zwangsarbeiter_innen statt. Alle wissen – ob explizit oder implizit –, wo der Platz der ehemaligen Zwangsarbeiter_innen ist, nämlich am Rand, selbst wenn diese als beliebt gelten und bekundet wird, dass jeder sie mag. Oder besser gesagt: Sie sind beliebt, weil sie ihre Randseitigkeit akzeptieren. Wie in Kapitel 3.5.4 zur ländlichen Gesellschaft dargestellt, wird durch dieses Verhältnis von Etablierten und *marginal men and women* sowie durch unterschiedliche Abstufungen von Anerkennung, die Menschen innerhalb der ruralen Gemeinschaft zuteil wird, die Vorstellung einer einheitlichen Gemeinschaft aktualisiert und damit ländliche Gesellschaft konstituiert. Um zu „passen", mussten die ehemaligen Zwangsarbeiter_innen akzeptieren, dass sie neben den anderen Kapitalarten auch nicht über symbolisches oder soziales Kapital verfügten und es auch nicht erlangen wollten. Zu begreifen, wo man in der regional-ländlichen Gesellschaft positioniert ist, heißt auch, die Logiken des Erinnerns und Vergessens an NS-Zwangsarbeit zu verstehen und zu internalisieren.

Bei den „Zwangsarbeiterkindern" haben sich allgemeine Wissensbestände um die Biografie der Eltern tradiert, die zum Teil bereits dargelegt wurden und in den folgenden Kapiteln noch weiter ausgeführt werden. Bei den Enkel_innen sind diese Informationen zur Herkunft der Großeltern nicht mehr relevant, sie sedimentierten kaum. In zwei Fällen erfuhren Enkel der Zwangsarbeiter_innen erst durch meine oder eine andere Befragung von Außenstehenden während meiner Recherchen, dass die Großeltern Zwangsarbeiter_innen gewesen waren. Interviewte gaben auch an, dass diesbezüglich keine Auskünfte an die Enkel weitergegeben worden seien, weder durch sie selbst noch durch die Großeltern. So berichtet die in Hessen lebende Schenja Wrobel, dass ihre Mutter Tanja den Enkel_innen, Wrobels Kindern, kaum über die Zwangsarbeit erzählt habe. Einer ihrer Söhne wolle nichts von der Geschichte hören. Seiner Schwester sei lediglich bekannt, dass „die Oma" aus einem anderen Land gekommen und sie selbst noch sehr jung gewesen sei, als die Oma starb. Es gibt zwischen den Generationen also einen Vergessenszustand, den Paul Connerton als konstituierend für eine neue Identität sieht, und auch der Vergessenstyp, den Connerton „strukturelle Amnesie" nennt, trifft in diesem Fall zu. Es kann also über Alterskohorten hinweg in der ländlichen Gesellschaft entfallen, wer Nachkomme von Zwangsarbeiter_innen ist, und damit wird auch vergessen, dass Menschen Zwangsarbeit geleistet haben.

Die meisten Nachkommen, mit denen ich sprach, wohnen noch im Untersuchungsgebiet. Auch wenn die Herkunft und die Biografien der Großeltern für die Enkel nicht relevant sind und das diesbezügliche Wissen unter ihnen nicht

mehr sedimentiert, so tradieren sich Deutungsmuster, die gesellschaftliches Wissen im Dorf strukturieren, durchaus. Wie formiert sich nun das Erinnern an NS-Zwangsarbeit in den „Zwangsarbeiterfamilien", die randseitig in der ländlichen Gesellschaft leben?

6.3 Erinnern zwischen Halböffentlichkeit und Privatheit: Klatsch, Gartenzaun und heruntergelassene Fensterläden

Auch unter den in der Gegend lebenden Familien ehemaliger Zwangsarbeiter_innen ist „NS-Zwangsarbeit" kein Thema, über das als historischen Sachverhalt oder als nationalsozialistisches Verbrechen gesprochen wird. Die erzwungene Migration des verstorbenen Ehemannes oder der Eltern steht vage im Zusammenhang mit „dem Krieg", aber allenfalls nur nachrangig mit der systematischen, nationalsozialistischen Ausbeutung. Die Angehörigen dieser Familien verwenden das Wort „Zwangsarbeiter_in" nicht. Ludwig Krawczyk, Sohn eines Zwangsarbeiters, ist zum Interviewzeitpunkt beispielsweise seit Jahren Arbeiter beim BMW-Konzern. Die Geschichte BMWs, das heißt die Produktion von Flugzeugmotoren während des Nationalsozialismus, die Ausbeutung von Zwangsarbeiter_innen durch BMW sowie die Rolle der Familie Quandt, der größten BMW-Anteilseignerin, beim Zwangsarbeitseinsatz spielt in Krawczyks Erzählung keine Rolle.

Die Erinnerung der „Zwangsarbeiterfamilien" an NS-Zwangsarbeit orientiert sich naturgemäß – im Gegensatz zu den der Profiteur_innen – verstärkt am biografischen Verlauf der Eltern oder des Ehemannes. Dieser Lebenslauf hatte auch Auswirkungen auf die interviewten Nachkommen: Diese waren zumindest bei ihrer Geburt oft keine deutsche Staatsbürger_innen, sie hatten eine andere Muttersprache als ihre Eltern – keine_r der Interviewten spricht etwa Polnisch oder Ukrainisch. Alle sprechen Deutsch, oft mit einer starken Dialektfärbung. Manche von ihnen wuchsen mit einer anderen Religion als ihre Eltern auf. Sie waren von dem Diskurs um Anderssein und Zugehörigkeit betroffen. Die biografischen Erfahrungen und die Randseitigkeit der Eltern dehnten sich trotz Aufwachsen mit Deutsch und Bayerisch und mit dem Katholizismus auf die Biografie ihrer Kinder aus. Wie in Kapitel 3.5.4 ausgearbeitet, ist ein Charakteristikum von Ruralität, dass Subjektivität der Öffentlichkeit nachgeordnet werden muss. Ihr Erinnern und Vergessen formiert sich wie bei den Profiteur_innen, abgesehen von der in Hessen lebenden Schenja Wrobel, innerhalb der ländlichen Gesellschaft.

Zunächst sei daran erinnert, dass ich keine_n Interviewpartner_in durch eine offizielle Anfrage gewonnen habe, weder durch Anzeigen in zwei Regionalzeitungen noch durch eine Anfrage per E-Mail an die Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes – Bund der Antifaschistinnen und Antifaschisten Bayern. Auf meine drei Anfragen per Postbrief erhielt ich nur eine Antwort, und zwar von

Sabine Budny. Sie erklärte sich aber nicht zu einem Interview bereit. Martha Rudenko hatte mir von den Budnys erzählt.

So kamen letztendlich alle Gespräche durch direkte Kontakte und mittels der „Methode des mich Durchfragens" zustande, weil man in der ländlichen Gesellschaft eben weiß – oder zu wissen glaubt –, wer wo wohnt und wer mit wem verheiratet ist und, umgangssprachlich ausgedrückt, wie diese und jene Familie „von Hause aus tickt". Auf Familie Soroka wurde ich aufmerksam, als ich den Namen auf einer Liste aus der Arolsen Archives entdeckte und da ich die Nachkommen des Zwangsarbeiters Soroka flüchtig kenne, war ich doch mit seinen Enkeln regelmäßig im Schulbus gefahren. Ich kontaktierte die beiden Söhne des Zwangsarbeiters Soroka nach meinem Fund. Mitunter waren Informationen über „Zwangsarbeiterfamilien" auch eine Art Tauschgeschäft: Ich wurde zu meiner Person und meiner Familie ausgefragt, gleichzeitig erhielt ich Hinweise, wen ich für meine Dissertation noch befragen könnte. Kontaktpersonen suchten nach Namen im örtlichen Telefonbuch und fragten bei Verwandten nach, wo Kinder von Zwangsarbeiter_innen zu finden seien (vgl. auch Laumer 2015b). Als Beispiel für einen solchen Handel sei die folgende Passage mit meiner Grundschullehrerin Gertrud Fuchs und ihrem Mann Heinz zitiert. Zudem dienen die ab nun angeführten Interviewauszüge wieder der Analyse von Erinnerungspraktiken und Deutungsmustern und nicht, mangels ausreichender Quellen, der Darstellung von Ereignisgeschichte wie in Kapitel 6.1.

Während Gertrud Fuchs also das Telefonbuch durchforstete und ihre Tochter Petra nach dem aktuellen Familiennamen einer „Zwangsarbeitertochter" fragte, wurde ich zeitgleich von Gertrud Fuchs' Ehemann Heinz zu meiner Familie befragt. Zudem zeigt der Ausschnitt mit Gertrud Fuchs das Wechselspiel zwischen der ländlichen Öffentlichkeit und der Entscheidung von „Zwangsarbeiterkindern", nicht über die Biografie ihrer Eltern zu sprechen. Gertrud und Heinz Fuchs ordnen die Personen, über die Informationen ausgetauscht werden, nicht nur Familien, sondern damit verbunden auch Orten zu. Annemarie Voigt wohnt in Teisnach, ich, die Interviewerin, wohnte einst in Hubing. Die beiden Orte sind etwa 30 Kilometer voneinander entfernt.

Gertrud Fuchs: „Wie schreibt sich die wieder? [Bedeutung: Was ist ihr Familienname?] Puchner, so ähnlich, nein, … mit 'nem B, der ihr Mann war ein Sportler und ist ganz unverhofft gestorben. I moan, des war scho' a Schreck damals.
I: Hm.
GF: Der Bub hat Stefan g'heiß'n, Stefan.
I: Sie glauben, eventuell Buchner hat die geheißen.
GF: Ja.
I: Oder? Heißt die, die Annemarie?
GF: Muss ich mal nachschau'n. Annemarie, ja. Teisnach. [holt Telefonbuch] E, F, G. Teisnach.
Heinz Fuchs: Dann is' sie in Hubing drüben, ne.

I: Ja. Wobei, jetz' wohn' ich in Berlin [lacht].
HF: Das ist der nächste Weg.
I: Ja.
HF: Sieht dem Papa gleich.
I: Ja, das hab' i scho' öfter g'hört.
HF: Gell, ja.
GF: Ich kenn d' Mama besser, i find' die Züge von der Mama eher.
I: Echt?
GF: Ja. Papa kenn i net, bloß vom Sehen, a' so hab' i no' nie g'red't mit ihm.
GF: Aber d' Mama is halt ne Dunkle, ne. Ja, von der Haarfarbe abg'sehen, aber 's G'sichtl, aber … a gute Mischung [lacht], gell.
HF: Und wo wohnen Sie?
I: Jetz' wohn i in Berlin.
HF: Wo?
I: Berlin.
HF: In Berlin? 'S eine Reise wert.
I: Auf jeden Fall. (…)
GF [zu ihrer Tochter]: Petra [laut], weißt du vielleicht, wie sich die Voigt Annemarie schreibt? Voigt Elisabeths Tochter? [Pause, murmelt] Dagmar unten, die weißt du noch. Dagmar Voigt, weißt du, n Franz, weißt, Annemarie war die ältere und die hat, die hat von Latzendorf geheiratet, und er ist dann ja doch so schnell gestorben, war so'n guter Sportler. Und 'n Bub haben wir in der Schule gehabt, den Stefan. Mit ‚B' hat es angefangen [murmelt]. Heimwieser Luise ihre Tochter, die ältere, Angelika.
Petra: Angelika.
GF: Magst runterkommen? Wohnt jetzt in Berlin [murmelt unverständlich]. Also weißt du's auch nicht. Schade.
[Währenddessen Heinz Fuchs]: Sie haben schon 'nen Bruder, gell?
I: Ja.
HF: Einen.
I: Einen Bruder, ja, eine Schwester, einen Bruder.
GF [zu Tochter Petra]: Polen da …
I: Eine Schwester und einen Bruder hab' ich.
GF [zu Petra]: Dobiczek zum Beispiel.
HF: Hat der den Hof daheim schon? Nein.
I: Ja, der wird ihn jetzt bald übernehmen, ja, mein Bruder." (Gruppengespräch Fuchs, Gertrud; Fuchs, Heinz 10.8.2013, Transkript S. 4, TC: 0:12:49)

Meine Grundschullehrerin Gertrud Fuchs und ihr Ehemann machten mich nicht nur auf einen benachbarten Zwangsarbeiter aufmerksam, der für meine Familie gearbeitet hatte. Da die Informationen mit Orten verbunden sind, fügten sie dem eine genaue Wegbeschreibung hinzu, wo ich die Tochter dieses benachbarten Zwangsarbeiters, Dagmar Voigt, heute Pollmeier, finden kann. In diesem

Gespräch zeigt sich ein weiteres Mal, wie eng dieses Wissen an Raumvorstellungen, in diesem Fall konkret an Bushäusl, Wege und Wiesen gebunden ist.

I: „Und wo wohnt die, beim Gigler?
HF: Ja.
GF: Hinterfeld. Sonst wüssten wir eigentlich niemanden, oder? Weißt du noch jemanden?
I: Also, das war'n praktisch bei Ihnen die Nachbarn, Voigts.
GF: Da runter zu, ja.
I: Ja.
GF: Bergabwärts [lacht].
I: Da müsste man jetzt weiterfahr'n mit dem Auto, weiter runter, oder?
HF: Wenns da hint' jetzt runterfahr'n, ne, …
GF: Bushäusl.
HF: … dann unten links, …
I: Aha.
HF: … dann kommt erst 'n Haus und so, das renoviert ist word'n, und das zweite, glei' links unterhalb der Straße glei'.
GF: Schon a bissl zurückgesetzt von der Straße, ne, …
I: Okay.
GF: … is' herob'n so a Wieserl. Dann is', das alte Haus steht noch und a neues steht auch da.
I: Hm.
GF: Da wohnt d' Dagmar. Das ist die zweite Tochter, d' Annemarie war die ältere, Martin war noch älter." (ebd. Transkript S. 2, TC: 0:03:55)

Die Töchter ehemaliger Zwangsarbeiter_innen, Dagmar und Annemarie, stehen also wie alle anderen in der ländlichen Gesellschaft in unterschiedlichen Abstufungen in der Öffentlichkeit. An diesem Beispiel zeigt sich, wie dieses Wissen mit meinen Informationen zu mir und meiner Familie in Klatschmanier ausgetauscht wird und wie ich, indem ich mich durchfrage, Auskünfte dazu, wer Angehörige einstiger Zwangsarbeiter_innen sind, generieren kann. Wie gestaltete sich nun mein direkter Zugang zu Familien ehemaliger Zwangsarbeiter_innen? Obwohl sich potenzielle und tatsächliche Interviewpartner_innen unter den Nachkommen von Zwangsarbeiter_innen bereit erklärten, mit mir zu sprechen und mich einer Familie, einem Ort und somit der regional-ländlichen Gesellschaft zuordnen konnten, hatten sie alle gezögert, dies zu tun. Sie waren unsicher, ob sie in der Öffentlichkeit stehen wollten. Die Anbahnung der Gespräche ebenso wie die Interviews selbst waren durch ein Hin und Her von Sprechen und Sich-Verbergen gekennzeichnet. Mich zuordnen zu können und der direkte Kontakt von Angesicht zu Angesicht waren ausschlaggebend, wenn ein Interview zustande kam. Als Einzige bewegt sich Schenja Wrobel, die in einem anderen Bundesland lebt, nicht in dieser Ambivalenz des Sprechen- und Schweigenwollens. Bei ihr stand das Bedürfnis, über die Geschichte ihrer Eltern und ihren eigenen Lebenslauf zu

berichten, im Vordergrund, sie bewegt sich nicht mehr in der ländlichen Öffentlichkeit, in der jede_r weiß, dass sie „die Tochter des Polen und der Ukrainerin" ist. Wrobel ist eher, wenn auch verhalten, auf der Suche nach Öffentlichkeit, sie interessiert sich dafür, ob es „noch mehr Leut' gibt":

Schenja Wrobel: „Und bei mir war das dann so ein Drama [die Einbürgerung] und dann hab' ich gs…, mir g'sagt, es würd' mich interessieren, gibt's noch mehr Leut', wo irgendwie ein Problem hatten, wo das einfach irgendw… nicht geklärt war oder gibt's genug Leut', wo dann alle nachweisen konnten, woher sie stammen, weil wenn die einen sagen können: ‚Ich komm' aus Polen, ich komm' aus Belgien, ich komm' aus sonst irgendwoher', dass das einfach immer geklärt war." (Interview 1, Wrobel, Transkript S. 11, TC: 0:40:11)

Den Kindern von Zwangsarbeiter_innen im Untersuchungsgebiet wurde mitunter auch zugeschrieben, dass sie keinen Kontakt nach außen suchen würden. Maria Dobiczek wurde mir als ein Mensch geschildert, der in seiner Schulzeit „verschlossen" gewesen war.

Meine Grundschullehrerin Gertrud Fuchs charakterisiert Dagmar Voigt, die Tochter eines Zwangsarbeiters, als abweisend.

GF: „Ich sag' ja, die Dagmar is' a wengal … abweisend. Gell?
HF: Ja.
GF: Und die Annemarie, die wohnt, ja, die …, wohnt die nicht in Teisnach hint'?" (Gruppengespräch Fuchs, Gertrud; Fuchs, Heinz Transkript S. 4, TC: 0:12:11)

Gertrud Fuchs beschreibt auch, dass Dagmar, ihre Schwester Annemarie und ihr Bruder in deren Schulzeit gemobbt wurden. Die pensionierte Lehrerin führt damit einen Grund für die angebliche Verschroben- und Verschlossenheit der „Zwangsarbeiterkinder" an. Dennoch, es wirkt, als wäre das angeblich abweisende und „bissige" Verhalten der damaligen Schüler_innen zementiert gewesen und als hätte es für diese keinen Weg gegeben, eine andere Rolle in der ländlichen Öffentlichkeit einzunehmen. Es ist davon auszugehen, dass eine, wenn auch aus der Stadt Landshut zugezogene, Lehrerin eine gewisse Autorität und Glaubwürdigkeit im Dorf genießt und dass von ihr getroffene Zuschreibungen in der regional-ländlichen Gesellschaft anerkannt werden. Auch Projektionen wie diese – die Töchter seien abweisend und bissig geworden – trugen zum Schweigen der Zwangsarbeiterkinder – und damit zum Vergessen – bei. Denn wer würde unzugängliche Leute, die ohnehin nicht mit dem Außen kommunizieren wollen, schon nach ihren Zwangsarbeitergeschichten fragen? Von bissigen, abweisenden Mädchen – und später Frauen – hält man sich lieber fern – so ist es eben –, das bedarf keiner Erklärung. Gertrud Fuchs selbst habe als Lehrerin nicht intervenieren können:

Gertrud Fuchs: „I weiß halt noch, dass die Kinder damals, äh, von den anderen Schulkindern recht, ja, recht getriezt worden sind, ne. Und, und, und von daher gesehen, ist, sagen wir mal, die Dagmar und auch die Annemarie, die zwei Deandla haben's ja wahrscheinlich am meisten aushalten müssen, sind am bissigsten worden von alle'. Die haben sich dauernd wehren müssen, ne. I hab' das gar net g'wusst. Mei, i bin auch fremd hergekommen und auf einmal hat es mir Frau Voigt erzählt, net, die Liesl.
I: Und wie hat sich das geäußert oder …?
GF: Dass sie sie getriezt haben und, und … ja, was sie ihnen für Namen gegeben haben, weiß i heutzutage nimmer, aber.
HF: ‚Pollacken' haben sie immer gesagt.
GF: Ja genau, das wollt ich grad' sagen.
HF: Pollacken.
GF: ‚Ihr seid ja Pollacken', so ungefähr, ne [HF lacht]. Und die Kinder haben genauso hierher gehört wie andre auch. Aber es waren halt, es sind … da wird daheim gesprochen und die Kinder sagen das, was sie daheim hören.
I: Mmh.
GF: Da kann man net viel macha, des is' das Mobben, wie es das heute auch gibt, hat's damals schon gegeben.
I: Und haben Sie dann als Lehrerin da irgendwie intervenieren können?
GF: I hab's versucht. Freilich. Selbstverständlich. Weil und noch dazu waren das recht liebe Kinder, net aufsässig oder so. Aber sie haben sich halt dauernd gegen die anderen wehren müssen.
HF: Der Martin, ne.
GF: Ja, der Martin und der Michael, ne. Michael war ja der Jüngste, des war, den, mein' ich, haben sie am wenigsten angetan.
HF: Wie alt ist jetzt der gewesen, als der gestorben ist, ha? Der hat gebechert, gell.
GF: Ja, der hat ganz schön gebechert. Das hat er halt g'lernt auch von seinem Papa, ne.
HF: Mei.
GF: Und, na ja.
HF: So 'n netter Mensch gewesen, gell.
GF: Ja, 'n ganz lieber.
HF: Alles, aber.
GF: Alle vier, alle vier sind liebe Kinder gewesen." (ebd. Transkript 5–6, TC: 0:18:52)

Da man in der Logik der ländlichen Gesellschaft auch „alle" kennt oder glaubt, sie zu kennen, ist es auch für andere ausreichend, sich auf dieses Wissen, wie „jemand tickt" und wie viel Ansehen er_sie genießt, zu stützen – manche in der Umgebung gelten eben als gesellig, manche, wie diese „Zwangsarbeiterkinder", als verschlossen. Neben dieser zugeschriebenen mentalen Unzugänglichkeit treten im Lauf meiner Recherche weitere materielle und behauptete Barrieren auf. Selbst zu dem „allseits beliebten Emil" gibt es verhaltenere und ambivalentere

Haltungen: Er sei nun mal „der Pole vom Renftbauer" gewesen, man habe gewusst, dass er da hingehöre (Mühlbauer, Emily, Transkript S. 7, TC: 0:17:01).

Auch Anita Diestler bezeichnet ihren Vater Amadeusz Wrobel als „verschlossen" (Transkript S. 3), „zurückgezogen", „misstrauisch" (S. 16), und „komisch" (S. 17). Auch sie rahmt diese Erzählungen räumlich. Nicht nur er, sondern auch das Zimmer, in das er sich zurückzieht, wenn er „zu viel hat", ist verschlossen:

Anita Diestler: „Männer erzählen ja nicht so arg viel. Er war halt sehr verschlossen.
I: Mmh.
AD: Wenn er wieder zu viel g'habt hat, dann ist er in ein Zimmer gegangen, hat's zugesperrt, und da hat man halt gemerkt, dass er schon zu tun gehabt hat mit dem Ganzen, immer wieder." (Interview Diestler, Transkript S. 3)

Sie erzählt öffentliche Szenen des Schikanierens und Schikaniertwerdens nach. Die, die hänseln, sind im öffentlichen Raum, auf der Straße. Der Vater befindet sich privaten Raum, im Haus, „in seinem Loch":

Anita Diestler: „Er ist auch gehänselt worden, des [war] halt damals auch so, sie [die Eltern] ham sich auch nicht gewehrt, weil da ist die Straße vorbeigegangen bei uns vor'm Haus und da ham die Kinder manchmal so ungefähr, wie sie's jetzt auch machen, haben s' ihn ausgespottet.
I: Und warum, was war da der …?
AD: Sie haben halt auch g'merkt, dass er anders ist.
I: Mmh.
AD: Das merkt a jedes Kind, so klein wie's d' bist, das war ja bei mir auch der Fall, und je größer, mei, des sind so Jungs oft gewesen, die so in der achten Klasse war'n, und so, oder neunten Klasse. De san oft, damals ist man noch nicht sehr mit'm Bus g'fahr'n, da war ich noch kleiner. Ich weiß noch, wie sie sie immer ausg'spottet ham, die ham da schon a bissl derb. Und die Eltern san natürlich auch so, dass sie die Kinder das lassen. Und das war für ihn sehr empfindlich. Der ist da, entweder hat er sich negativ verhalten und ist dann immer rausg'lauf'n und hat sie dann sehr beschimpft …
I: Mmh.
AD: … und das hat denen g'fall'n, dann sind's davonglafa [lacht], wie's halt so Kinder machen. Ja, aber und von daher ist der immer, hat halt auch g'merkt, dass er nix wert ist, dass er nix macht, dass er nix kann.
I: Mmh.
AD: Er hat das schon selber auch gemerkt, dass er, er ist trotzdem nicht von seinem Loch rausgekommen (…). Er hat eigentlich das Leben irgendwie verkorkst erleben müssen, ne." (ebd. Transkript S. 16–17)

Auch diese räumliche Aufteilung in Privatraum – „sein Loch" auf der einen Seite – und in Öffentlichkeit auf der anderen Seite des Gartenzauns, wo die hänselnden

Teenager stehen, wirkt festgeschrieben, als gäbe es daraus kein Entrinnen: Das Aus-dem-Haus-Laufen und Schimpfen des Vaters verschärft in Diestlers Deutung den Spott. Er habe „gemerkt, dass er nichts wert ist". Nach Diestler hätte ihr Vater sich dem ländlichen Umfeld gegenüber öffnen sollen – doch der Weg war ihm durch die Jungs auf der Straße versperrt.

Bei meinen Recherchen suchte und hörte ich nicht nur den Klatsch, dessen Inhalt war, dass jemand verschroben gewesen oder es immer noch sei. Ich stieß sowohl in den Gesprächen als auch anderswo auf materielle Barrieren verschiedener Art, die sich mir eingeprägt haben wie etwa das Bild der heruntergelassenen Fensterläden. So wurde mir von einem Nachkommen von Zwangsarbeiter_innen berichtet, der aber nicht ansprechbar sei, dass er sich von den Nachbar_innen abschotte und immer „die Fensterläden heruntergelassen" habe. Weitere Schwellen, über die gesprochen wurde und auf die ich stieß, sind Gartenzäune, Gartentore und ein Warnschild vor einem bissigen Hund.

Auch Dagmar Pollmeier schiebt mir gewissermaßen einen Riegel vor, als ich sie nach ihren Geschwistern frage. Sie unterbindet eine Kontaktaufnahme zu ihnen. Ihre Schwester Annemarie habe sich „ein Gartentürl vormachen lassen, damit niemand reinkann". Sie erzählt mir – wie auch Marion Torba – von ihrem Bruder, gibt mir aber seine Kontaktdaten nicht. Ihre Begründung dafür ist, dass er ohnehin nicht darüber sprechen wolle:

I: „Mmh. Ja, was jetzt natürlich schon interessant wäre, (…) es wär' interessant, dass ich mit Ihren Geschwistern auch noch reden könnte.
Dagmar Pollmeier: Das kommt nicht zustande, das glaub' ich nicht, nein.
I: Und wenn ich frag', oder?
DP: Nein, glaub ich jetzt nicht. Mein Bruder kommt oft erst am Samstag auf d' Nacht heim von Rosenheim (…), glaub' ich jetzt nicht, da hat der, glaub' ich, 'ne andere Einstellung, dass er da jetzt so hilfsbereit wär' (…)
I: Ja, okay.
DP: Tut mir leid, aber das, glaub' ich, hat keinen Sinn, dass er sich da Zeit nehmen tät'.
I: Und Ihre Schwester?
DP: Nein. Bestimmt nicht [lange Pause].
I: Die is dann eher, die mag so was nicht, oder …?
DP: Ach, die ist sehr eigen, also ist eigentlich nur ein Einzelgänger, die hat eigentlich in dem Sinn überhaupt keinen Kontakt nach außen, also, die ist immer nur daheim, also, die ist also sehr extrem. Also tät' sie nie kommen, nie! Weil die will eigentlich im Prinzip keinen Besuch, die blockt alles ab, also die ist sehr komisch in der Hinsicht, also da hätte man nie eine Chance.
I: Okay.
DP: Nie.
I: Schade.
DP: Ja, aber sie ist extrem. Also da …

I: Wenn ich's mal probier'?
DP: Nein, probieren Sie's nicht, sie wird dann eventuell gleich ausfallend, was ihr gegen den Strich geht, da wird sie ausfallend, bestimmt net.
I: Okay.
DP: Das hat bestimmt keinen Sinn.
I: Haben Sie dann Kontakt zu Ihrer Schwester?
DP: Ja, ne Zeit, also längere Zeit haben wir ihn schon gehabt, jetzt ist er eigentlich wieder lose geworden, ja, weil sie wird immer komischer eigentlich, und da denk ich mir dann, ja gut, dann lass es bleiben. Ja mei, wie soll ich denn sagen, das, das will ich jetzt nicht so offen sagen, aber sie ist ganz, ganz komisch geworden. (…) Ja und dann, aber sie war immer schon sehr eigenbrötlerisch, also, in die Arbeit ist sie gegangen, aber dann Kontakt nach außen, dass sie zu irgendwem, welche Veranstaltungen oder mit ihrem Mann mal mitgegangen wär', dass man mal zu Freunden eingeladen is', das, was eigentlich normal ist, das hat sie schon immer alles abgeblockt, und das ist jetzt immer extremer geworden. Die sperrt zu und im Prinzip braucht niemand kommen [lacht]. Hat sich sogar so'n Gartentürl vormachen lassen, dass ja niemand reinkann (…), aber so nach außen hin, also was Freunde und Bekannte anbelangt, das blockt sie alles ab, also da ist sie komisch, ich glaub', d…
I: Und wie äußert sich das dann? Also geht sie dann nicht ans Telefon oder macht sie nicht auf?
DP: Sie macht nicht auf. Ans Telefon, na gut, wenn sie 'ne bekannte Nummer sieht, geht sie schon hin, unbekannte nicht immer, und so macht sie halt nicht auf. Sie will eigentlich so in dem Sinn keinen Kontakt. Sie ist daheim, hat ihren Garten, hat ihren Fernseher und das reicht ihr." (Interview Pollmeier, Dagmar 14.8.2013, Transkript S. 22, TC: 0:32:25)

Ich startete drei Versuche, Annemarie zu kontaktieren: Am Telefon legte sie wortlos auf. Ihr Sohn ging ans Telefon und sagte, dass es sicher schwierig sei, mit ihr zu sprechen. Jahre später schrieb ich ihr einen Brief per Post, auf den sie nicht reagierte.

Sie ausfindig zu machen, gelang mir wie immer, indem ich mich durchfragte. Ihre einstige Nachbarin Maria Dobiczek, ebenfalls Tochter von Zwangsarbeiter_innen, nannte mir Annemaries aktuellen Familiennamen. Die als „verschlossen" charakterisierte Maria Dobiczek selbst wollte auch kein Interview geben und erst recht sollte ein Gespräch nicht aufgezeichnet werden. Wir sprachen aber mehrmals an ihrem Gartenzaun. Obwohl sie „offiziell" nichts erzählen wollte, da es ihr nicht geheuer war, in der Öffentlichkeit zu stehen, da dies nichts mehr ändere, sie nicht vorgezeigt werden wolle und sie befürchte, dass das irgendwann jemand ausgraben würde und es dann auf sie zurückfalle, sie als Kind „genug mitgemacht" habe und nur wieder „in ein Eck reingestellt werden" würde, offenbarte sich Redebedarf. Das umzäunte Grundstück, an dessen Grenze, ich auf der einen, sie auf der anderen Seite, wir uns unterhielten, befindet sich direkt neben dem Hof, auf dem ihre Mutter Agnes Zwangsarbeiterin und wo sie auch nach dem Krieg tätig gewesen war. Agnes hatte einmal an eben diesem Zaun erzählt,

dass ihr geraten worden sei, die Übertragung des Grundstücks an sie „gleich ins Grundbuch eintragen" zu lassen. Maria wirkte nun freundlich und interessiert und es schien mir, als hätte sie gerne eine_n interessierte_n Zuhörer_in. Die Tatsache, dass Maria Dobiczek „vorgezeigt" und diskriminiert wurde, offenbarte sich nicht nur in ihren Erzählungen. Von mehreren Leuten im Dorf war ich auf die Dobiczeks aufmerksam gemacht worden, wollte ich etwas über ukrainische oder polnische Arbeiter_innen wissen. Mir wurde von verschiedenen Merkmalen Maria Dobiczeks berichtet, die sie als auffällig auswiesen. Sie würde beispielsweise sehr langsam Auto fahren, was nervenaufreibend sei, wenn man hinter ihr fahre und nicht überholen könne, sie sei eigentlich christlich-orthodox, was sich im katholischen Religionsunterricht gezeigt habe, sie sei verschroben, wurde mir berichtet. Der Lehrer im Schulunterricht habe extra darauf hingewiesen, dass sie einen polnischen Familiennamen trage, und sie somit unangenehm exponiert. Während ich auf die Dobiczeks durch Gespräche im Dorf aufmerksam wurde, bin ich auf die Gebrüder Soroka, wie oben geschildert, durch eine materielle Spur gestoßen. Auf einer Akte, die in den Arolsen Archives verwahrt wird, stand ihr Name.

Als ich zu Gerhard Soroka fahre, um ihn um ein Gespräch zu bitten, habe ich – wie immer wenn ich potenzielle Interviewpartner_innen anspreche – Hemmungen (vgl. auch Kapitel 4.3.2). Bevor ich den Hof betrete, fällt mir ein Schild ins Auge. Es trägt die Aufschrift: „Vorsicht – bissiger Hund". Es lässt mich lange zögern. Schließlich überwinde ich mich, biege um die Ecke, klingle, Gerhard Soroka und seine Frau öffnen die Tür. Wir beginnen ein Gespräch, sie examinieren mich (vgl. Kapitel 6.7) und befragen mich genau zu meinem Vorhaben. Zudem stellt sich heraus, dass sie keinen Hund besitzen und das Schild wohl dazu dient, unliebsame oder aufdringliche, fremde Besucher_innen fernzuhalten.

Senta Hartl hatte mich auf die Rudenko-Lindl Familie aufmerksam gemacht. Sie hatte gemeinsam mit Barbara Lindl die Schule besucht. Bei unserem Gespräch machte Hartl mithilfe des Telefonbuchs auch Barbara Lindls und Ursula Rudenkos Bruder ausfindig, obwohl dieser zu der Zeit einen deutschen Familiennamen trug. „Der hat geheiratet und heißt jetzt Schneider, ich schau mal nach, wo der wohnt", sagte sie (vgl. auch Laumer 2015b). Die Rudenko-Lindl-Familie, nicht aber der Bruder mit Namen Schneider, spricht kurze Zeit später mit mir. Als ich im August 2020 noch einmal anrufe, um zu einem Detail nachzufragen, weigert Barbara Lindl sich, nochmal mit mir zu sprechen, „wir wollen das nicht mehr", sagt sie.

Das Gespräch mit Martha Rudenko beginnt 2013 dann auch direkt mit einer Frage nach Öffentlichkeit. Sie fragt, ob das Interview in der Zeitung – vermutlich der regionalen, denn die ist relevant – veröffentlicht wird:

I: „Mir wär's am liebsten, wenn Sie am Anfang einfach erzählen, relativ viel. Alles, was Sie für wichtig halten oder was ich wissen darf. Und ich sag' erst mal gar nichts. Das wäre mir am

liebsten. Und Sie [in die Runde] können auch gerne etwas sagen, sehr, sehr gern. Und ich frag' dann später, was ich noch genauer wissen möchte.
MR: Geht das für die Zeitung?
I: Es kommt in keiner Zeitung [Pause].
MR: Ja, mein Gott, er hat halt gearbeitet bei den Bauern." (Gruppengespräch Rudenko, M. u. a., Transkript S. 6, TC: 0:03:45)

Auch in diesem Gespräch zeigt sich das räumliche Deutungsmuster in der Erinnerung. Sie verortet – wie auch für die Proftiteur_innen üblich – die Zwangsarbeiter_innen auf verschiedenen Bauernhöfen:

MR: „Da sind viel da gewesen, auf jedem Hof waren drei oder vier. In Unterholz waren zwei Frauen, junge, die sind auch nett gewesen, die hab' ich auch gemocht. Und Ukrainer, Galizien. Auf'm Haiderhof waren vier, Hafner, Schwarzgrub, da war ein Pole, der hat sich zur deutschen Wehrmacht gemeldet, gegen Russland. Überall, auf jedem Hof waren ein paar. Drei oder vier, die von seinem Ding, von Galizien, aber na ja, weiß nicht, wie die sich genannt haben, gekommen sind. (…) Da sind noch zwei, drei dageblieben." (ebd. Transkript S. 9–10)

Auch bei Rudenko gehört – wie bei den Profiteur_innen – jede_r Zwangsarbeiter_in zu einem Bauernhof. Die interviewten Kinder der Zwangsarbeiter_innen ordnen verschiedene ausländische Arbeitskräfte den Höfen nicht als untergeordneter Zugehörige_r zu. Sie geben aber darüber Auskunft, wo *ihre Eltern* gearbeitet haben und erinnern sich unter Umständen an polnische oder ukrainische Freund_innen des Vaters oder der Mutter, jedoch unabhängig von ihrem Einsatzort als Zwangsarbeiter_in. Es besteht also bei allen in der Gegend, egal ob Nachkommen von Profiteur_innen oder Zwangsarbeiter_innen, weitgehend Konsens darüber, wo die Zwangsarbeiter_innen ihren Platz im Dorf hatten – auf dem jeweiligen Hof oder dann in der Nachkriegszeit als genügsame_r Arbeiter_in in einem kleinen Häusl. Zudem besteht Konsens darüber, wo der Platz für das biografische Wissen der Nachkommen von Zwangsarbeiter_innen zu ihren Eltern und ihnen selbst ist: hinter dem Gartenzaun, bei den verschrobenen, verschlossenen Leuten. Das Wissen in den Familien ehemaliger Zwangsarbeiter_innen *zu* Zwangsarbeit wird nur beim Klatsch am Küchentisch oder über den Gartenzaun hinweg zu einer sozialen Topik. Sprechen sie noch öffentlicher über NS-Zwangsarbeit, etwa im Verein, beim Stammtisch, wenn man sich beim Einkaufen oder auf dem Friedhof trifft, muss es in die gängige, mehrheitliche soziale Topik eingepasst werden. So ist deutlich, *wo* „Zwangsarbeiterfamilien" im Untersuchungsgebiet an Zwangsarbeit erinnern und wie sich dadurch Praktiken dieses Erinnerns und Vergessens in der ländlichen Gesellschaft formieren: Das Wissen zu NS-Zwangsarbeit ist hinter den heruntergelassenen Fensterläden, hinter dem Gartenzaun und wird allenfalls über den Gartenzaun hinweg in die Öffentlichkeit transportiert.

Im Folgenden gehe ich der Frage nach, *wie* ihre Erinnerung strukturiert ist, welche ihrer Deutungsmuster sich in die ländliche soziale Topik einpassen – und welche sich unterscheiden und allenfalls an der Schwelle zwischen privatem Raum und öffentlich ländlicher Gesellschaft, über die Grundstücksgrenze hinweg, nie aber gänzlich im öffentlichen Raum, erzählt werden.

6.4 Das Konzept von Arbeit als entscheidendes Deutungsmuster im Erinnern und Vergessen von Zwangsarbeit

6.4.1 Erinnern und Vergessen durch „Arbeitsethos-Topiken"

Das Arbeitsethos, ist, wie in den Kapiteln 5.1–5.5 dargelegt, unter den Profiteur_innen zentrales Deutungsmuster bei der Erinnerung an NS-Zwangsarbeit. Es steht auch bei den Familien der einstigen ausländischen Arbeitskräfte im Vordergrund. Christoph Thonfeld (2014) stellte dies ebenfalls für ehemalige Zwangsarbeiter_innen fest:

> *„Arbeit gehörte im 20. Jahrhundert offenbar im narrativen Kontext der biographischen Selbstpräsentation vieler Interviewter wie auch im Verständnis der jeweiligen Gesellschaften so selbstverständlich zur menschlichen Existenz, dass sie unter den meisten Umständen als ein Element der Normalität bzw. der Kontinuitätsstiftung erlebt wurde und erinnert wird."* (ebd., S. 272)

Das Sprechen über Arbeit stiftet also Normalität und fungiert als Brücke „zu Ungesagtem" (ebd., S. 255; S. 272). Unter den Profiteur_innen in meinem Untersuchungsgebiet ist jedoch festzustellen, dass sie kaum über Details zur Arbeit sprechen. Auch die Nachkommen von Zwangsarbeiter_innen erzählen wenig Konkretes über den Alltag der Zwangsarbeit. Schenja Wrobel und Anita Diestler beschreiben den Tagesablauf und insbesondere die Arbeit, die ihre Mutter bzw. Stiefmutter als Zwangsarbeiterin zu verrichten hatte.

Anita Diestler: „Die haben arbeiten müssen, in der Früh raus um fünf, halb fünf, da ist da ziemlich früh losgegangen. Sie hat ja das Mähen gelernt, wie sie das immer gesagt hat, mit der Sense, waren die da, schon in der Früh sind die da draußen gewesen, bis Mittag. In der Früh schnell, schnell essen, das wird nicht viel gewesen sein [lacht]. Und dann ist die da draußen. Und na ja, sie hat einmal, hat sie erzählt, ganz am Anfang, als sie zum Hof hingekommen ist, hat sie, sie war im Kuhstall, auch mit der Hand melken müssen. Da hat sie eine Allergie gekriegt, ziemlich stark und sie hat sich nichts sagen trauen, lange nicht. Das wird wahrscheinlich acht, vierzehn Tage sich hingezogen haben, immer wieder dieses von der Hand. Sie hat ziemlich große Schmerzen gehabt und endlich hat sie sich's überhaupt sagen

trauen dem Bauern. Und der war dann grantig, weil er dann gesagt hat: ‚Jetzt muss ich extra mit dir zum Arzt', und das war natürlich schon schlimm für sie, wie sie das erzählt hat. Sie hat aber die Hände angeschwollen, sie hat nix mehr machen können.
I: Mmh.
AD: Und damals hast dir das Brot schon verdienen müssen, wie sie immer erzählt hat. Wenns d' da mal an Tag nix gearbeitet hast, des gibt's normal gar nicht. Die war'n da schon knallhart. Krank hast auch nicht groß sein dürfen. Also, dieses Ekzem, wie sie immer gesagt hat, da hat sie sehr gelitten, das war längere Zeit, aber ansonsten und v… ist das für sie selbstverständlich gewesen, weil sie da leben hat können. Des do… Ham da ihra kleines Schlafzimmer oder was s' da g'habt haben und alles immer noch unter der Familie, also Freizeit hat's da gar nicht geb'n, die sin' da ständig … haben die gearbeitet, die ham sowas gar nicht g'kannt, dass mal a Sonntag g'we'n wär' … und ja …[räuspert sich]." (Interview Diestler, Transkript S. 14–15, TC: 0:45:23)

Die arbeitsbedingte Krankheit der Stiefmutter war also „schlimm" für diese. Diestler bewertet diese Ereignisse mit „die war'n da schon knallhart". Diese Bedingungen seien für Tanja Wrobel aber „selbstverständlich" gewesen, „weil sie da hat leben können". Die Stiefmutter wird also ob ihres Fleißes und wegen ihres Rackerns, „wie ma's normal tut", geschätzt. Diestler „gefällt" dagegen die Arbeitslosigkeit oder -unfähigkeit ihres Vaters nach dem Krieg nicht. Dieser war wegen Spätfolgen eines Arbeitsunfalls und vermutlich auch körperlicher Gewalt, der er als Zwangsarbeiter ausgesetzt war, behindert.

AD: „Mein Vater war natürlich immer krank, hat zwar immer Hilfsarbeiterstellen gemacht, aber net lange durchgehalten, das, was mir auch damals schon nicht gefallen hat, wei' er hätte ja arbeiten können. Ich hab' ihn ja gesehen, was er macht zu Hause. Und meine Stiefmutter, die war eine, die wo sich eigentlich gut gehalten hat, die war a sehr fleißig, die hat auch beim Nachbar gearbeitet, also au' auf'm Bauernhof sozusagen. Sie hat das Geld immer noch zusätzlich gebraucht.
I: Mmh.
AD [räuspert sich]: Ich hab' meine Stiefmutter sehr geschätzt, weil sie da gerackert und gemacht hat, so wie ma's normal tut, wenn ma a Familie und a Haus hat. Die hat sich schon sehr bemüht." (ebd. Transkript S. 8)

Die Eltern, von denen sich Anita Diestler distanziert (vgl. auch Kapitel 6.6.3), sind – ähnlich wie in der Erinnerung der Profiteur_innen an Zwangsarbeiter_innen – nichtsprechende Körper: arbeitend, behindert und haben eine eher mangelhafte Sprache: „Die ham die Sätze manchmal verdreht." (Diestler Transkript S. 20) Auch Dagmar Pollmeier berichtet, dass ihren Schulfreundinnen der Akzent ihres Vaters aufgefallen sei, die Freundinnen hätten „den Pap'" zunächst gar nicht verstanden (Pollmeier Transkript S. 19–20).

Diestlers Halbschwester Schenja beschreibt die Arbeit der Mutter folgendermaßen:

Schenja Wrobel: „Und das war ein großer Bauernhof. Dort gab's auch acht Kinder, das achte war gerade acht Monate alt. Und so hat auch meine Mutter ein bissl die Sprache mitgelernt.
I: Mit den Kindern.
SW: Eben, mit den Kindern dadurch. Obwohl sie eigentlich schon die meiste Zeit, also quasi schwer, in der Landwirtschaft arbeiten hat müssen, aber gerade in den Wintermonaten oder einfach am Wochenende, wenn da mal am Sonntag doch a bissle ruhiger war, dass wo die Dienstboten ja sonst immer nur in so Nebenräumen waren, und in so ner kalten, zugigen Dachkammer hat sie also gewohnt [kurze Pause, Themenwechsel]. (Interview 1, Wrobel Transkript S. 2, TC 0:04:35)
SW: Sie war einfach au' verbraucht. Wenn i mir denk', wie sie immer erzählt hat, dass sie im Winter mit de' Bauern Baumstämme da rausgetragen haben. Und da hätt' die so Holzschuh ang'habt und bloß so Lumpen rumgewickelt, also irgendwelche Lappen. Denk', unsereiner tät' sich jetzt sage': ‚Ich krieg als Frau keinen Baumstamm getrage', und alles und die musste dann das Zeug so rausschleppe', das ist klar, dass da der ganze Körper is' ja da kaputtgegange'." (ebd. S. 42, TC: 1:02:46)

Die anderen Interviewpartner_innen sind, was den Arbeitsalltag betrifft, kürzer angebunden. Arbeit wird in wenigen kurzen, zusammenfassenden Sätzen subsumiert, aber es gibt dennoch eine für die Erzähler_innen diesbezüglich sehr relevante Topik, wenn die Lebensläufe der Eltern oder des verstorbenen Ehemannes dargestellt werden. So sagt Dagmar Pollmeier:

Dagmar Pollmeier: „Er hat nur gesagt, dass sie viel Arbeit gehabt haben. Er hat eigentlich immer gesagt von sehr viel Arbeit. Aber so nix Bewegendes. Tut mir leid, ich hab ja g'sagt g'habt, ich weiß nicht allzu viel." (Interview Pollmeier, Transkript S. 18, TC: 0:27:02)

Das Leben war „hart", auch „knallhart", wie es Anita Diestler ausdrückt. Fleiß und sich – nützlich-machen werden immer wieder als Deutungsmuster herangezogen, um das in Teilen auch erfolgreiche Leben der Eltern zu erzählen. Groß der Rede wert sind Details und Umstände zur Arbeit meist aber nicht.

Helga Ebersberger: „Es war hart, es war der Krieg und, und es war schlimm. Sie haben es auch daheim nicht einfach gehabt, sie haben eine harte Zeit gehabt, das hat er auch erzählt, einfach armselig." (Interview Ebersberger, Helga 5.1.2014, Transkript S. 1, TC: 0:05:02)

Das Thema Arbeit bleibt für die Interviewten relevant, wenn sie die weiteren Lebensläufe ihrer Eltern beschreiben. So sagt Helga Ebersbergers Bruder Ludwig Krawczyk über ihrer beider Vater:

„(…) dann rübergekommen, g'heiratet, Kinder gekriegt, gearbeitet als Zimmerer, hat er g'lernt, Bau … nebenbei g'metzgert, für verschiedene, äh, Gastronomen g'arbeitet, Haus gebaut." (Interview Krawczyk, Ludwig 15.10.2013, Transkript S. 1, TC: 0:01:45)

Es ist für Krawczyk irrelevant, woher, unter welchen Umständen, warum oder wie sein Vater „rübergekommen ist", aber die Arbeit seines Vaters nach dem Krieg ist relevant, um dessen Geschichte zu erzählen. Auch seine Schwester Helga Ebersberger sagt: „arbeitsame, sparsame Leut', die Eltern" (Transkript S. 1, TC: 0:08:02). Arbeit wird immer als Arbeit beschrieben, die *alle*, selbstverständlich, zu verrichten hätten. Es gibt kaum Hinweise darauf, dass die Arbeit *Zwangs*arbeit war. Die Eltern waren fleißig, sie trotzten den harten Bedingungen auf den Bauernhöfen. Verantwortliche gibt es in der Regel, außer bei Schenja Wrobel, nicht. Dieses selbstverständliche harte Arbeiten, „wie ma's normal tut" (Anita Diestler), ist Alltagswissen, Teil der *doxa* – so ist es eben.

6.4.2 Beziehungen zu Profiteursfamilien: Zugehörigkeit durch Arbeitsethos

Die Kategorie Arbeit definiert also die Beziehungen der Eltern während der Zwangsarbeit sowie das soziale Netzwerk – das soziale Kapital – in den umliegenden Dörfern nach dem Zweiten Weltkrieg.

Während es unter den Profiteur_innen mitunter den Wunsch gibt, Zwangsarbeiter_innen einzuverleiben, sehen Angehörige der „Zwangsarbeiterfamilien" die Beziehungen, die zwischen ihren Eltern oder Ehemännern und den Einheimischen bestanden, sehr nüchtern; von einer tatsächlichen oder phantasierten Symbiose kann bei ihnen keine Rede sein. Die Kontakte während des Krieges werden entweder gar nicht oder eher lakonisch thematisiert. Schenja Wrobel erzählt:

I: „Und wie sind die Unfälle passiert, die Ihr Vater hatte?
Schenja Wrobel: Ah, der ist mal von 'nem Heuwagen runterg'falle', na hat er g'sagt, dann sei er auf'm Kopf aufgeknallt, und einmal sei er irgendwie von jemand g'schlage' worde'.
I: Und wissen Sie da was über die Umstände?
SW: Mh. Mh.
I: Über dieses Geschlagenwerden oder …?
SW: Mh. Mh, das war irgendwie au', also das hing irgendwie mit seiner Arbeit als Knecht dort zusammen, also er hätt' da quasi der Bauer, des war irgendwie mehr so a Art Menschenschinder und dem hat das irgendwie auch Spaß gemacht, der hat auch g'sagt, dass die Bauern also damals irgendwie erzählt hätten, dass ma' zu ihne' g'sagt hab', also diese Arbeiter, wo da komme', die sei'n wie Tiere, wie Vieh, zu behandle. Des wüssten sie also und dass der also wirklich, also 'n ganz brutaler Typ g'wese' sei' muss und wenn irgendwie was net gepasst hat, dann hätt' er mit de Fäuste zug'schlage'.

I: Was war das für'n Bauer, wissen Sie den Namen noch oder so?
SW: Mh. Mh.
I: Oder wo das war?
SW: 'S Einzige, was ich weiß, dass mein Vater sagt, er war eher in der Umgebung bei Schwandorf, also Schwandorf.
I: Ah, Nittenau.
SW: Nittenau." (Interview 1 Wrobel, Transkript S. 14–15, TC: 0:49:33)

Sie berichtet auch von einer Bäuerin, die ihrer Mutter gegenüber wohlgesinnt war.

SW: „Und dann aber mit der Zeit, wo die Bäuerin gemerkt hat, dass halt meine Mutter wirklich … schwer … arbeitet und sich wirklich kümmert, aber das musst' die Bäuerin auch immer heimlich machen. Der Bauer durfte es auch nie mitkriegen, sie hat sie dann manchmal heimlich mitgenommen in die Speisekammer, hat ihr ein Brot gestrichen mit Schmalz." (ebd. Transkript S. 2, TC: 0:07:01)

Die Interviewte erzählt hier von einer zwar nicht symmetrischen, aber solidarischen und zum Teil verheimlichten Beziehung zwischen zwei Frauen. Allerdings fällt mir, auf die gesamte Untersuchung geblickt, kein eindeutig geschlechtsspezifisches Deutungsschema auf, nachdem die Befragten das Verhalten der Dienstgeber_innen gegenüber den Eltern einordnen.[91] Schenja Wrobels Halbschwester Anita Diestler hatte von der Beschwerde des Bauern erzählt, weil die Mutter, Tanja Wrobel, wegen eines Ekzems medizinische Versorgung gebraucht hatte.

Es zeigt sich bei Schenja Wrobel und in Ansätzen bei Anita Diestler sehr konkretes objektiviertes Wissen in Bezug auf Arbeitsabläufe und Beziehungen

91 Es ist immer wieder, wie auch in Kapitel 5.6.1 erwähnt, von gewalttätigen männlichen Dienstgebern die Rede. Dies fällt auch auf, weil während des Zweiten Weltkrieges mehr Frauen als Dienstgeberinnen fungierten, während viele der Männer bei Wehrmacht, Polizei oder SS im Krieg kämpften und sich mitunter an nationalsozialistischen Verbrechen und Vernichtung beteiligten. Obwohl deutsche Männer also im Vergleich zu deutschen Frauen eine Minderheit des zivilen Lebens im Deutschen Reich waren, wird immer wieder von gewalttätigen Männern erzählt. Der ehemalige Zwangsarbeiter Roman Stożek (Interview 20.8.2010, Film Szukając Emila, TC: 00:42:14) berichtet allerdings von Männern *und* Frauen, die im Untersuchungsgebiet körperlich gewalttätig waren. Zudem erzählt er von einer sehr feindseligen Haltung einer deutschen Dienstmagd ihm gegenüber. Aus dem Archivmaterial zur Verfolgung eines Zwangsarbeiters und einer deutschen Magd bei der Bräu-Brauerei (vgl. Kapitel 5.6.3) geht hervor, dass eine Bekannte der Magd das Paar denunzierte und damit seine Verfolgung durch nationalsozialistische Behörden in Gang setzte. Mit anderen Worten: Weder verwenden die Befragten eindeutig geschlechtsspezifische Deutungsmuster, wenn sie über das Verhalten der Dienstgeber_innen ihrer Eltern berichten, noch lässt sich aus von mir gesichteten historischen, schriftlichen Quellen eindeutig geschlechtsspezifisches Verhalten der Dienstgeber_innen den Zwangsarbeiter_innen gegenüber rekonstruieren.

während der Zwangsarbeit: Die land- und hauswirtschaftliche Tätigkeit unter erzwungenen Bedingungen bestimmte den Erzählungen nach die Beziehungen der Eltern zu den jeweiligen Bauernfamilien. Diese Deutung setzt sich bei nahezu allen Gesprächspartner_innen für den Zeitraum *nach* dem Krieg fort – das Arbeitsethos der Eltern oder des Ehemannes bestimmt die Beziehungen zu den Nachbar_innen. Außer den Schwestern Schenja Wrobel und Anita Diestler beschreiben keine Interviewten detaillierte Arbeitsabläufe und –umstände. Stattdessen bedienen sie sich sozialer Topiken, wenn sie nachbarschaftliche und freundschaftliche Beziehungen zu den umliegenden Profiteursfamilien charakterisieren. In dieser Deutung waren die Eltern und Ehemänner ob ihres Fleißes, ihres Geschicks und ihrer Hilfsbereitschaft unter den in der ländlichen Gesellschaft Etablierten allseits gern gesehen. In dieser Logik ist ein Zwangsarbeiter und später Heimatloser Ausländer, der sich dem Müßiggang hingibt, nicht vorstellbar.

„Er hat alles gekonnt, wenn's sein hat müssen", drückt dies Martha Rudenko, Witwe eines einstigen Zwangsarbeiters (Transkript S. 9, TC ca. 0:10:02) aus. Ihr Ehemann konnte eben das, was im Umfeld gewünscht war. Auch Rainer Soroka vermittelt dies:

Rainer Soroka: „Also war das nach'm Krieg, haben die glei' g'heiratet, weil '47 is Gerhard [sein Bruder] auf die Welt gekommen, ja einfach, die haben sofort nach'm Krieg dann geheiratet, ne? Der is' im April '47 geboren, im Mai '46 war der Krieg aus, ja. Bleibt nimmer recht viel übrig [lacht]. Und die haben dann, ne, eben da … ja, dort haben die g'heiratet. Dann haben sie, haben sich 'n Häusl g'mietet, sich in der Nähe, und sind dann da hingezogen, ne, und er hat dann, ja, der hat sich überall zu helfen g'wusst, ne, des war [lacht] 'n Profi, ne, der hat da alles organisiert und schwarz gehandelt und alles, a weng zum Überleben und g'arbeitet natürlich, der hat alles gekonnt auch, in der Landwirtschaft komplett, auch mit den Rössern, komple…, also auch harte Arbeiten und unsichere Arbeiten und so, der hat also im Holz, der hat immer mit den Rössern g'arbeitet dann, da haben die sich nicht so getraut und das nicht so gekonnt, und die war schwer, ne, und da hat der, nur wo sie Rösser g'habt haben, hat der nur mit den Rössern gearbeitet dann, ne. Mei, große Bauern da hinten, haben sie erzählt, die ein paar Tagwerk Holz g'habt haben und so, ne, und, äh [räuspert sich], ja, da war er dann, wie g'sagt, da hat er dann, mh, g'arbeitet, wo es was gegeben hat, ne." (Interview Soroka, Rainer 6.10.2013, Transkript S. 11, TC: 0:13:21)

Rainer Sorokas Vater war also sehr geschickt und alle ließen ihn gern für sich arbeiten. Es ist in dieser Passage nicht eindeutig, auf welchen Zeitraum Soroka sich bezieht. Das Gespräch berührt zunächst die Nachkriegsjahre 1946 und 1947, aber „mit den Rössern gearbeitet" hat Sorokas Vater auch während des Krieges, wie der Interviewte an einer anderen Stelle berichtet. Besonders relevant ist die Unterscheidung „während des Krieges" und „nach dem Krieg" für den Interviewten jedenfalls nicht. Relevant ist stattdessen, wie am Beispiel von Dagmar

Pollmeier deutlich wird, die temporale Unterscheidung in ein generelles „Früher“ und Heute“ (vgl. Kapitel 6.6.3).

Als nicht arbeitsam eingeschätzt zu werden, war während der Zwangsarbeit lebensgefährlich und selbst in der Nachkriegszeit bedrohlich. Um auch nach dem Krieg einen Platz in der ländlichen Gesellschaft zu behalten, wird dieses Deutungsmuster auch von den Familien der Zwangsarbeiter_innen reproduziert. Es gilt, niemals faul oder arbeitsscheu zu sein. Die einstigen Zwangsarbeiter_innen mussten sich die Akzeptanz der Nachbarschaft auch nach dem Krieg verdienen.

Ludwig Krawczyk etwa deutet seine Position in der ländlichen Gesellschaft so, dass es für seine Familie – generationenübergreifend – möglich war und ist, der Position des *marginal man* zu entgehen und sich gewissermaßen in die Gesellschaft hinein-zuarbeiten:

Ludwig Krawczyk: „Vater war da eine Größe, sag' ich mal so. Der war einer von den Hilfsbereitesten, wie g'sagt, der hat dann jeden gekannt, auch den Bürgermeister, der hat jeden [sic] geholfen und durch das ist eigentlich unsere Familie da in Mühlbach sehr bekannt worden.“ (Interview Krawczyk, Transkript S. 5, TC: 0:26:02)

Krawczyk verortet das zum Randseiter-gemacht-werden nicht in der Kleinstadt, in der er lebt und in der seine Familie Anerkennung genießt, sondern in der modernisierten, anonymisierten Arbeitswelt – in dem BMW-Werk, in dem er angestellt ist. Zudem schildert er sein Dominanzgebahren gegenüber einem türkischen Leiharbeiter bei BMW (Laumer 2015b, S. 128; S. 131). In dieser Logik, in der das Arbeitsethos zentral ist, lässt sich auch symbolisches Kapital erarbeiten. Dies auch bei dem einstigen Zwangsarbeiter Emil Torba der Fall. Er galt als „überall beliebt“, seine Tochter Marion berichtet:

MT: „Ich war immer stolz auf meinen Papa, weil er, ja, so in Ordnung war. Es hat mich nie jemand …
Franziska Torba [Witwe]: Gefragt.
MT: … oder mich dumm angemacht, weil die Leute Papa einfach mochten. Er war eigentlich immer beliebt, überall. Da hab' ich mich … oft, ja, gefreut, eigentlich. Wenn wir irgendwo hinfuhren: ‚Emil, grüß' dich', dies und das und es war eigentlich schon in Ordnung.
I: Hat dein Vater mal überlegt, dass er schaut, ob er Entschädigung kriegt, weil das ja ungerecht war?
MT: Nein, nie danach geschaut.“ (Gruppengespräch Torba, M.; Torba, F., Sohn Torba, Marion u. a. 5.8.2010, Ausschnitt SE, TC 0:55:40)

Es wird – außer in der Episode von der in Hessen lebenden Schenja Wrobel – nichts erzählt über eine konflikthafte Thematisierung der Zwangsarbeit, daraus resultierende prekäre wirtschaftliche Verhältnisse und dergleichen. Auch der

Verlust der Familie im Herkunftsort wird, außer bei Wrobel, nicht thematisiert. Die meisten Nachkommen der Zwangsarbeiter_innen betonen in den Gesprächen immer wieder, dass ihre Eltern „beliebt" gewesen seien, dass „jeder sie gemocht" habe, dass sie „bekannt" gewesen seien.

Es war also in der Deutung der Interviewten möglich, ein gutes Verhältnis zu den Profiteursfamilien zu haben. Etwa die Hälfte der Interviewten, nämlich Dagmar Pollmeier, Anita Diestler, Schenja Wrobel, Rainer Soroka, Martha und Ursula Rudenko, berichten aber auch von Brüchen und Ambivalenzen in den nachbarschaftlichen Beziehungen. Ihre Deutungen unterscheiden sich in diesem Zusammenhang deutlich von denen der Nachkommen von Profiteur_innen. Der Subtext der Interviewauszüge der genannten Nachkommen von Zwangsarbeiter_innen ist, dass es in der eigenen Familie etwas Spezielles gab – und man dennoch wie alle anderen ist.

Schenja Wrobel erzählt (vgl. Kapitel 6.1.4) vom Bauernsohn Hans – Anita Diestler nennt ihn Jakob –, zu dem ihre Mutter eine besondere Beziehung hatte. Wrobel hat darauf einen kühleren Blick als ihre Mutter, die offenbar mit einer wärmeren Färbung von Hans gesprochen hat. Der Hoferbe Hans habe der Mutter nur Almosen zukommen lassen. Auch die Beziehungen der Eltern in das dörfliche und kleinstädtische Umfeld *nach* dem Krieg sieht sie mit Distanz. Hilfeleistungen von Bekannten habe es gegeben, die Familie hätte aber systematische finanzielle Absicherung und Anerkennung für die Arbeit und Kompensation für ihre Einbußen gebraucht. Wrobel grenzt sich deutlich von der durch die Mutter überlieferte Erzählung ab. Ihre Halbschwester Anita Diestler berichtet, wie oben dargelegt, dass ihr Vater Amadeusz kaum Kontakte in den umliegenden Orten gehabt habe, „er wurde gehänselt", „wollte" allerdings auch nicht arbeiten, „wie ma's normal a tut" (Interview Diestler, Transkript S. 8).

Auch Dagmar Pollmeier spricht nicht von lebendigen und vielfältigen Verbindungen zur Nachbarschaft, sie rekapituliert: „Es hat eigentlich nicht viel Kontakt bestanden zu den anderen" (Interview Pollmeier, Transkript S. 9). Nur wenn ihr Vater angefragt wurde, um bei Arbeiten auszuhelfen, lehnte er das in ihrer Erinnerung nie ab:

Dagmar Pollmeier: „Im Großen und Ganzen hat eigentlich nicht viel Kontakt bestanden zu den anderen. Gut, wenn sie den Vater zum Arbeiten gebraucht haben, dann ja, dann war sozusagen, dann haben sie ihn schon angesprochen. Der Vater hat nie ‚Nein' gesagt. Aber dass jetzt großer und guter Kontakt bestanden hat, also, das glaub ich jetzt weniger.
I: Und wie hat Ihr Vater das zu spüren bekommen, dass, na ja …
DP: Dass er ein Ausländer ist?
I: Ja, genau.
DP: Er hat zwar nie darüber gesprochen, aber, also, am Anfang bestimmt, sie sind auch ganz wenig weggegangen. Im Großen und Ganzen hat eigentlich nicht viel Kontakt bestanden zu den andern." (Interview Pollmeier, Transkript S. 9–10)

Martha Rudenko, die Witwe des früheren Zwangsarbeiters, und ihre Tochter Ursula Rudenko beschreiben ebenso ein ambivalentes Verhältnis ihrer einst zwangsarbeitenden Familienmitglieder zum alteingesessenen, deutschen Umfeld. In ihrer Erinnerung zeichnet sich die Erinnerung auch durch versagte Anerkennung aus.

Martha Rudenko: „Nein, er ist zur Feuerwehr gekommen, zu den Veteranen, er ist da überall gleich aufgenommen worden, weil er für das andere nix mehr gehabt hat.
Ursula Rudenko: Aber trotzdem hat er immer noch Komplexe gehabt, weil wenn irgendwas war, hat er es sofort auf sich genommen, so quasi weil er ein Ausländer ist, jetzt haben sie das und das über ihn gesagt, was aber gar nicht gestimmt hat. Aber er hat sofort rumg'mänkelt [mäkeln], es geht über ihn, weil er ein Ausländer ist.
MR: Ja, er hat sich da immer ein wenig zurück gefühlt.
UR: Ganz schlimm, ganz schlimm. Was war'n da mit 'nem Verein, mit der Feuerwehr?
MR: Ja, er ist gleich nach dem Krieg zur Feuerwehr, aber das haben sie nicht eingetragen. Und da ist dann eine Ehrung gewesen von der Feuerwehr und da hat er keine Einladung gekriegt und das war sein Ding, nich', weil sie da nicht, weil er doch schon so lange dabei war, da hat er sich schon, g'scheit beleidigt gewesen. Weil er hätte alles für die Feuerwehr getan." (Gruppengespräch Rudenko, Martha; Rudenko Ursula, u. a. Transkript S. 15–16).

Der Ehemann bzw. Vater habe sich auch nie etwas zuschulden kommen lassen.

Martha und Ursula Rudenko erinnern die Beziehungen ihres Ehemanns bzw. ihres Vaters so, dass der Abbruch der Kontakte zu anderen Ukrainern und Russen das gleichzeitige Bekenntnis zur westdeutschen Nachkriegsgesellschaft war. Schon während des Krieges

(MR:) „ist [er] auch mit seinen Freunden, den Ukrainern, sonntags nicht mitgegangen, da haben sich die getroffen, getanzt und gewerkelt, da ist er schon nicht mitgegangen, der war von Anfang an mit den Deutschen", denn er hat *„für's Russische nix mehr gehabt.*" (ebd. S. 16–17)

6.5 Nicht der Rede wert: Ehen ehemaliger Zwangsarbeiter mit deutschen Frauen

Die Liebesbeziehungen zwischen deutschen Frauen und Zwangsarbeitern spielen unter Profiteur_innen und generell in der Erinnerungskultur zu NS-Zwangsarbeit, wie in Kapitel 5.6 gezeigt, eine große Rolle: Mit Lust wurde und wird darüber geklatscht, wer mit wem ein Verhältnis hatte, mit Überwältigung wird geschwiegen, wenn Frauen aus der regional-ländlichen Gesellschaft, zuweilen auch Zwangsarbeiter, „verräumt" worden sind. Die Witwen der ehemaligen Zwangsarbeiter sind dagegen vergleichsweise kurz angebunden, wenn sie über

diese Beziehungen sprechen. Dabei ist nicht relevant, ob sie während des Krieges oder danach ein Paar mit dem (früheren) Zwangsarbeiter wurden. Martha Rudenko hatte als Dienstmagd schon während des Krieges eine Beziehung zu ihrem späteren Ehemann, der „für das Russische" eben „nix mehr g'habt" hat. „Das war ein bisschen schwierig, deutsch und Ausländer", sagt sie und lacht, „das hat niemand gern gesehen" (Transkript S. 6). Es ist aber die Tochter Ursula, die dem Körper des ehemaligen ausländischen Zwangsarbeiters aufwertet und sexualisierten Rassismus also positiv wendet. Ihr Vater habe „rassig ausgeschaut. Er war ein schöner Mann" (Transkript S. 9). Der Vater und Ehemann war also fleißig *und* „rassig". Wieder ist das Kriegsende in der Erzählung keine Zäsur, auch nicht für die Beziehung der Eltern. Martha und Ursula Rudenko erzählen:

Ursula Rudenko: „Er hat auch alles gekonnt.
Martha Rudenko: Er hat alles gekonnt, wenn's sein hat müssen. Er war ein fleißiger Mann [Pause].
I: Können Sie beschreiben, wie Sie sich kennen gelernt haben?
MR: Wir haben zusammen gearbeitet, das wollte niemand haben. (…)
UR: Hat rassig ausgeschaut. Er war ein schöner Mann. (…)
MR: Freilich, sonst hätt' ich ihn nicht … Ich weiß nix mehr.
I: Wie ha'm Sie das gemacht, dass das nicht auffliegt?
MR: Ist bald aufgeflogen, er musste dann auf einen anderen Bauernhof. Wir haben uns dann heimlich getroffen.
I: Hatten Sie Angst?
MR: Nein. Wir waren in Göttlhof, da ist er dann weggekommen nach Kirchaitnach, bei Kirchaitnach beim Bauern, dann Patersdorf. Bis wir geheiratet haben, dann war er auf'm Haiderhof. Die Kinder hatten sein Alter, da war er wie zu Hause." (ebd. Transkript S. 9, TC: ca. 0:10:02)

Franziska Torba, die ihren Mann, einen früheren Zwangsarbeiter, erst nach dem Krieg kennen lernte und heiratete, erzählt zwar, dass ihre Verwandtschaft die Beziehung kritisch beäugt, sie sich aber „darum nicht gekümmert" habe. Sie geht auch nicht darauf ein, wie und ob ihr Umfeld auf die Ehe reagierte und ob mögliche Kritik von außen Auswirkungen auf sie und ihre Familie hatte. Die zwei interviewten Witwen vollziehen eine Gegenbewegung zu dem vergleichsweise großen Interesse, das es an diesen Beziehungen im ländlichen Umfeld gibt: Für sie sind diese Verbindungen kaum der Rede wert, auch die Möglichkeit der Verfolgung während des Nationalsozialismus erwähnen sie nicht. Helga Ebersberger, Tochter eines Zwangsarbeiters, erzählt ebenfalls nichts davon, dass die Beziehung der Eltern kritisiert worden wäre. Mit dem Satz „Mama hat sich auch hübsch durchschlagen müssen" (Transkript S. 1, TC: 0:05:51) evoziert sie, dass Mutter und Vater ein ähnliches Schicksal hatten und dass die beiden ob ihres schweren Loses, ob nun deutscher oder polnischer Nationalität, als Paar gewissermaßen gut zusammenpassten.

Dennoch, wenn berichtet wird, dass es nicht immer einfach war, diese Beziehungen zu leben, wird es von Kindern der Zwangsarbeiter, nicht aber von ihren deutschen Witwen erzählt. So berichtet Rainer Soroka ausführlich, wie seine Mutter in ihrer Familie ausgegrenzt und enterbt wurde, weil sie einen Zwangsarbeiter heiratete. Zudem spricht er über eine ausländische Arbeitskraft, die in einem Konzentrationslager inhaftiert wurde. In dieser Episode scheint auch Sorokas Bewunderung für Menschen, die sich Autoritäten widersetzen, durch – der Vater sei „'n Profi" gewesen, der nicht jedem Wort gehorcht habe. Nach Sorokas im ganzen Interview deutlichen Antisemitismus und Antiamerikanismus zu urteilen, gilt diese Sympathie nicht nur seinem Vater, einem früheren Zwangsarbeiter, sondern auch allen, die sich heute – in seinen Augen – gegen die amerikanische Besatzung in Deutschland wehren (vgl. Kapitel 6.7).

Rainer Soroka: „Die hätten sofort, war auch noch obendrein, dass damals, wenn du 'n deutsches Weib, 'n solcher ang'schaut, die haben den sofort umgebracht, die haben sofort.
I: Wie hat er das dann g'macht, dass er nicht umgebracht worden is'?
RS: Weil der war 'n Profi, ja [lacht]. Der, die haben, die haben schwarz geschlachtet, war Todesstrafe drauf, na hat er Schnaps gebrannt, obwohl dass er keinen getrunken hat [lacht], war Todesstrafe drauf. Dann haben s' 'n [unverständlich] baut, war Todesstrafe drauf, das war'n andere Leut, ne, die haben 'ne andere Linie g'habt, ne, einfach, weißt, net so [kinisch? unverständlich], wie heut', dass der, wenn der, da 'n Polizist daherkommt und mit nem Parkzettel da, da hätten die ihn hergeworfen und g'sagt: ‚Hau ab', ja [lacht]. Das is net so wie unsere Leut', da wo du zu jedem ein Wort sagst und dann tut der das, ne. Und dann und mir weiter [unverständlich], der hat den, den erwischt, der is zu 'nem Weib gegangen, so'n Ausländer, haben ihn sofort fort ins KZ und sofort …
I: Ja? Wer war das?
RS: Ja so'n Aus…, ich weiß den Namen nicht. Einer, der hat da in der Nähe gearbeitet auch, im Dorf.
I: Und der is' ins KZ gekommen?
RS: Sofort. Wenn das aufgekommen ist.
I: Wissen Sie, wo der gearbeitet hat?
RS: Drum war das überhaupt völlig unmöglich, dass der während dem Krieg g'heiratet hat, ne.
I: Aber wissen Sie, wo der gearbeitet hat, der ins KZ gekommen ist?
RS: Das weiß ich nicht, aber ich weiß, das Weib ist schon gestorben. [Sohn kommt, Gespräch über Arbeit] (Interview Soroka, Transkript S. 10, TC: 0:09:42)

Auch Dagmar Pollmeier berichtet von der „wilden Ehe", wie sie sagt, die ihre Eltern geführt haben. Pollmeiers Familie war, wie oben dargelegt, in der Nachbarschaft relativ isoliert, es sei denn, der Vater hat in der Umgebung ausgeholfen und dazu „nie nein gesagt". Es sei für die Eltern schwer gewesen, diese Beziehung zu leben. Aber: Es sei früher auch „nicht so üblich" gewesen, mit Nachbar_innen

zusammenzukommen, die Familie habe auch lange kein Auto gehabt (Interview Pollmeier, Transkript S. 7–9). Zur Entstehung der Beziehung zwischen ihrer Mutter und ihrem Vater erzählt sie nicht viele Details, kommt aber im Laufe des Interviews immer wieder darauf zu sprechen:

Dagmar Pollmeier: [Sie haben sich] „mehr oder weniger kennen gelernt. Dann sind sozusagen vier Kinder entstanden. Dann ist er dageblieben. (ebd. S. 6)
DP: „Das muss '44, '45, was er gesagt hat, also zum Schluss raus muss er hergekommen sein. Und wie g'sagt, zurückgegangen ist er dann in dem Sinne nicht mehr, ich glaub', da hat er dann meine Mama kennen gelernt. (…) (ebd. S. 4)
I: Okay, äh, und wie ist das zugegangen, dass der dageblieben ist?
DP: Also, ich vermut', dass wir es ausgemacht haben. Meine Mutter hat z'erst in Amselfing sozusagen als Magd gearbeitet auch und dann is' sie auch zum Heigl vorgekommen. Und ich glaub', da haben sie sich eigentlich, mehr oder weniger kennen gelernt. Dann sind sozusagen vier Kinder entstanden. Dann ist er dageblieben.
I: Und wann sind die zusammengekommen? [Pause] Oder wann haben sie geheiratet?
DP: Meine Mutter und mein Vater haben nur zusammengelebt, die sind nicht verheiratet gewesen.
I: Okay.
DP: Die war'n nicht verheiratet.
I: Okay.
DP: Die haben sozusagen eine wilde Ehe geführt [lacht]. (ebd. S. 6–7)
[DP wiederholt die Passage fast wortgleich, dann sagt sie:]
DP: Meine Mutter hat schon gesagt, also am Anfang war das nicht einfach sozusagen. Früher, alles war so konservativ, ne, sie zwei eine wilde Ehe. Aber das hat sich dann mit der Zeit halt gelegt, das ist dann normal geworden, aber am Anfang sagt sie, war schon schwierig.
I: Wie ist sie dann damit umgegangen, Ihre Mutter?
DP: Ja, mei' Mutter war sehr stark. Die hat also einiges wegstecken können. Mei, die hat meinen Vater wahrscheinlich geliebt, von dem geh' ich aus, hat Kinder gehabt, haben miteinander gearbeitet, dann hams halt jetzt da hier das Haus aufgebaut, also das alte Haus drüben sozusagen. (…) Mei. früher, also die Leute, also wenn man nicht geheiratet [gemeint: verheiratet] war und noch dazu mit einem Russen, sozusagen in Anführungszeichen, ich glaub', das war schon schlimm. Aber so genau hat sie es eigentlich nie geschildert. (ebd. S. 7–8)

Es ist die aus rassistischem Wissen, genauer: sexualisiertem Rassismus gespeiste Topik der „wilden Ehe", die in Erinnerung geblieben ist. Von Heinz Fuchs, dem Ehemann meiner Grundschullehrerin, habe ich zum ersten Mal von dieser Beziehung gehört. Fuchs äußert im Gegensatz zu der aus der Familie kommenden Dagmar Pollmeier recht konkrete Phantasien, wie sich der Zwangsarbeiter und Pollmeiers Mutter kennen gelernt haben – sie habe ihm immer das Bett machen müssen. In der auf Profiteur_innenseite typischen Klatschmanier (vgl. Kapitel 5.6.2) berichtet Fuchs zusammen mit seiner Frau:

Gertrud Fuchs: „Bräucht' ma a präzise Frage.
I: Ja, erste Frage wäre jetzt, ähm, an alle, an die [Zwangsarbeiter_innen] Sie sich noch erinnern können. Die damals da waren.
GF: Die andern sind alle fortgekommen, ne. Da war'n ja auch noch welche da, Heinz, äh, die später fortgekommen sind, und dann war'n doch auch mal welche zu Besuch auch nachad da. Weißt das nimmer? (…)
GF: Ja, das ist scho' vor viele' Jahre', ne. Sechzig Jahr' [lacht]. A Menschenalter. Zwei sogar. Ja. Wissen, also persönlich kennen tust nur Dobiczek Maria bzw. ihre Eltern, Agnes. Und, wie hat er geheißen?
Heinz Fuchs: Dann die Voigt Liesl unten.
GF: Ija. [Bedeutung: Ach ja].
HF: Befreundet war und ein paar Kinder g'macht hat. D'Dagmar ihr, die kennen Sie ja?
I: Nein.
GF: Voigt Dagmar [verheiratet Pollmeier].
I: Na, kenn' i net.
GF: Oder Voigt Franz, das waren die und d' Voigt Annemarie. Das waren drei, drei Kinder, mein' ich, war'n ihnen, gell?
HF: Ja.
GF: Und der Vater, der hat mit ihrer Mama z'amglebt. Und da ha'n die Kinder dann kemma, ne.
I: Ach, und der Vater war Zwangsarbeiter?
GF: Und … ja, sowas.
I: Wie hat'n der geheißen?
GF: Wastl.
HF: Wastl.
GF: Wasil hat er wahrscheinli' g'heißen, ne [lacht].
I: Und da wird der Wasil glei a Wastl. Wasil, okay. Und wo ham die g'wohnt?
GF: Ja, wenn ma bei uns runterfahrt, na is' glei' das erste Haus 's Schötz-Häusl, so Straßenwärter waren das früher, und glei 's nächste … das is' 's Voigt-Anwesen.
I: Lebt der noch, der Wastl?
GF und HF: Na.
GF: Scho' lang nimmer. Den hab ich vielleicht bloß mehr no' hin und wieder g'sehn.
HF: Sie is' au' erst g'storben, ne.
GF: Aber Kinder hab' i in der Schul' g'habt. (…) Aber d' Dagmar wissat natürlich was, wenn die was sagen will, das ist natürli' die andere Frage.
HF: Da hab' i immer g'sagt: ‚I Lieserl sehn, mir immer…' [lacht].
I: Bitte?
HF: I will's net sagen. ‚I Lieserl sehn', sei Frau halt da, die Freundin, … ‚mir immer' [GF lacht] …
GF [leise]: … ‚steh'n.'
HF [lacht]. Is' er sexy 'word'n, ne.
I: Bitte?
HF: Sexy is' er 'word'n, immer, wenn er d'Elisabeth [Annemarie Voigts und Dagmar Pollmeiers Mutter] g'sehn hat.

I: Hm.
GF: Die hat geheißen Elisabeth Voigt.
I: Hm, okay.
GF: Lieserl. Hat sie immer so losgezogen über den Wastl da, dass er, die sind alle zwei beim Gigler in Felling vorn g'wesen als Magd und Knecht.
HF: Ne, und ja mei.
GF: Der wird so zugeteilt 'word'n sei' von der Gemeinde, oder?
HF: Ja, und sie hat ihm das Bett machen müssen, wenn, und des alles, ne. Weil sie die Magd ist gewesen und ihr hat so gegraust vor dem.
GF: Hat's g'sagt. Dann wird's nicht so schlimm g'wesen sein, sonst … (…)
HF: Hat er ihr …
GF: … sind sie zusammengekommen.
HF: … Kinder gemacht, da hat ihr nimmer gegraust.
GF: Na hat er aber da unten g'wohnt.
HF: Na is' er da schon unten g'wesen dann, ne. Aber da vorn sind sie halt beieinander g'wesen, also kennen gelernt, ne." (Gruppengespräch Fuchs, Gertrud; Fuchs, Heinz, Transkript S. 1–2, ab Anfang)

Die Nachbar_innen wussten also gut Bescheid oder glaubten gut genug Bescheid zu wissen, um sich, umgangssprachlich ausgedrückt, das Maul zu zerreissen. Etwa die Hälfte der interviewten Nachkommen erzählt also von Brüchen in Beziehungen zur Nachbarschaft, die „wilde Ehe" beispielsweise sei nicht anerkannt worden (Dagmar Pollmeier), der Ehemann habe ungerechtfertigterweise keine Ehrung von der Feuerwehr bekommen (Martha und Ursula Rudenko), aber: Es wird nicht viel über Ausgrenzung oder Probleme, die die Familie möglicherweise wegen der Ehe zwischen einem ehemaligen Zwangsarbeiter und einer deutschen Frau hatte, gesprochen. Ein „Leicht war es nicht" schwingt mit, aber es ist nicht weiter der Rede wert. Vor allem die Witwen erwecken den Eindruck, dass die Tatsache mit einem ehemaligen Zwangsarbeiter eine Beziehung oder Ehe eingegangen zu sein eher belanglos gewesen sei.

6.6 Zeitlich und räumlich strukturierte Deutungsmuster bei der Erinnerung in den Familien ehemaliger Zwangsarbeiter_innen

6.6.1 Die nicht sedimentierte Geschichte der Eltern außerhalb des ländlichen Horizonts

Wie in Kapitel 5.2 dargestellt, beginnt die Erinnerung an Zwangsarbeiter_innen unter den Profiteur_innen, wenn die ausländischen Arbeitskräfte das Dorf betreten, und sie endet meist, wenn die Arbeiter_innen – in welche Richtung auch

immer – das Dorf verlassen. Die Umstände des Verlassens, ob Auswanderung, Rückkehr in das Herkunftsland oder Inhaftierung in einem Konzentrationslager, sind dabei irrelevant. Die Erzählungen der Nachkommen von Zwangsarbeiter_innen setzen dagegen meist mit dem Abschied von der Familie im Herkunftsland und dem Transport ein. Über den Teil der Biografie, der vor der Zeit des Abschieds der Eltern oder des Ehemannes in Polen oder der Ukraine liegt, erzählen auch sie kaum oder gar nicht. Es gibt zwei Ausnahmen: die Halbschwestern Schenja Wrobel und Anita Diestler, die vergleichsweise ausführlich über die Deportation ihrer Mutter bzw. Stiefmutter ins Deutsche Reich und ansatzweise über die Geschichte ihrer Familie in der Ukraine berichten. Auf die Topiken in diesen beiden Gesprächen werde ich, da sie Besonderheiten, beispielsweise Bezüge zur Erinnerung an die Shoah, aufweisen, in Kapitel 6.8 genauer eingehen. Anita Diestlers Erzählung über das Leben ihres Vaters in Polen und seine Fahrt ins Deutsche Reich ist knapper als die ihrer Schwester. Er sei in Polen als Waise bei Pflegeeltern aufgewachsen und oft misshandelt worden. „Das sind wahrscheinlich sehr grobe Erziehungsmethoden da gewesen", sagt sie (Transkript S. 11). Über seine Vorgeschichte und seinen Transport berichtet sie:

Anita Diestler: „Weil der ist ja von Polen auch da raus auch wieder, wie soll man sagen, verschleppt worden …und als Findelkind, also es ist ja immer, es hat keiner gewusst, was der für Eltern g'habt hat, so, (…) als Findelkind und ist halt dann zu den Bauern gekommen, das was, fast alle so, die da weggekommen sind von ihrer Heimat. Die sind dann so verteilt worden, also …die Story ist schon brutal, wenn man das so hört. Die sind da mit den Waggons, die haben immer wieder an den Orten angehalten und haben dann die Leute an die Gemeinden verteilt, wie man das so schön sagen kann." (Interview Diestler, Transkript S. 2)

Amadeusz Wrobels Verschleppung zu Zwangsarbeit stellt sie nicht in einen politischen oder historischen Zusammenhang, die Umstände werden nicht genauer erklärt. Es wirkt, als wäre er „zu den Bauern gekommen", *weil* er ein „polnisches Findelkind", also Waise, war. Es bleibt auch ungesagt, wer für das Verteilen „von denen" verantwortlich war. Später im Interview stellt sie die Umstände in einen Zusammenhang „mit Russland", manche seien während des Transports „umgekommen". Die Umstände sind im Unwissen, sie waren oder sind für sie nicht relevant genug, um sie zu objektivieren.

I: „Weißt du was über die Umstände, wie er nach Deutschland kam?
AD: Von den Umständen her, das war damals auch in dem Krieg, damals wie s' dann wahrscheinlich alle von Russland da eingesammelt worden sind sozusagen. Das war wirklich, und wie genau und wer das Ganze organisiert hat, hat er dann auch nicht gesprochen darüber. Ich glaub', dass er da vieles selber nicht mitbekommen hat. Also dass er da … nicht viel gefragt hat oder so. Wie das genau war und warum, dass ausgerechnet so bestimmte Leute dann da, aber es sind ja bestimmte Leute da schon umgekommen, also da. Wirklich so wie sie's

erzählen, in diese Waggons eingesammelt worden und manchmal erst entschieden worden während der Fahrt, so wie man's auch in anderen Bereichen hört und manche sind irgendwie umgekommen und manche haben sie dann weitertransportiert. Also das muss schon die Hölle gewesen sein, wenn man daran denkt." (ebd. S. 12, TC: 0:38:03)

Alle weiteren Erzählungen über die Verschleppung der Eltern sind ebenso knapp und vage, so auch bei den Nachkommen Paul Krawczyks. Als ich die in München lebende Katja Hattenkofer am Telefon nach ihrem Vater Paul Krawczyk frage, sagt sie, dass sie nicht wisse, ob er freiwillig ins Deutsche Reich gegangen oder dorthin deportiert worden sei. Die Eltern des Vaters seien von Partisanen erschossen worden. Deutsche Besatzungssoldaten hätten den Vater überredet, mit nach Deutschland zu kommen. Der Vater sei zur Zeit der Deportation fünfzehn Jahre alt gewesen und aus Kransosielce gekommen, sie wisse nicht, ob sich der Ort in Russland oder Polen befinde (Telefonat Hattenkofer, Katja 14.3.2014). Auch ihr Bruder Ludwig Krawczyk handelt die Geschichte des Vaters in einem separaten Gespräch in wenigen Worten ab. Der historische Sachverhalt „Zweiter Weltkrieg" hat für ihn zunächst keine Relevanz. Das Interview beginnt folgendermaßen:

Ludwig Krawczyk: „Ja, du musst, musst scho' fragen, was du wissen magst, weil sonst weiß ich es nicht mehr.
I: Okay, alles, was Sie über Ihren Vater wissen, also w… wo der hergekommen ist, wann, warum, was die Umstände waren.
LK: Ursprünglich stammt er von Krasnasielce[92] *ab und während dem Krieg ist er dann mit siebzehn Jahren rübergekommen.*
I: Wissen Sie 's Jahr?
LK: Wann war der Krieg? [Lacht]
I: Der Krieg war von 19…
LK: Ich weiß es nicht.
I: Ja, okay. Also der Krieg war zwischen '39 und '45.
LK: Genau. Wann er da genau rübergekommen ist, keine Ahnung. Dann ist er nach Mühlbach gekommen und da hat er die Mutter kennen gelernt, die er dann geheiratet hat." (Interview Krawczyk Transkript S. 1)

Auch die Schwester der beiden, Helga Ebersberger, erzählt, ebenfalls in einem Einzelinterview, ähnlich lakonisch über den Weg des Vaters ins Deutsche Reich:

Helga Ebersberger: „Partisanen haben seine Eltern umgebracht, er hat sich nach Deutschland durchgeschlagen. Ich weiß bloß, dass er sich durchg'schlagen hat, dass er da allein rüber

92 Es gibt ein Krasnosielce bei Lwiw oder Kranosielc bei Warschau.

ist und in 'ner Metzgerei hat er dann a Arbeit gekriegt gehabt und hat da Gelegenheitsjobs gemacht g'habt.
I: Wissen Sie, wann das war?
HE: Nein, das weiß ich nicht. (…)
I: Was ist Ihr Vater für'n Jahrgang?
HE: 26er, sechzehn Jahre, fast siebzehn.
I: Ja, '43 ist er dann gekommen." (Interview Ebersberger, Transkript S. 1, Beginn des Interviews)

Die Mutter habe sich auf eine ähnliche Weise durchschlagen müssen.

Weitere Beispiele für derartige Erzählungen sind die von Dagmar Pollmeier und Rainer Soroka. Beide gehen ebenfalls von der jeweiligen Deportation des Vaters in einem Atemzug direkt in dessen Leben im Dorf, Rainer Soroka sogar auf das eigene Leben über. Er gibt einen Hinweis darauf, aus welchem Grund sein Vater als Zwangsarbeiter nach Bayern kam, und kommt dann über das Schlagwort „Feind" direkt auf sein eigenes Leben und seine Erfahrungen von Diskriminierung zu sprechen:

I: „Wie waren denn die Umstände, dass er da hergekommen ist?
Rainer Soroka: Die Umstände waren eben, wie der Hitler da einmarschiert ist und die Arbeitskräfte da her, … her, äh, 'bracht hat, ne. Einfach.
I: Wie, is' da jemals was erzählt worden drüber oder a bissl genauer oder …?
RS: Na, da wiss' ma eigentl…, wie g'sagt, da sind wir bei dem Punkt, dass damals, obwohl die nix dafür gekonnt haben, waren das Feinde da, ja, da bist ja … du, als Kinder haben wir das so richtig noch, äh, da als Ausländerkinder, ja, da war das nicht so wie heut', dass das die [lacht], die obersten umpflegten und gehegten Leut sind, ja, und so, sondern dass des da einfach wirklich, äh, direkte Diskriminierung und Verfolgung zum Teil und von den Alten und von den Kindern, das geht dann auf d' Kinder über, ne, das war einf… und da war das dann auch alles, was mit der ganzen Sache mit der Sprache haben wir net g'lernt, leider, hat sich kein Mensch schmatz'n [Bedeutung: sprechen] trau'n." (Interview Soroka, Transkript S. 3, TC: 0:07:15)

Die Erzählung der Familie Rudenko ist ebenso vage, aber die Witwe und ihre beiden Töchter beginnen während des Gesprächs, eine gemeinsame Erzählung zu diesem Thema zu verfertigen. Zunächst spreche ich aber mit Barbara Lindl alleine.

Barbara Lindl: „Mein Vater war Flüchtling. Na, ich weiß halt vom Papa grad', dass er hergekommen ist, dass er strenge Eltern hatte, eine Schwester, sechs, sieben Brüder, katholisch, streng. Wir sind auch streng erzogen worden. [Er hat] erzählt, wo er dahin gekommen ist. Bei der Nacht gewandert. Hat welche kennen gelernt [Pause], die sind auch rüber halt. Einfach so durchgefuttert hat sich der Papa [Pause]. Dann wie er Mama kennen gelernt hat, weiß ich auch auch nicht. (…) (Interview Lindl, Barbara, Transkript S. 2–3, TC: 0:06:09)

Später unterhielten Barbara Lindl, ihre Mutter Martha Rudenko, ihre Schwester Ursula Rudenko und ich uns miteinander. An verschiedenen Stellen des Gesprächs kommen sie auf den Weg Viktor Rudenkos in das Deutsche Reich zu sprechen.

Martha Rudenko: „Weil das ist jetzt schon so lange her, dass der hergekommen ist. Ist schon acht Jahre gestorben. Der ist halt daher gekommen, na ja, beim Krieg '42. Die sind halt verteilt worden von den Arbeitsämtern, dann sind sie halt zu den Bauern gekommen, dort haben wir uns auch kennen gelernt. (…)" (Gruppengespräch Rudenko, Martha; Rudenko Ursula; Lindl, Barbara, Transkript S. 6, Beginn des Gruppengesprächs).
BL: In was für einem Jahr ist denn der Papa dann gekommen?
MR: '42, im Februar, ist er gekommen.
BL: Im höchsten Winter.
MR: Da ist er aufs Arbeitsamt und dann sind sie verteilt worden. (…) (ebd., S. 8–9)
I: Wie heißt der Ort, wo er gelebt hat?
MR: Oror. Das muss da bei … Ki…
Tochter: Kiew [evtl. ist Lwiw gemeint].
MR: Drovobitsch [evtl. Drohobytsch] hat das auch noch geheißen. Mei, ich hab' ja nix mehr. Seine Geburtsurkunde musste noch da sein. (…) (ebd., S. 12)
MR: Ja, wie die Umstände waren, unter denen er nach Deutschland gekommen ist, wissen Sie was darüber? Wie das gegangen und gegangen ist.
UR: Die sind ja zu Fuß gekommen, oder?
MR: Nein, mit dem Zug. Die haben da, da sind sie gesammelt worden und sind mit dem Zug dahergebracht worden und auf den Gemeinden, auf dem Arbeitsamt sind sie dann verteilt worden in die, zu den Bauern.
UR: Ja, sind die jetzt freiwillig rübergegangen, oder?
MR: Er ist freiwillig gegangen. Die anderen haben schon, die wieder heim sind, haben schon wegmüssen, und er hat sich freiwillig gemeldet, weil er schon für das Russische nichts mehr gehabt hat.
UR: Ja, hat dieses Kiew, wo er gewohnt hat, zuerst zu Deutschland gehört?
MR: Ganz früher. Ganz früher muss das schon mal zu Deutschland gehört haben. Aber die Zeit, wo er da noch fortgemusst hat, nimmer.
UR: Nimmer. Hat's da schon zu Russland gehört?
BL [murmelt]: Jetzt sind wir schlau.
MR: Mmh. Er hat auch nicht viel erzählt von daheim, na ja, weil er einfach das nicht …
BL: Vielleicht hat's ihm wehgetan oder wie? Innerlich." (ebd. Gruppengespräch, Transkript S. 16–17)

Im Vergleich zu den Profiteur_innen beginnt das Wissen zum Leben der ehemaligen Zwangsarbeiter_innen zwar in der Ukraine oder in Polen, also außerhalb der Grenzen des bayerischen Dorfes oder der Kleinstadt, wo sie leben – dennoch wurden oder werden keine detaillierten Kenntnisse dazu tradiert. Die Erzählungen

sind in der Regel knapp und vage. Selbst wenn die Interviewpartner_innen mehr und Genaueres wüssten als das, worüber sie im Interview gesprochen haben, ist es keine Information, die für die Öffentlichkeit bestimmt ist. Weder die Biografie der Eltern oder des verstorbenen Ehemannes in der Ukraine oder Polen noch die historisch-politischen Zusammenhänge sind relevant oder sedimentieren in der ländlichen Gesellschaft, zumindest nicht detailliert. Da es in drei Fällen zur Sprache kam, dass auch die Enkel_innen kaum etwas über die Lebensgeschichte der einst zwangsarbeitenden Großeltern wissen, liegt es nahe, dass sie auch innerfamiliär, also sozusagen *im* Heim, nicht als relevante Information weitergegeben wird. Dieses Nicht-Wissen oder Nicht-Sedimentieren der Geschichte der Eltern vor ihrer Rekrutierung oder Verschleppung – oder mit Connerton gesprochen „strukturelle Amnesie" – begreife ich als einen Mechanismus der Distanzierung vom Lebenslauf der Vorfahren.

6.6.2 „Da drüben": räumliche und rassistische Distanzierung vom „Zwangsarbeitererbe"

Ein weiterer Distanzierungsmechanismus zeigt sich darin, dass es zum polnischen oder ukrainischen Teil der Familie auch heute in der Regel keine oder nur sehr zurückhaltende Bezüge gibt. Manche Familien haben nie nach Familienmitgliedern im Herkunftsland der Eltern oder des früheren Ehemannes recherchiert. Marion Torba und Dagmar Pollmeier fänden es zwar interessant, nähere Informationen zu haben, sie seien aber nie dazu gekommen, der Familiengeschichte nachzugehen. Auch in diesem Fall gibt es eine Barriere:

Dagmar Pollmeier: „Ich weiß nur, er hat von Lemberg abgestammt, ich glaub, das gibts jetzt noch. Und er hat eben erzählt von drei Brüdern, die er gehabt hat, aber wie gesagt, nach dem Krieg ist da kein Kontakt mehr entstanden. Mei, da war's, wahrscheinlich der Eiserne Vorhang der Generation, ich glaub', da haben sie nicht nachgeforscht, da hat's halt geheißen, gut, da erfahren wir sowieso nix, das wars halt dann." (Interview Pollmeier, Transkript S. 4)

Barbara Lindl sagt:

I: „Und hat er jemals wieder Kontakt gehabt zu der Familie in der Ukraine?
Barbara Lindl: Wir wollten immer nachforschen, aber irgendwie hat er abgeblockt g'habt. Dann hat er immer zu mir g'sagt: ‚Ja mei, Deandl, lebt ja eh keiner mehr.' Mama müsste mehr wissen." (Interview Lindl, Transkript S. 4, TC: 0:10:40)

Zwischen Barbara Lindls Mutter und ihrer Schwester entwickelt sich dann folgendes Gespräch:

BL: „Weiß nicht, das hat er auch nicht richtig erfahren. Göttlopa [vermutlich der Großvater vom ‚Göttlhof', wo Viktor Rudenko als Zwangsarbeiter eingesetzt gewesen war] hat ihm nochmal geschrieben, aber dann war's zu Ende. Sein Freund hat noch Kontakt gehabt. Die haben ihm geschrieben, er darf nicht mehr schreiben, weil sie solche Schwierigkeiten bekommen. Dann haben sie's gehen lassen. [Pause].
I: Dann ist der Kontakt abgebrochen?
Martha Rudenko: Mmh.
Ursula Rudenko: Ja, ihr wolltet schon noch mal durchs Rote Kreuz, wolltet ihr noch immer …
MR: Zuerst ist es ihm zu teuer gewesen, er hätte es sich nicht leisten können. Und dann hat er es gehen lassen, wie er gewusst hat, dass nicht mehr viele leben. Von einem Bruder waren noch Kinder da, die er noch gesehen hat, dann war das auch zu Ende.
UR: Auf der einen Seite wäre das schon interessant, zu wissen, lebt noch jemand oder nicht. Und auf der anderen Seite, ob die überhaupt mit uns was zu tun haben wollen. Dann haben wir's dann gehen lassen." (Gruppengespräch Rudenko, M., Rudenko U., Lindl, B, Transkript S. 11–12)

Die Interviewten distanzieren sich, wie sich aus den Gesprächen ablesen lässt, aber noch weiter von der osteuropäischen Herkunft und auch dem Lebenslauf der Eltern als Zwangsarbeiter_innen – es ist generell das Polnische, Ukrainische, Russische, das „eine_n nichts angeht", wie es Emily Mühlbauer in einem anderen Kontext ausgedrückt hat.

Martha Rudenko schreibt auch ihrem aus der Ukraine kommenden Mann zu, dass er sich „vom Russischen" abgewandt habe. Sie hatte schon während des Krieges eine Beziehung mit ihm. Er sei auch damals schon immer „mit den Deutschen" gewesen (vgl. Kapitel 6.4.2):

MR: „Er ist auch mit seinen Freunden, den Ukrainern, sonntags nicht mitgegangen, da haben sich die getroffen, getanzt und gewerkelt, da ist er schon nicht mitgegangen, der war von Anfang an mit den Deutschen – so viel gibts da nicht zu erzählen." (…) (ebd. S. 16) und etwas früher sagt sie:

„Auch während des Krieges war er nicht so oft bei den anderen. Der hat sich mit den richtigen Russen schon gar nicht abgegeben." (ebd. S. 8)

Teilweise greifen die Interviewten bei diesen Distanzierungen auf rassistische Topiken zurück. In diesem Fall werden „das Polnische" oder „das Ukrainische" zurückgewiesen. Werden Familienmitglieder als polnisch oder ukrainisch eingeordnet, werden also auch diese abgelehnt. So beschreibt und betont Anita Diestler im Interview mehrmals das schlechte Verhältnis zu ihrem polnischen Vater. Diese Distanzierung ist zunächst noch als familiäres Problem und, zögerlich, als „Misshandlung" gerahmt (Interview Diestler, Transkript S. 11, TC: 0:37:16). Zu Beginn des Interviews deutet sie das übergriffige Verhalten ihres

Vaters an und begründet es mit der „Kriegszeit“ und seiner schwierigen Kindheit als Waise.

Anita Diestler: „Das ist schon 'ne Situation gewesen, ich denk' mal, dass s' da selber 'nen psychischen Knacks oder Schaden da gehabt haben, weil ich hab' meinen Vater schon immer a bissl schwierig empfunden und einfach nicht in der Realität hat der gelebt, der war scho' a bissl … und später kann man sagen, das ist von der Kriegszeit her. Die haben da auch Wunden g'habt, die nicht mehr heilbar waren. (…) Und dass man auch Kindererziehung und Familie und das alles irgendwie auch immer Schwierigkeiten sind, … I: Mmh.
AD: … weil er nicht normal erzogen worden ist oder normale Eltern gehabt hat.“ (ebd. S. 2–3)

Diestler erzählt von zahlreichen Schuldzuweisungen innerhalb der erweiterten Familie, unter anderem sei ihr Vater von der Familie ihrer leiblichen, deutschen, früh verstorbenen Mutter abgelehnt oder – ob seiner Herkunft – ausgegrenzt worden. Sie berichtet mehrmals detailliert vom kontrollierenden und gewalttätigen Verhalten ihres Vaters. Er sei ihr „immer an die Nerven gegangen“, er habe sie „drangsaliert“ und „tyrannisiert“ (ebd. S. 9).

AD: „Das sind die Sachen, die was du dann auch weißt, warum ich wegg'lauf'n bin.
I: Ja.
AD: (…) Sobald wie irgendwie was war oder war mit der Schwester was, dass die irgendwo, da wo ich schuld sein könnte und so. I war immer eigentlich der Mensch, der wo's gar net herg'hört, so ungefähr, das hat er mir oft genug gezeigt. (…) Also, i hab', des war für mi' der Himmel auf Erden, wenn ma da so sagt, wie ich dann weggegangen bin. Der hat auch mal a Messer nachg'schmiss'n zu mir, der hat schon so Ausraster g'habt, immer aus Wut sozusagen: ‚Mit ihr muss ich mich runterplagen und ärgern als Kind.'“
(ebd. S. 18, TC: 0:58:35)

Diestler selbst verließ ihre Kernfamilie wegen dieser Konflikte im Alter von knapp 14 Jahren. Am Ende des Interviews distanziert sie sich von „allem Polnischen“, auch von ihrem Vater, denn: Er ist polnisch. Ihre Stieftochter steht zu diesem Zeitpunkt kurz vor einer Klassenfahrt nach Polen. Diestler äußert sehr vehement, dass sie selbst nicht nach Polen reisen und Polen auch nicht unbedingt sehen wolle.

AD: „Und, äh, eigentlich generell, weil er [der Vater] komisch war, des muss i immer wieder sagen, er ist Pole g'wesen (ebd. S. 17). *(…) Ich will nicht nach Polen reisen und ich will Polen auch nicht unbedingt sehen.“* (ebd. Transkript S. 21, TC: 1:35:04)

Sie äußert die Befürchtung, dass „das Polnische“ ansteckend sein, auf sie „übergehen“ hätte können:

AD: „Ich weiß das von meiner Seit'n her, von meiner [deutschen] Mama, die Verwandtschaft, die haben ihn einfach nicht woll'n, weil sie g'sagt ham: ‚Wieso macht sie [Mutter] sich mit dem Polen ran?', des is' eigentlich sogar auf mich überganga. Weil ich halb Pole war auch schon dann. Und das hab' ich oft gehört, die ham damals schon extrem über die Ausländer geschimpft. Und das ham die [Eltern] auch mitbekommen, die war'n halt dann nicht willkommen da." (ebd. Transkript S. 17–18)

Auch die Geschwister Krawczyk, Ebersberger und Hattenkofer haben ein reserviertes Verhältnis zu den in Polen lebenden Verwandten:

Helga Ebersberger, die beim Interview relativ wortkarg ist, und ich sehen gemeinsam Familienfotos an. Dabei stoßen wir auf farbige Bilder, die ihre Eltern, das Ehepaar Krawczyk, nach der Mode zu schließen, in den 1970er oder frühen 1980er Jahren in Polen zeigen. Polnische Schriftzüge sind im Hintergrund an Häusern zu erkennen. Ebersberger wundert sich über diese Fotografien, sie kennt sie kaum oder hat ihnen kaum jemals Beachtung geschenkt und kann mir nichts weiter dazu erklären. Über ihre Familie in Polen, „da drüben", sagt sie:

Helga Ebersberger: „Die Geschwister [des Vaters] haben da drüben weitergelebt. Sie [die Eltern] sind öfter reingefahren nach Polen. Geschenke wären zur Gewohnheit geworden. Das waren arme Leute, die haben viele Kinder gehabt. [Die Eltern] haben den Kindern viel mitgegeben. Arbeitsame, sparsame Leut' waren die Eltern. Danka und Adam hießen der Cousin und die Cousine. Ich war nie in Polen. Wir hatten ein neues Auto, das ist zu gefährlich.
I: Ludwig war in Polen?
HE: Zwei-, dreimal waren sie in Polen. Von da drüben weiß ich gar nix. Er hat nicht viel erzählt. Niemand hat sich damit befasst. Jeder is' in sei' Arbeit gegangen, wir haben geschaut, dass wir weitergekommen sind. Er hat gesagt, wenn ihr rüber würdet, würdet ihr da drüben alles bekommen." (Interview Ebersberger, Transkript S. 1–2, TC: 0:07:42)

Sie gibt mir an ihren Vater adressierte, auf Polnisch verfasste und aus Kanada verschickte Briefe. Sie brauche sie nicht mehr, „zerreißen Sie sie", fügt sie an. Die Briefe sollen nicht aufbewahrt, nicht veröffentlicht werden. Ihr Bruder Ludwig Krawcyzk, das jüngste von sieben Kindern, war als Kind in Polen (vgl. Kapitel 6.8) und besuchte dort auch das Museum Auschwitz. Er kennt seine polnischen Verwandten persönlich, aber sie sind nur „a bissl a Verwandtschaft" vom „Verwandtschaftsgrad her". Eng ist der Bezug seiner Deutung nach also nicht. Er beschreibt zwei Besuche der polnischen Familienmitglieder im bayerischen Mühlbach:

I: „Können Sie das mit der Familie nochmal erzählen?
Ludwig Krawczyk: Wie meinst das jetzt mit Familie?
I: Mit der, mit den Enkeln vom Bruder.
LK: Die wo zu Besuch gekommen sind?
I: Ja, genau.

LK: Die Enkel vom Bruder.
I: Ja [lacht].
LK: Ja, wie ich g'sagt hab'.
I: Oder? Hab' ich das richtig verstanden, die Enkel vom Bruder?
LK: Die haben uns mal geschrieben, ob sie rüberkommen könnten, dann haben sie das beantragt und dann haben wir mal Besuch gekriegt. Die waren sehr lange, wie lange waren jetzt da. Drei oder vier Wochen, was sie da waren. Dann sind sie nochmal, ein zweites Mal, gekommen und dann wären die nächsten gekommen, wie g'sagt, was ich dann abgelehnt hab. Wie g'sagt, wir haben ja zu Verwandtschaft da drüben, und besser g'sagt, i hab' zu der Verwandtschaft da drüben überhaupt keinen Bezug nicht. Vater hat die eigentlich auch nicht gekannt, weil, äh, phh…, wir waren, wie g'sagt, er ein-, zweimal bloß drüben, äh, da haben wir seinen Bruder besucht g'habt, weil der schwer krank war und seine zwei Schwestern. (…) (Interview Krawczyk, Transkript S. 1, TC: 0:02:35)
I: Wann haben Sie denn die besucht? Den Bruder vom Vater.
LK: Vor fünfunddreißig Jahren, wie i g'sagt hab. zwölf Jahr' oder zehn Jahr' [alt], da rum.
I: Vor fünfunddreißig Jahren?
LK: Vor fünfunddreißig Jahren, da rum. Wie du jetzt g'sagt hast, Sozial…, Sozialismus? Da rum, ja. (…) (ebd. Transkript S. 2, TC: 0:04:18)
LK: Also wir waren in Bilskobiala [möglicherweise Bielskobiała, südwestlich von Krakau], da is ja nur so a bissl a Verwandtschaft gewesen, das wär', was war das, das weiß ich gar nicht, was das für ein Verwandtschaftsgrad war. Die haben halt keine Kinder nicht g'habt, und da waren wir auch mal dort'n, und da hätt' er drüben bleiben sollen, weil, wie g'sagt, der hätte das ja alles geerbt da drüben, weil einfach der Vater gekriegt hätt', aber kein Bezug. (ebd., Transkript S. 2, TC: 0:05:52)
I: Und hat Ihr Vater irgend sowas erzählt aus Polen?
LK: Der hat sicher was erzählt, aber das weiß ich nicht mehr." (ebd. Transkript S. 2, TC: 0: 07:24)

Auch Franziska Torba, Witwe des Zwangsarbeiters Emil Torba, bekundet kein großes Interesse an der polnischen Herkunft ihres Ehemannes. Sie antwortet, nach benachbarten Bekannten ihres Mannes, die ebenfalls Zwangsarbeiter_innen waren, gefragt, sie habe sich die Namen nicht merken können, denn es sei „lauter so polnisches Zeug" gewesen.

6.6.3 Zeitliche Distanzierung vom „Zwangsarbeitererbe"

Neben Ludwig Krawczyk reiste auch Schenja Wrobel in das Herkunftsland eines Elternteils, sie fuhr in den 1970er Jahren mit ihrer Mutter zur Familie in die Ukraine. Diese Fahrt war mit erheblichem bürokratischen Aufwand verbunden, der nur bewältigt werden konnte, weil die Familie dabei Unterstützung von einem Lehrer Wrobels erhielt. Sie habe erst später erfahren, dass ihre Mutter Tanja Wrobel damals mit dem Gedanken spielte, an ihren Herkunftsort überzusiedeln,

sich aber nach dem Besuch bei der Familie dagegen entschieden habe. Schenja Wrobel erzählt sehr differenziert über die Begegnung mit dem ukrainischen Teil der Familie und über ihre Eindrücke, die der Aufenthalt in der sozialistischen Ukraine hinterlassen hat. Aber die Fahrt dahin in den 1970er Jahren schildert sie eindeutig als befremdlich:

Schenja Wrobel: „Und da sind wir ja noch über 200 Kilometer, sind wir da noch durch die Gegend gekurvt mit diesem Bus. Bis wir dann endlich an dem Dorf waren und als wir, wo wir dort angekommen waren, hab' ich dacht': ‚I weiß net, bin i jetzt irgendwo in der Vergangenheit?'" (Interview 1, Wrobel, Transkript S. 21, TC: 0:18: 05) *„[Generell ist es] scho' a arge Reise in die Vergangenheit [gewesen]".* (ebd. Transkript S. 22, TC: 0:20:32)

Schenja Wrobel grenzt sich also räumlich *und* zeitlich von ihrer ukrainischen Familie ab. Großmutter, Tante und Cousin lebten nicht nur in einem fernen Land, sondern auch in der fernen Vergangenheit.

I: „Und gestern haben Sie erzählt, dass das, als die Mutter dann in die Ukraine fahren wollte, das war Ihnen erst unheimlich ein bisschen.
SW: Mmh. Ja, schon.
I: Vielleicht könnten Sie das nochmal …
SW: Das war mir scho' unheimlich, weil i mir überlegt hab', ja, wo ist das und wie lang fahr' ma da, wie's dann g'heiße' hat, mit dem Zug dauert das ziemlich lange. Das war mir schon irgendwie unheimlich, weil i einfach au' 'dacht hab', ja, also dass ich das mit meiner Mutter alleine mach', dass mei' Vater net mitgeht." (Interview 2, Wrobel, Transkript S. 40, TC: 00:14:52)

Ihre Halbschwester Anita Diestler betont ihren Aufstieg in Bayern, den sie als *sozialen* Aufstieg und damit verbunden als Ausstieg aus der polnisch-ukrainischen Familie rahmt. Aufstieg und Ausstieg gelangen ihr *im Lauf der Zeit*. Über die Beziehung zu ihrem Vater erzählt sie:

Anita Diestler: „Die ersten Jahre? Ja, das ist a Geschichte, da dürft' i net so arg reinsteigen, des is no' a bissl, hab' ich noch a bissl a Problem, und zwar ich bin aufg'wachsen von meinen Eltern bis so dreizehneinhalb Jahre. Dann wollt' ich weg, weil ich ihre Mentalität, die waren Ukrain…, also sie war Weißrusse, er Pole, die war'n also von der Erziehung her, das hab' ich damals schon gemerkt, von der Erziehung her, das ist verkehrt." (Interview Diestler, Transkript S. 5)

Sie ist froh, dass sie zur Interviewzeit ihren Lebensunterhalt als Angestellte und nicht mit Stallarbeit verdienen muss. In Diestlers Erzählung wird ihr Fortschritt durch ein Hoch- und Sich-Herausarbeiten deutlich. Der erste Schritt war weg von ihrer Familie, hin zu dem Bauernhof, wo ihre Stiefmutter eingesetzt gewesen

war. Das war „wie früher". Diestler lebte mit 14 Jahren auf diesem Bauernhof und verrichtete dort verschiedene Arbeiten.

AD: „Ich hab' da abends mit denen im Stall mitgeholfen, mit vierzehn, wenn man da so sagen kann, das war wie früher, wie sie das gemacht haben, das war auf einmal bei mir so." (ebd. S. 6)

Die nächste Stelle hat sie in einer anderen Familie als Haushaltshilfe und Babysitter, damit war für Diestler der nächste Schritt erreicht: „Das war halt für mich wieder 'ne Stufe höher in der Zeit, hab's aber auch gern gemacht" (ebd.). Schließlich begann sie ihre Ausbildung als Friseurin: „Und das war dann mei' Lehre und dann ist es für mich Stufe für Stufe besser geworden" (ebd.). Sie habe sich auch sehr bemüht, dass sie für ihre zwei Söhne „alles… besser oder anders mach'" (ebd., S. 9).

„Früher" und „heute" haben nichts mit dem Nationalsozialismus oder mit Zwangsarbeit zu tun, es reiht sich stattdessen in eine in der dortigen ländlichen Gesellschaft gängige Wahrnehmung von Vergangenheit ein: Das „Früher" war von Armut und harter Arbeit, das „Heute" ist von Wohlstand und Zivilisation geprägt. Was die ländliche Gesellschaft betrifft, haben manche Forscher_innen, ob professionell oder nicht professionell, ob auf dem Land lebend oder nicht, vom „Früher" mitunter sehr romantisierende Vorstellungen (vgl. Laumer 2017, S. 223–225). Derart agrarromantische Bilder gibt es bei den Angehörigen von Zwangsarbeiter_innen nicht.

Auch Dagmar Pollmeier distanziert sich zeitlich von der Geschichte ihrer Eltern. In ihrer Erzählung gibt es zwar einen temporalen Verlauf, gleichzeitig sind „früher" und „heute" fast dichotome Kategorien, die nichts oder nur sehr wenig miteinander zu tun haben, der Zweite Weltkrieg spielt für diese beiden Pole keine Rolle. Die Zwangsarbeit des Vaters und die Nachkriegszeit liegen im „Früher", dieses „Früher" berührt sie selbst kaum.

Dagmar Pollmeier: „Meine Mutter hat schon gesagt, also am Anfang war das nicht einfach sozusagen. Früher, alles war so konservativ, ne, sie zwei eine wilde Ehe. Aber das hat sich dann mit der Zeit halt gelegt, das ist dann normal geworden, aber am Anfang, sagt sie, war schon schwierig. (…) (Interview Pollmeier, Transkript S. 7–8)
Mei, früher, also die Leute, also wenn man nicht geheiratet war und noch dazu mit einem Russen, sozusagen in Anführungszeichen, ich glaub', das war schon schlimm. (ebd. Transkript S. 8)
I: Und welche Kontakte hat es dann gegeben?
DP: [Pause.] Ph. Mei, vielleicht mal kurz, also früher war das sowieso nicht so üblich, dass man da so oft zusammengekommen ist. (…) (ebd. S. 10)

Sie sagt auch:

DP: Ja, das war halt früher so. Also, sie haben sich in gewisser Weise verstanden, aber dass jetzt so a enger Kontakt oder viel Kontakt g'wesen ist, nicht." (ebd. S. 12)

Etwas später sagt sie:

DP: „Und da haben wir auch die ganze Familie miteinand' ein Fahrrad gehabt. Wir waren ja arm …in dem Sinne. Das kann man mit jetzt, mit der jetzigen Generation überhaupt nicht vergleichen." (ebd. S. 15)

Dagmar Pollmeier und ihre Geschwister sollten auf Wunsch ihrer Eltern einen guten Beruf erlernen:

DP: „Aber das haben sie [die Eltern] betrieben und wirklich jeder von uns hat 'nen Beruf erlernt. Dass, sie haben selber nicht viel gehabt, aber das bissl, was sie gehabt haben, also Hauptsache, uns geht's mal besser sozusagen. Des war halt ihre Einstellung.
I: Und täten Sie jetzt sagen, dass es Ihnen besser geht als Ihren Eltern?
DP: Ja, schon, auf alle Fälle, das bestimmt, weil die haben ja nur ihre Arbeit gehabt und im Prinzip, wir werden halt jetzt für unsere Arbeit gezahlt, ja, jetzt geht's uns bedeutend besser, also das bestimmt." (ebd. S. 17)

Paradoxerweise scheinen in den Gesprächen nicht nur diese deutlichen Distanzierungen von der Vergangenheit und dem Herkunftsland der Eltern auf, sondern auch die Idealisierung des Ortes, dem die Familie gewissermaßen entspringt und der in der Realität gar nicht oder kaum bekannt ist.

6.6.4 Der Herkunftsort der Eltern als mythischer Ort

Obwohl es keine, kaum oder nur vernachlässigte Beziehungen zu den Familien in den Herkunftsorten der Eltern gibt und sich einige von diesen „ausländischen Orten" und dort lebenden Familienangehörigen stark abgrenzen, stellen manche der Gesprächspartner_innen, manchmal im selben Gespräch, positive Bezüge zu den Herkunftsländern her. Auch der literarische Recherchebericht „Sie kam aus Mariupol" von Natascha Wodin folgt dieser Motivik: Die Ich-Erzählerin findet heraus, dass die Mutter, als Zwangsarbeiterin nach Bayern gekommen, einer wohlhabenden bürgerlichen Familie entspringt, die im sowjetischen Kommunismus schikaniert und ihres Eigentums beraubt worden war.

Auch manche meiner Interviewpartner_innen überhöhen diese Orte, wo der verklärte Ursprung der Familie liegt; mitunter ist dieses materielle, glänzende Erbe „im Kommunismus" zerstört worden. Diese Topik weist mythische Aspekte auf, wenn Mythos in Anlehnung an Aleida Assmann (2007, S. 40) als „fundierende Geschichte, die (…) mit einer „andauernden Bedeutung ausgestattet" ist,

verstanden wird. Aleida Assmann sieht eine gemeinschaftliche Zukunftsorientierung als Bestandteil des Mythos (ebd.; Assmann, J. 1992, S. 75–78), die jedoch im vorliegenden Fall, bei den in Deutschland lebenden Nachkommen von Zwangsarbeiter_innen, etwa als „Gemeinschaft der polnischen Zwangsarbeiterkinder", nicht, aber als imaginierte familiäre Gemeinschaft vorhanden ist. Es zeigen sich jedoch weitere „mythische" Merkmale in diesen Sagen. In meinem Verständnis werden Mythen so verwendet, dass sie in der Vorstellung der Erzählenden sehr weit, quasi unendlich weit, in die Vergangenheit zurückreichen und den Ursprung einer Gemeinschaft, auch der familiären, erklären. Laut Ernst Cassirer (1988, S. 55) tragen sie dazu bei, „eins" mit den Vorfahren zu werden. Zudem ist das Moment des unwiderruflichen Schicksals, das für die Gemeinschaft zur Bewährungsprobe wird, zentral für die Dramaturgie mythischer Geschichten (ebd., S. 380).

Ludwig Krawczyk und seine Schwester Helga Ebersberger vollziehen zwei zunächst entgegengesetzt erscheinende Bewegungen in einem Gespräch: Sie distanzieren sich von der „armen polnischen" Familie, die eher eine Belastung gewesen sei, und sprechen gleichzeitig von einem großen Erbe, das in Polen auf den Vater gewartet habe. Krawczyk erzählt, dass sein Onkel in Polen einen „Gutshof g'habt [hat], mit Pferdlzucht für'n Staat" (Interview Krawczyk, Transkript S. 1, TC: 0:03:58) und sein Vater „hätte das ja alles geerbt da drüben" (ebd. Transkript S. 2, TC: 0:06:05). Seine Schwester Helga Ebersberger nimmt ebenfalls darauf Bezug: „Er [der Vater] hat gesagt, wenn ihr rüber würdet, würdet ihr da drüben alles bekommen." (Interview Ebersberger, Transkript S. 2, TC: 0:11:02)

Rainer Soroka verklärt die Ukraine ebenso wie das materielle Gut der Familie seines Vaters dort. Die Gebrüder Soroka vertreten und verbreiten ein rechtsextremes, geschlossenes Weltbild, wenn auch in unterschiedlichen Varianten (vgl. Kapitel 6.7). Rainer Soroka spricht in dem zwei Stunden dauernden Interview auch über den Inhalt von Verschwörungsideologien, an die er glaubt, und erklärt politische Zusammenhänge mit Antiamerikanismus und Antisemitismus. Er selbst, so erzählt er, wurde als Sohn eines Ukrainers in der Schule diskriminiert. Fast alle seiner Gesprächsinhalte sind ideologisch. Dies verstehe ich als extreme Form der Distanzierung vom Lebenslauf des Vaters, von dessen und auch vom eigenen Alltag. Es gelingt Soroka, die Ukraine und somit die ursprüngliche Nationalität seines Vaters positiv in seine rechtsextreme Weltanschauung zu integrieren. Soroka betrachtet die Besatzung der heutigen Ukraine durch das nationalsozialistische Deutschland aus der Position eines Menschen, der sich selbst der „Volksgemeinschaft" zugeordnet hätte. Dies tut er bereits zu Beginn des Interviews:

I: „Wie waren die Umstände? Wie der hergekommen ist, dein Papa?
Rainer Soroka: Der, die sind also 'ne Arbeits…, äh, …dienst hergekommen und net weil der Hitler hat die Absicht g'habt, dass er die Ukraine dann besiedelt, net mit unsere Leut' zum

Teil, und dann die 'n wenig dann aussiedelt und so und so, weil das 'n absolut fruchtbares Land is, ne, und wertvolles Land ist, also auch von de' Bodenschätze, das ham die schon alle g'wusst, damals auch, ne, die Hauptbodenschätze, ne. Kohle, Stahl und so, ne. Das ist das reichste Land der Welt, auf Deutsch g'sagt, ja, weil d' Ukraine, ne, weil die ja die beste Landwirtschaft hat und dann auch noch Bodenschätze ohne Ende [räuspert sich] (…). (Interview Soroka, Transkript S. 1)

Über die Familie seines Vaters sagt er:

„Die haben daheim ein großes Gut g'habt, äh, die stammen von 'nem alten polnischen Adelsgeschlecht ab, haben 'n großes Gut g'habt, des hams dann mit'm Kommunismus verloren." (ebd. S. 2, TC: 0:03:12)

Rainer Soroka war nie in der Ukraine und hat auch keinen Kontakt zur ukrainischen Familie seines Vaters. Er selbst zählt sich zu denen, die der „Volksgemeinschaft" angehört hätten, denn „unsre Leut'", also Deutsche, hätten die Ukraine besiedeln sollen. Er bricht in der Erzählung Sätze oft ab und geht von einem Thema in ein ganz anderes über. Dies heißt, dass er nicht gerne – dialogisch geprägte – zusammenhängende Geschichten oder Anekdoten erzählt, sondern es bevorzugt, über sein nicht in allen Punkten kohärentes Weltbild und Erklärungen zur „großen Geschichte", nicht aber über alltägliches Wissen, zu sprechen. Gemäß Peter L. Bergers und Thomas Luckmanns Konzept der Legitimationsstufen passt er auch die Erinnerung an die Zwangsarbeit und Zwangsmigration des Vaters in seine Konstruktion der Wirklichkeit ein. Er rechtfertigt und erklärt seine Realität aber mit der von mir hinzugefügten fünften Legitimationsstufe – der Ideologie. Alle anderen Befragten passen die Geschichte der Eltern größtenteils beiläufig und nebenbei in die Wirklichkeit ein, bei ihnen ist es, mit Ausnahme der mythischen Sage vom „glänzenden Erbe" in Polen/der Ukraine, Alltagswissen, das keiner weiteren Erklärung bedarf. Bei Rainer Soroka folgt der oben zitierten Passage eine Ausführung anhand einer Landkarte darüber, dass ein Teil der Ukraine einmal österreichisch, also quasi deutsch, gewesen sei. Ukrainer würden sich von Polen und auch ihren „Todfeinden", den Russen unterscheiden, gleichzeitig habe er selbst einen Bezug zur „slawischen Sprach'" und zu „slawischen Leut'" (ebd. S. 17), erzählt er. Er hatte Aufenthalte in Tschechien und Serbien und sagt im Zusammenhang damit: „Erst wenn man das erlebt, erst, ist das, äh, dann weiß man erst, dass einem das oder wie einem das abgegangen ist, sag ich mal, ja." (ebd.) Es ist gewissermaßen die „slawische Volksseele", die ihm seit jeher gefehlt hat.

RS: „Die, die in der Ukraine, wenns d' Fotos siehst, die schau'n genauso aus, ne [wie Bayern]. Oder Russen, viele, die haben ja auch ganz schöne, blonde Leut', in dem Sinne, von unserm Typ und so, ne." (ebd. Transkript S. 5–6, TC: 0:13:54)

Es gibt weitere Beispiele, dass Interviewpartner_innen die Familie in Polen oder der Ukraine aufwerten. So sagt Ursula Rudenko, die ihre Tanten, Onkel, Cousins und Cousinen im Herkunftsort ihres Vaters nicht kennt: „Wie war das, wie sie mal erzählt haben, seine Großmutter hat sieben Fabriken gehabt? Die hat der Russ'" (Gruppengespräch Rudenko, Ursula u. a., Transkript S. 9). Mit sieben Fabriken, die laut tradierter Erzählung „dem Russ'" zum Opfer gefallen sind, war die Familie wohlhabend und daher wohl auch bedeutend. Dieser zugeschriebene gesellschaftliche Stellenwert steht im Kontrast zur sozialen Stellung der genannten Familien im ländlichen Bayern, wo man sich um eine deutsche Staatsbürgerschaft erst bemühen musste und der Vater bei der Freiwilligen Feuerwehr nicht ganz so wie die Alteingesessenen akzeptiert wurde.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Gesprächspartner_innen mit den Cousinen und Cousins im Herkunftsland der Eltern nichts zu tun haben wollen oder dass es zumindest nie ausreichend Bestreben gab, Kontakte zu suchen oder aufrechtzuerhalten. Die Biografie der Zwangsarbeiter_innen vor ihrer Rekrutierung ist nicht relevant und das Leben als neu angekommene ausländische Arbeitskräfte in einem Dorf oder einer Kleinstadt in Deutschland steht nur vage im Zusammenhang mit dem Zweiten Weltkrieg. Es ist aber weit weg, im „Früher", in dem man selbst nicht gelebt hat, verortet. Gleichzeitig gibt es unkonkrete, aber verklärte mythisch-sagenhafte Vorstellungen von den ukrainischen und polnischen Familien (Krawczyk, Rudenko, Soroka) und ihrem Eigentum. „Irgendwo" existiert also in diesen Deutungen ein idealisierter Ort, dem sie entspringen und in dem es eigentlich familiären Wohlstand gegeben hat. Soroka bewertet die Ukraine, „ein fruchtbares Land mit vielen Bodenschätzen" und russischen Leuten, die ebenso blond sind wie „unsere", so positiv, dass sich die Herkunft seines Vaters ohne Weiteres in seine rechtsextreme Weltanschauung integrieren lässt. Auf die Ausmaße dieses rechtsextremen Deutungsmusters oder vielmehr einer Ideologie mit geschlossenem Weltbild bei Rainer Soroka und seinem Bruder Gerhard, die ich bereits öfter erwähnt habe, soll im Folgenden näher eingegangen werden.

6.7 Alles erklärt: rechtsextreme und Verschwörungsideologie

Herbst/Winter 2013: Ich finde heraus, dass Gerhard Soroka, Sohn des einstigen Zwangsarbeiters, eine Schusterwerkstatt betreibt. Ich fahre spontan zu seinem Anwesen, was auf dem Land kein Problem sein sollte. Wenn ich sage, dass ich aus dem Nachbardorf komme, dürfte es nicht so außergewöhnlich wirken, dass ich ihn unangemeldet aufsuche. Dort angekommen, wage ich es lange nicht, den Hof zu betreten, der etwas abseits, nicht in einem Dorf liegt; am Eingang hängt ein Schild mit der Aufschrift „*Vorsicht! Bissiger Hund!*" Später stellt sich heraus, dass es keinen Hund gibt (vgl. Kapitel 6.3). Gerhard Soroka und seine Frau Gabi

sind zu Hause, sie begrüßen mich. Ich bringe mein Anliegen vor, dass ich mehr über Kinder von polnischen und ukrainischen Arbeiter_innen wissen wolle, die während des Krieges nach Bayern gekommen seien, Sorokas Vater sei ja so ein Arbeiter gewesen. Das Ehepaar Soroka fragt mich sehr genau aus, in welchem Fach und mit welcher Finanzierung ich promoviere. Es sollte mir während meines ganzen Besuches nicht gelingen, mehr zur NS-Zwangsarbeit und zur Geschichte von Gerhard Sorokas Vater zu erfragen. Ich bin verwundert, dass sie sich so genau zu den institutionellen Hintergründen meiner Promotion erkundigen, das hat zuvor noch niemand getan. Beide sind dabei sehr vehement. Was ich studiert habe? „Politikwissenschaft". Ich gebe Auskunft darüber, wer meine Promotion finanziert, ich beantworte alles wahrheitsgemäß, auch als sie mich fragen, ob ich (christlich) gläubig sei. Meine Antwort ist, dass ich Agnostikerin sei. Ich weiß nicht, was sie mit diesen Fragen bezwecken und ob sie mich für als „zu links" und „zu ungläubig" befinden oder ob ich ihrer Ansicht nach in der Nähe des politischen Establishments einzuordnen bin – oder ob ihre Fragen gänzlich andere Gründe haben. Gerhard und Gabi Soroka beschweren sich über „die", vermutlich meinen sie Politiker_innen und Verwaltungsangestellte, die nicht in der Lage wären, eine anständige Regierung zu bilden, es laufe „alles falsch".[93] Das Ehepaar Gerhard und Gabi Soroka erwähnt bei seinen Beschwerden über „ihre" Inkompetenz (ich vermute, dass damit Politiker_innen und Verwaltung gemeint sind) die Alternative für Deutschland (AfD) nicht, es bezieht sich aber auf den andauernden Prozess der Regierungsbildung auf Bundesebene. Außerdem werde so viel Geld nach Griechenland, einem Staat, der sich zu dieser Zeit in einer vehementen Schuldenkrise befindet, geschickt. Ich als junge Politologin müsse etwas tun, sagen sie mir. Ich komme nicht mehr dazu, Fragen zu stellen. Sie reden sehr energisch auf mich ein.

Mit Blick auf das Interieur im Haus werden mir zwei Sachverhalte klar: Es ist ein bürgerliches und ein katholisches Haus. Zahlreiche Reliquien wie Kreuze und eine immense Marienfigur sind sehr augenfällig, es gibt einen Altar für die imposante Madonna und die Kreuze. Die Gestaltung unterscheidet sich damit von Innenräumen, wie ich sie aus meiner Kindheit und Jugend kenne, wo es einen „Herrgottswinkel" und ein Kreuz an der Wand in der Stube oder im Wohnzimmer gibt, die Einrichtung entweder bäuerlich, kleinbürgerlich und wenn bürgerlich, dann weniger mit katholischen Reliquien vollgestellt ist. In diesem Wohnzimmer gibt es sehr große Glasfenster mit Blick ins Grüne, Wände und

93 Zu dieser Zeit, nach der Bundestagswahl im September 2013, sondieren die Parteien Sozialdemokratische Partei Deutschlands (SPD) und Christlich Demokratische Union/Christlich Soziale Union (CDU/CSU) die Möglichkeiten, gemeinsam eine Regierungskoalition zu bilden. Da es innerhalb der SPD ablehnende Stimmen zu einer „Großen Koalition" gibt, führt die Partei gerade ein Mitgliedervotum zu dieser Frage durch. Die Partei AfD ist in jenem Jahr gegründet worden, hat aber bei dieser Wahl noch zu wenige Stimmen, um im Bundestag vertreten zu sein.

Zimmerdecke sind im Landhausstil mit dunklem Holz verkleidet. Die Vertäfelung ist mit Schnitzereien verziert. Soroka erzählt, dass die Madonna zuweilen weine, also echte Tränen vergieße, und dies ein Wunder sei; er zeigt mir Fotos von einer weinenden Madonna. Er und seine Frau seien für eine Dokumentation auf dem Fernsehsender Sat 1 zum Thema interviewt worden. Soroka erzählt mir, dass sie beide den Piusbrüdern nahestehen, sie feierten die Messe des St. Pius X.

Mitglieder der Piusbrüderschaft haben sich immer wieder antisemitisch geäußert, der kurz zuvor aus der Bruderschaft ausgeschlossene Bischof Richard Williamson leugnet den Holocaust. Soroka führt seine antisemitischen und antimuslimischen Aussagen mit missionarischem Charakter fort, er mischt dabei christlichen mit modernem Antisemitismus. Unter anderem sagt er, dass sich Bauern von Juden Geld geliehen hätten, die Zinsen aber so hoch gewesen wären, dass die Bauern in den Ruin getrieben worden wären. Er selbst, so referiert er, wäre „ein guter Diktator". Im Falle seines Diktatordaseins würde er folgende Maßnahmen ergreifen:

- Arbeitslager errichten; in den Lagern solle niemand umgebracht werden, die Insass_innen sollten nur arbeiten,
- Vergewaltiger sofort kastrieren lassen,
- durchsetzen, dass alle Frauen zu Hause blieben, denn Kinder bräuchten Liebe. „Wir wollen keine Ausländerkinder", fügt er an.

Rainer und Gabi Soroka sind gegen Satan, erklären sie mir zudem. Mir wird Kaffee und Kuchen angeboten, ich nehme an. Mir wird mulmig zumute, ich halte ich es nicht mehr für ganz abwegig, dass ein exorzistisches Ritual an mir ausgeübt werden soll. Es stellt sich aber heraus, dass dies nur eine Phantasie von mir ist. Gabi Soroka stellt mir weiterhin autoritär kritische Fragen, etwa wie ich mit fünfzehn, dem Alter, in dem ich aus der katholischen Kirche ausgetreten bin, schon habe wissen können, was gut für mich sei. Später sagt sie, sie hätte eine Krise bekommen, wäre ihre Tochter in diesem Alter aus der Kirche ausgetreten. Sie versuchen, mich zu missionieren. Ihr Glaube unterscheidet sich deutlich von dem in der Gegend immer noch weit verbreiteten herkömmlichen Katholizismus, der den Alltag, die Körper, die Routine im ländlichen Untersuchungsgebiet regelt. Über die Geschichte von Gerhard Sorokas Vater können oder wollen sie mir nichts sagen. Sie verweisen mich auf Sorokas Bruder Rainer. Wir reden über ihre Kinder, die studieren. Irgendwann sage ich, dass mich Religion doch ein wenig interessiere und sie geben mir folgendes Buch mit: „Der Blitz hat eingeschlagen", Autorin: Gloria Polo Ortiz. Das Buch ist das Glaubenszeugnis von Polo Ortiz.

Ich fahre daraufhin direkt zu Sorokas Bruder Rainer. Auch er lebt mit seiner Familie eher abgelegen auf einem gepflegten, landwirtschaftlich stillgelegten Hof am Berg, fünf bis zehn Kilometer entfernt von seinem Bruder. Er ist Elektroingenieur und betreibt sein Büro auf diesem Anwesen. Hühner und anderes

Kleingetier läuft herum, das Gehöft ist sehr gepflegt. Rainer Soroka trägt ein Sakko im Trachtenstil. Er und ich kennen uns, wir haben vor langer Zeit einen Pferdekutschenfahrkurs gemacht. Auch er hat einen vehementen Redestil, erkundigt sich, wie es mir gehe und befragt mich zu meiner Promotion. Später, nach einem langen Gespräch[94], werde ich hineingebeten und zum Essen eingeladen. Ich nehme die Einladung an. Auch hier ist das Interieur in der Stube holzvertäfelt und bürgerlich. Sorokas Söhne und ich tauschen uns darüber aus, was wir so im Leben machen, beruflich, ob wir Kinder haben. Wir kennen uns vom Sehen, von früher aus dem Schulbus. Sie wissen kaum etwas über die Biografie ihres polnisch-ukrainischen Großvaters, sagen sie. Es ist offenbar nie besonders relevant für sie gewesen. Der Sohn Thomas sagt, dass seine Großmutter, die Ehefrau des einstigen Zwangsarbeiters, immer bestens darüber Bescheid gewusst habe, wer mit wem verwandt sei, sie aber über die Geschichte ihres Mannes und über ihre Beziehung zu ihm nichts erzählt habe. In unterschiedlichen Situationen wenden sich die Söhne an diesem Nachmittag und Abend ab, wenn ihr Vater Rainer ins Palavern kommt, sie machen zum Teil auch Kommentare wie „Oje, jetzt labert er wieder".

Rainer vertritt eine andere Variante als sein Bruder, aber ebenfalls eine geschlossene, antisemitische und zudem antiamerikanische Ideologie. So sagt Soroka gegen Ende des Gesprächs, dass er niemals in New York leben wollte – ohne dass in dem mehrstündigen Gespräch davor von New York, den USA oder auch der US Army, die Bayern vom Nationalsozialismus befreite, die Rede gewesen wäre.

Er ist weniger gläubig, belustigt sich über seinen Bruder Gerhard und dessen religiösen Fanatismus. Rainer Soroka erzählt mir dagegen von Verschwörungsideologien, unter anderem, dass „wir" von Amerika besetzt wären. Er hält die „Protokolle der Weisen von Zion"[95] für eine wichtige Informationsquelle. Nach einer langen Begegnung von mehreren Stunden – auch er redet sehr viel, vor allem über seine politischen Ansichten – gibt auch er mir Lesematerial mit:

- Robin de Ruiter (2003): Die Eingreiftruppen des Antichristen. Der NATO-Krieg gegen Jugoslawien,
- Traian Romanescu (1995): Herren und Sklaven des XX. Jahrhunderts. Warum der Kommunismus voranschreitet.

Später lese ich in der Amazon-Produktinformation zu Romanescus Buch:

94 Das Gespräch wurde mit Sorokas Einverständnis aufgezeichnet und transkribiert.

95 Die angeblichen Protokolle sind eine antisemitisch motivierte Fälschung bzw. ein neu kontextualisiertes Plagiat, das ab Beginn des 20. Jahrhunderts erstmals in antisemitischen Veröffentlichungen erschien, vgl. zu ihrer Geschichte: Benz, Wolfgang (2017): Die mächtigste aller Lügen. In: Zeit online, 24.10.2017, www.zeit.de/zeit-geschichte/2017/03/protokolle-weisen-zion-antisemitismus-faelschung (Abfrage 19.12.2020).

> *„Der besondere Wert seines Buches liegt in der genialen Verflechtung einer ausgebreiteten Kenntnis zahlloser öffentlich kaum bekannter Einzelinformationen mit einem klaren Erfassen und Durchschauen der weithin verborgenen Zusammenhänge. Zahlreiche wichtige Mosaiksteine für die Rekonstruktion der wirklichen Geschichte unseres Jahrhunderts finden sich exklusiv in diesem Werk."* (Amazon: Produktinformation zu Romanescu, Traian 1995)

„Pro Fide Catholica", eine Bezeichnung, die auf dem Cover genannt wird, ist eine Reihe des Verlags Anton A. Schmid, der der eigenen Website zufolge ausschließlich verschwörungsideologische, antisemitische und rechtskatholische Literatur vertreibt.[96] Zudem erhalte ich von Soroka:

- Autorenkollektiv gegen Totalitarismus (2002): Antifa heißt Gewalt,
- Leite, Fernando P. (1999): Mein Name ist Jacinta. Ich habe die Hl. Jungfrau Maria gesehen.

Ich bin sehr überfordert von den beiden Gesprächen, auch weil es kaum direkte Bezüge zu NS-Zwangsarbeit, wie ich es mir erhofft hatte, gab. Zu Hause bei meiner dementen Großmutter, bei der ich in der Zeit wohne, notiere ich die Titel und verbrenne dann die Bücher, die mir die Sorokas mitgegeben haben. Ich verbrenne sie nicht zuletzt, weil ich befürchte, dass sie meiner Großmutter in die Hände fallen und die Bücher durch sie eine Wiederbelebung erfahren könnten, wenn sie sie finden und lesen würde. Sie, meine Großmutter, liest gerne laut vor.

Ein ähnliches Gespräch führe ich ein Jahr zuvor: Ich setze mich eines Nachmittags nach mehreren Interviews in das Wirtshaus Faistl. An einem Tisch sitzen Leute, die sich alle kennen. Sie trinken etwas, der Wirt sitzt dabei. Ich befrage sie zu Erinnerungen an den Nationalsozialismus. Für diesen Ort, zwischen Oberalteich und Mitterfels, sind ein Todesmarsch aus dem Lager Flossenbürg und dabei Ermordete belegt. Die Gespräche kreisen nach meiner Frage um diesen Marsch. Der Wirt ist zunächst ruhig, beginnt schließlich, seine verschwörungsideologischen und antiamerikanischen Erklärungen kundzutun. So fragt er mich, ob ich denn wisse, wer uns wirklich regiere. Er setzt seine Ausführungen fort, die Gäste verlassen nach und nach die Gaststätte, es wird leer. Der Wirt erzählt mir auch, dass er als Kind als Vertriebener in die Gegend gekommen sei.

Dies deutet daraufhin, dass sich manche der später Dazugekommenen, ob Kinder eines Zwangsarbeiters oder ein deutscher Vertriebener aus dem heutigen Polen oder Tschechien, in ihren Erklärungen höherer Legitimationsstufen, die über den ländlichen Erfahrungshorizont hinausweisen, bedienen. Die einzige seit Generationen „Alteingesessene", die sich mir gegenüber ebenfalls antisemitisch äußert, ist Emily Mühlbauer. Mühlbauer ruft sekundären Antisemitismus

96 Verlag Anton Schmid, www.verlag-anton-schmid.de/ (Abfrage: 19.12.2020).

auf, der sich dadurch auszeichnet, dass er „Juden für die Folgen der Shoah verantwortlich macht" sowie Täter_innen- und Opferposition umkehrt (Salzborn 2014, S. 142–143). So erzählt Mühlbauer, dass eine aus den ehemals deutschen, heute polnischen Gebieten (Schlesien) Vertriebene im Haushalt ihrer Eltern einquartiert worden sei. Diese habe sich nach Kriegsende als Jüdin zu erkennen gegeben und Mühlbauers Eltern alles „bitter" gemacht, obwohl diese die Geflüchtete mit ihren zwei Söhnen so freundlich aufgenommen hätten. „Unsere" Juden, die einst in der Kleinstadt Cham ansässig gewesen seien (und während des Nationalsozialismus zur Flucht gezwungen oder in der Shoah ermordet wurden) seien „nett" und „geschäftstüchtig" gewesen. Ganz anders verhielt sich die bei Kriegsende bei Mühlbauer gestrandete „verbitterte" und „nicht mehr nette" Jüdin. „Nur Streit, nur Streit, die hat alles, alles gemacht, was meinen Eltern weh getan hat", so Mühlbauer (Interview Mühlbauer, Transkript S. 10, TC: 0:23:02). So habe der Vater schließlich eine Hacke nach der Überlebenden geworfen. Dieser sei deshalb drei Tage lang von den Alliierten in Haft genommen worden. „Sie [waren] dann die Herren", sagt Mühlbauer abschließend (ebd. Transkript S. 12). Es sei viel „Unrecht" (ebd. Transkript S. 14) geschehen (Interview Mühlbauer Transkript S. 9–15, TC ca. 0:21:00–ca.0:36:00).

Die Redner_innen scheuen sich nicht, sich öffentlich zu äußern, die Zuhörer_innen im Wirtshaus wie auch die Söhne Rainer Sorokas gehen jedoch eher, als dass sie Beifall klatschen. Was hat das nun alles mit Erinnerung an NS-Zwangsarbeiter_innen zu tun? Die Gebrüder Soroka berichten nichts bzw. verhältnismäßig wenig über die Geschichte ihres Vaters, sie erzählen auch wenig über sich selbst, über ihre Biografie oder ihren Alltag. Sie lehnen die Interviewanfragen aber auch nicht ab, wie dies andere getan haben, mit denen ich gerne gesprochen hätte. Es gibt in den Erzählungen, abgesehen von Gerhard Sorokas Katholizismus, der ein Anknüpfungspunkt an die katholische Umgebung sein könnte, nur sehr wenige Referenzen zur ländlichen Umgebung und auf den Blick vom Außen. Während bei anderen Gesprächspartner_innen viele Bezüge zur ruralen Gesellschaft sichtbar werden, wie etwa „alle haben ihn gemocht", „Wie man's normal tut" oder die lapidare Erkenntnis „Es war nicht immer so rosig", sind diese bei Gerhard Soroka nicht und bei Rainer Soroka im Vergleich zu den anderen Gesprächsinhalten kaum vorhanden. Rainer Soroka berichtet jedoch, wie seine Mutter, die einen ehemaligen Zwangsarbeiter geheiratet hatte, in ihrer Familie diskriminiert, wie er selbst als Heranwachsender in der Schule benachteiligt und von einem Lehrer beleidigt wurde (Interview Soroka, Transkript S. 24, TC 00:52:51). Er erzählt diese Episode in Form von ganzen Sätzen jedoch kaum zu Ende und gewichtet sie im gesamten mehrstündigen Gespräch wenig, obwohl ich immer wieder versuche, dies zu thematisieren. Es ist also weder die biografische Selbstpräsentation, noch sind es die genannten gängigen Topiken und Erinnerungsschemata, die „das Zwangsarbeitererbe" kanalisieren. Die Erinnerung an NS-Zwangsarbeit oder die vergleichsweise alltägliche Familiengeschichte ist nun

einmal für ihn nicht relevant. Rainer Soroka lässt sich das Reden nicht verbieten, dies macht er während des Gesprächs immer wieder deutlich. Erklärungen gibt es nur jenseits der gesellschaftlichen Wirklichkeit, bei den großen Zusammenhängen. In den drei Beispielen, bei den Sorokas und dem Wirt, werden geschlossene Weltbilder – bzw. eine rechtsextreme Anschauung – oder eben Ideologie herangezogen, die nicht nur über ländliche Realität, die Dorfgrenzen und mündlich kommuniziertes Wissen hinausweisen, sondern die eine Absage an den ruralen Alltag und vor allem an die eigenen Biografien und Erfahrungen sind.

Die rechtsextreme Ideologie der Gebrüder Soroka speist sich zu einem Großteil eher aus einem geschlossenen Programm denn aus Versatzstücken der mündlichen Überlieferung. Unter rechtsextremer Ideologie verstehe ich, angelehnt an Samuel Salzborn (2018, S. 19–29), eine Ideologie, die autoritär, antisemitisch, antiamerikanisch, antimuslimisch und sexistisch ist. Zentral für diese Weltanschauung sind aber nicht nur ihre menschenfeindlichen und antiegalitären Elemente, sondern die im Kern antisemitische und verschwörungsideologische Überzeugung, die als eigene angesehene Gruppe wäre „in Wirklichkeit" Opfer anderer mächtiger Gruppen oder würde sich im Kampf mit ihnen befinden. Als diese feindlichen, einheitlichen Kollektive werden unter anderem Juden/Jüdinnen, US-amerikanische Entscheidungsträger und im Fall Rainer Sorokas nicht zuletzt der Teufel identifiziert. Zudem ist die Vorstellung, dass Angehörige der eigenen Gruppe oder vielmehr des eigenen „Volkes" dies nicht äußern dürften und deutsche Politiker_innen ausschließlich unter dem Einfluss dieser vermeintlichen Mächte stünden, zentral. Der antibürgerliche Gestus und die Anerkennung für Menschen, die sich das in dieser Logik nicht gefallen lassen, ist ebenso wichtig. Die rechtsextreme Ideologie zeichnet sich durch eine „ambivalente Mischung" von Über- und Unterlegenheitsgefühlen gegenüber den imaginierten Weltbeherrschenden aus (ebd., S. 25). Mit dieser Weltanschauung ist alles erklärt: Historische und politische Widersprüche, auch den eigenen Lebenslauf, etwa das Verhältnis zur ländlichen Gesellschaft, in der Rainer Soroka lebt, betreffend, werden nicht adressiert – stattdessen gibt es eine obsessive Fokussierung auf vermeintliche Mächte, denen das „eigene Volk", „die unsrigen", wie er es ausdrückt, ausgeliefert ist.

Emily Mühlbauers Aussagen fußen auf „antisemitischem Wissen" auf allen Legitimationsstufen, der häuslich-alltäglichen wie der des geformten, Antisemitismus, der politisch und historisch hergeleitet wird. Sie erzählt viele im Haushalt und im Alltag verortete Episoden über das angebliche Fehlverhalten der Jüdin und deren Kinder neben vielen anderen Inhalten im ganzen Gespräch. Mit anderen Worten: Mühlbauer ist antisemitisch, aber nicht so verschwörungsideologisch und auch nicht mit einer derart geschlossenen Weltanschauung wie die Soroka-Brüder und der Faistl-Wirt, deren Familien in der regional-ländlichen Gesellschaft eben „später dazu gekommen" sind. Mühlbauer erklärt als Frau, als „Volksgenossin", die während des Nationalsozialimus erwachsen geworden ist, nicht „alles", nicht „die ganze Welt", und sie erzählt mir, der Fragenden, auch nicht wer

„wirklich dahintersteht". Dennoch zeigt sich an diesen Interviewauszügen, wie sie, eine Frau, „den großen Antisemitismus" auf das Gebiet von ihresgleichen, nämlich auf „das Gebiet der Kinder" und „das Gebiet" des Haushalts überträgt. Zentral ist in ihrer Darstellung auch, dass ihrer Familie „Unrecht" geschehen, sie „der Jüdin" ausgeliefert gewesen sei. Mühlbauers antisemitische Topiken sind in Richtung geschlossene Verschwörungsideologien anschlussfähig. Sie bestätigen Erkenntnisse aus der Antisemitismusforschung: Traditionell schreiben Männer Juden und Jüdinnen häufiger negativ konnotierte Eigenschaften zu und imaginieren eine Weltverschwörung wie die Sorokas und der Faistl-Wirt es tun. Frauen wie Emily Mühlbauer äußerten sich zumindest in den 1960er Jahren drastischer antisemitisch zu Juden und Jüdinnen, die sich in ihrem Umfeld befanden und verbanden positive Attribute mit ihnen, so wie Mühlbauer „unsere Juden" eben als „geschäftstüchtig" charakterisiert (Salzborn 2014, S. 101–102), diese Form zeigt sich zum Interviewzeitpunkt auch noch bei Mühlbauer.

Ein weiteres Merkmal der von den Sorokas und dem Faistl-Wirt geäußerten Verschwörungsideologie ist die Negierung von Subjektivität, der eigenen und der anderer. Stattdessen gibt es den „Zwang" – nicht das Angebot –, sich mit einer ethnischen Gruppe zu identifizieren (ebd., S. 22). Als Beispiel sei folgende Passage aus dem Interview mit Rainer Soroka zitiert:

I: „Jetzt hab' ich noch 'ne andere Frage, und zwar: Kann ich Ihre Geschwister auch mal fragen?
Rainer Soroka: Na allesamt.
I: Allesamt.
RS: Fralle.
I: Wo wohnen die?
RS: Kriegst Adressenliste, Telefonnummern, alles was du brauchst [I, Sohn lachen].
I: Des wär' gut.
RS: Jaja, des is' eh keine Frage. Ja, Politik, wenns'd da sagst, was kannst da machen, is' natürlich ganz schwer, wenn du 'nen Krieg verloren hast und bist total besetzt. Du hast nix mehr, du hast keine Leut', du hast keine Regierung …mit einem Mann und wenn ein Mann, das sind dann die, wo als Rechtsradikale verfolgt werden, ja, weil der als Einziger die Nation noch. Der andre vertritt den Juden, Ausländer, 'n Teufel, EU, UNO, jeder vertritt etwas andres, aber der vertritt net 's Volk, ja. Des is' 's Problem. Weil das nicht unsere Leut' sind, wie der Jud' sagt: ‚Ihr habt keine Wahl. Ihr meint, ihr habt de, ihr wählt eure Leute, ihr wählt nur unsre Leute', weil die sind alle hing'stellt, ja.
I: Des sagen Juden?
RS: Der tut ja fünfzehnmal prüfen, der sich aufstellen lässt.
I: Wer, wer?
RS: Der, wo praktisch zur Wahl aufgestellt wird, weißt schon.
I: Wer prüft denn die?
RS: Na die ganze, die Parteiorganisation usw., da kannst nicht einfach sagen: ‚Hallo, i geh' jetzt da hin, lass mich aufstellen', ja.

I: Mmh, und wer steckt da dahinter?
RA: Ja natürlich die Partei, die Amerikaner als Besatzungsmacht, als große, und Juden ist natürlich 'n ganz großes Kapitel.
I: Mmh. Wieso?
RS: ‚Lieber Herr Hitler', wie der g'sagt hat in Ungarn, du, ha, das ist aber kein Spaß, net. Aber sind wir im Wirtshaus gewesen, darf man heut' gar nicht erzählen, letztes Mal hat einer bloß zwei Bücher 'geben. Zwei Leut' hat er, kennst ja die Leut', die, die hat er ja zumindest, kennst net, aber g'hört hast du's vielleicht schon, ‚Die Protokolle der Weisen von Zion'.
I: Mmh, hab' ich schon gehört, ja. Was steht'n da drin?
RS: Hast du's g'lesen?
I: Na, hab' ich noch nie gelesen.
RS: Fällst da maustot um.
I: Echt, wieso, was steht'n da drin?
RS [lauter]: Da steht der Zustand drin, wie er jetzt bis ins allerkleinste Detail ist.
I: Mmh. Und was ist der Zustand?
RS: Na, wie er is'. Und das hat der vor 100 Jahren g'schrieben.
I: Aber was steht'n da drin?
RS: Na, die musst lesen.
I: Na, sag halt.
RS: Da haben s' einen ein Buch gegeben, einer, ein Rechtsanwalt, der wo sich helfen kann, der hat zwei Leuten das Buch gegeben, den haben s' acht Jahr eing'sperrt. Musst dir mal vorstellen. Da kann ich jemanden umbringen für das.
I: Was wird jetzt da drinstehen? In den ‚Protokollen der Weisen von Zion'.
RS: Ja, da fällst du um. Da ist jedes Thema [ummaklaubt – unverständlich], ne, hm, praktisch 'n Plan. Das ist das Gleiche, wie wenn ich dir den Plan minutiös beschreib' [klopft auf den Tisch]. Und dann zeig' ich dir noch 'ne Zeitlang oder 'nen Stadtplan, is' ja wurscht, ob das [lacht] 'n Landkartenplan ist oder 'n Stadtplan und dann zeig' ich dir nach hundert Jahren die Stadt und die is' dann, der Stadtplan, auf den …
I: Also die Juden stehen dahinter.
RS: … Zentimeter gleich.
RS: Deckungs… Net bloß ungefähr, sondern hundertprozentig gleich. Na, da ka…, dann ist es erstmal schon so, dass …
I: Jetz' hab ich nochmal 'ne andere Frage.
RS: Ja.
I: Und zwar, äh, ob Sie über Ihre Biografie a bissl was erzählen könnten, dann, aber vielleicht kurz, was Sie dann g'macht haben, also von dem, Sie sind da hergezogen, da hat's Ihnen nicht gefallen.
RS: Na gut, das war als Kind.
I: Und wie's dann weitergegangen ist.
RS: Als Kind … ja, das war gut, … da hat man sich eing'lebt, das is eh klar, net. Da wirst ja älter, lebst dich ein, mmh, … und dann die Realschule g'macht, weil da in der Volksschule da, da wars' dann auch schon, zum Beispiel 'n solcher Ausländer und so. Da haben wir 'nen

Lehrer g'habt, der war halt net …, net gerecht, wenn man so sagt. ‚Ah, Soro…', dann hab' i g'sagt: ‚Ja, i geh' in d' Mittelschule'. Das war damals irgendwie was B'sond'res noch. Heut ist das ja nix mehr wert. Aber bloß als Beispiel, das, was du nicht weißt. Von uns. Da ist zum Beispiel kein Einziger in die Bank gegangen [Bedeutung: Bankangestellte_r/Banker werden], weil das überhaupt unter seiner Würde war [lacht] als Mittelschüler. Weil heut' brauchst Abitur und Beziehungen." (Interview Soroka, Transkript S. 23–24, TC: 00:47:49).

Es gibt unter den Nachkommen der Zwangsarbeiter_innen Topiken, die sich von den hegemonialen in der ländlich-regionalen Mehrheitsgesellschaft unterscheiden, da sie eben doch auf die Geschichte der Eltern verweisen. Dies sind Verweise auf Verwandtschaft und Orte in den Herkunftsländern der Eltern oder zu Erinnerungsorten (vgl. dazu Kapitel 6.8). Aber es gibt üblicherweise *gleichzeitig* Anknüpfungspunkte zu den sozialen Topiken in der ländlichen Gesellschaft. Rechtsextreme Ideologie bedeutet die Negation von Subjektivität und Ablehnung der eigenen Subjektwerdung. Teil meiner Definition von ländlicher Gesellschaft ist auch, dass Subjektwerdung zugunsten des ruralen Außens vernachlässigt wird. Was ist also der Unterschied zwischen rechtsextremer Ideologie und rassistischem oder auch autoritärem ländlichen Alltagswissen? Rechtsextremismus in der heutigen Form würde es ohne schriftliche Medien und das Massenmedium Internet, auch bei den Gebrüdern Soroka, nicht geben. Zudem ist diese Ideologie bemerkenswert inter- und transnational, auch Soroka bezieht sich im Gespräch auf Serbien und Tschechien. Sie ist meinem Verständnis nach noch geschlossener, geformter und undurchdringlicher als Wirklichkeitskonstruktionen auf den dritten und vierten Legitimationsstufen. Soziale Topiken, wie sie bislang in dieser Arbeit vorgestellt und diskutiert wurden, formieren sich auch mithilfe schriftlicher Medien und Massenmedien, sie können aber ebenso allein durch mündliche, sich wiederholende Kommunikation existieren. Sie befinden sich, wissenssoziologisch gesprochen, auf den unteren Legitimationsebenen und sind flexibler als eine Ideologie. Diese Ausführungen der Soroka-Brüder und des vertriebenen Wirts stießen bei ihrem Publikum nicht auf Beifall, aber auch nicht auf Widerrede. Es besteht jedoch auch in meinem Untersuchungsgebiet die Möglichkeit, dass derartige Vorträge, verbunden mit Missionierungsversuchen – mir wurde ja Lesematerial gegeben –, auf Resonanz stoßen und rechtsextreme Bewegungen beschleunigen und verstärken können.

6.8 Jenseits des ländlichen Horizonts: topische Bezüge auf Erinnerungsorte zu nationalsozialistischer Verfolgung

Die Gebrüder Soroka haben also kaum etwas über NS-Zwangsarbeit oder ihren Vater, einen ehemaligen Zwangsarbeiter, erzählt. Bei anderen interviewten Nachkommen von Zwangsarbeiter_innen gibt es jedoch „etwas", was ihre Eltern eher

als Verfolgte des Nationalsozialismus einordnet und objektiviert werden will: Manche der Gesprächspartner_innen stellen Bezüge zu Erinnerungsorten nationalsozialistischer Verbrechen her.

Wie in Kapitel 5 gezeigt, sprechen Angehörige von „Profiteursfamilien" kaum über KZ-Gedenkstätten oder ein tatsächliches Konzentrationslager wie Flossenbürg. „Das KZ" taucht in Gesprächen auf, wenn Verfolgung von Zwangsarbeitern und deutschen Frauen thematisiert wird – aber „das KZ" liegt außerhalb der Dorfgrenzen, für das, was dort passiert ist, gibt es kaum verbale oder symbolische Objektivationen (vgl. Kapitel 5.6.3). „Das KZ" und auch die heutige KZ-Gedenkstätte sind im Nichts. Eine Hinrichtung vor Ort wurde, der Erzählung nach, verhindert. Überregionale Erinnerungsorte haben für sedimentiertes Wissen zu Zwangsarbeiter_innen auf Profiteur_innenseite kaum oder keine Bedeutung. In diesem Punkt gibt es einen augenfälligen Unterschied zwischen Nachkommen von Profiteur_innen und von Zwangsarbeiter_innen. Letztere beziehen zum Teil Erinnerungsorte zu nationalsozialistischen Verbrechen oder betten Topiken, die aus Repräsentationen der Shoah bekannt sind, in ihre Erzählungen ein.

Wenn es um das Sprechen über die Rekrutierung und Verschleppung der Eltern ins Deutsche Reich geht, höre ich zwei auffällige Erzählungen: Die Halbschwestern Schenja Wrobel und Anita Diestler sprechen unabhängig voneinander im Vergleich zu anderen Interviewpartner_innen am detailliertesten über die Verschleppung ihrer Mutter bzw. Stiefmutter Tanja. Tanja Wrobels Erfahrung sedimentierte also in Form einer innerfamiliären Topik zwischen den Frauen. Die ehemalige Zwangsarbeiterin selbst war zum Zeitpunkt der Interviews bereits verstorben. Auch bei den Schwestern ist die Episode „Leben der Mutter in der Ukraine" sehr knapp, es wird ab dem Zeitpunkt der Rekrutierung zur Zwangsarbeit erzählt. Sowohl Anita Diestlers als auch Schenja Wrobels Erzählung über Tanja Wrobels Verschleppung nach Bayern weisen Reminiszenzen an Deportationen im Zusammenhang mit der Shoah auf.

Schenja Wrobel erzählt generell ausführlich und detailliert, sie hat einen aufklärerischen Impetus und wendet sich auch mit diesem Gespräch gegen falsche Behauptungen. So sagt sie im Interview: „Da heißt's ja immer, es sei net wahr, aber … es hat stattgefunden" (Interview 1 Wrobel, Transkript S. 9, TC: 0:32:15). Über die Rekrutierung und Deportation ihrer Mutter berichtet sie:

Schenja Wrobel: „Also, was ich weiß, ist, das ist, dass meine Mutter am 3. Juni 1942, ist sie also mit einem Transport, mit so einem Zug nach circa drei Wochen Fahrt in Straubing angekommen. Da ist sie dann mit mehreren anderen Personen, äh, weiterverteilt worden zur Gemeinde und da gab's dann verschiedene Bauern und die haben die irgendwie so, ja, nach Augenschein [lacht] ausgewählt, also, meine Mutter hat immer erzählt, dass der Bauer, wo sie ausgewählt hat, der hätt' ihr so Zeichen gegeben und sie gefragt, ob sie melken könnt'. (…) Und sie sagt halt, für sie war es äußerst schwer, sie war ja damals erst achtzehn Jahre alt, musst' quasi von daheim fort, ihr eigener Vater war schon von den Russen verschleppt,

da wusst' man auch, nie wieder was gehört, ist also nie wieder aufgetaucht, und dann, sie war das einzige Kind, da musst' sie quasi da fort, und dann war schon diese Zugfahrt, war ja ziemlich unwürdig, da waren sie ja reingepfercht wie Tiere, also die Waggons, das waren richtige, also Tiertransporter, Viehtransporter, da war noch Stroh und teilweise der ganze Dreck drinnen, und da sind die einfach da reingestapelt worden und mussten sehen, wie sich da hinsetzen, hinlegen, also es war einfach total überfüllt und gar kein Platz. Die sind auch kaum rausgekommen, sie haben gesagt, zwischendurch ein-, zweimal. Und dann hat man kurz hinter einem Busch seine Notdurft verrichtet, und zu essen gab's auch fast nix, also im eigentlichen Sinne haben sie am Anfang ja gar nicht gewusst, was mit ihnen passiert und wo sie dann da rausgekommen sind, haben sie gedacht, na ja, es wird mal besser. Aber sie hat gesagt, am Anfang war das eigentlich auch nicht so, zu essen gab es ja sowieso auch kaum was dort." (…) (ebd. S. 1–2, TC: 0:03:46)

I: „Wissen Sie Genaueres, hat sie noch Genaueres erzählt über … ähm, also über i…, ihr Leben, wo sie hergekommen ist und wo das genau war und wie es dann zu diesem Transport kam nach Deutschland?

SW: Ja, also, das weiß ich schon, die stammt aus dem Dorf Jablunowka im Kreis Lysjanka, Gebiet Tscherkassy, das ist in der Ukraine.

I: Und war damals auch Ukraine?

SW: Ja, das war schon immer Ukraine. Ja, und ja, also sie weiß es nicht, sie weiß es, dass sie hergekommen ist, also dass sie quasi … abgeholt wurde. Ich hab' aber in den Unterlagen aber was gefunden, und das ist ein Anwerbeschein, da nimmt ma' ja an, dass sie freiwillig … mitgegangen wär', aber das stimmt nicht, also sie ist nicht mitgegangen, sondern sie wurde quasi von Polizei oder Militär, wie man das damals bezeichnen wollt', abgeholt und musste da mit. Was auch noch was ganz Komisches und Interessantes war, das war das, also meine Mutter hat gesagt, es kamen aus der Umgebung viele zusammen. Und irgendwie bekamen die dort, von welchem Personal auch immer, irgendwie so Marken in die Hände gedrückt, also so verschiedene Zettel mit verschiedenen Farben. Und Freundinnen haben sich dann die gleichen Farben immer getauscht untereinander. Und meine Mutter hat erzählt, also, eine Cousine von ihr, die hätte erst 's Gleiche gehabt wie mei' Mutter auch und dann hat sie aber andere Freundinnen getroffen und hat dann eingetauscht und war dann bei einer anderen Gruppe, und die hat man nie wieder im Leben g'sehen, also von denen hat man nie wieder was gehört, die hat man nie wieder gefunden, und sie vermuten, also vermuten alle, dass die vergast wurden, dass die irgendwie … glei' schon, da irgendwie quasi eigentlich sortiert wurden, die das dann aber durcheinander gebracht haben durch das, dass die die Zettel getauscht haben … Das waren so die ersten Erzählungen, was da so war.

I: Mmh. (…)" (ebd. S. 3, TC: 0:07:53)

SW: „Aber das war ja eigentlich, da heißt's: ‚Oben genannter ist für vordringliche Arbeiten in Deutschland angeworben', aber mei' Mutter hat gesagt, sie sind da nicht angeworben worden, also es war nicht freiwillig, sondern sie mussten einfach gehen. Dann muss ich sagen, sowas find' ich, da heißt's ja immer, es sei net wahr, aber … es hat stattgefunden.

I: Was … äh, Entlausung, wie sah das dann aus?

SW: Ja, sie hat g'sagt, da musst' man sich also total entkleiden.

I: Okay.
SW: Da wurden einem die Haare kurz geschoren. Und dann musst' ma quasi so in Reihe so in ein Gebäude reinlaufen, war komplett gekachelt, und das waren quasi wie so Mannschafts-, Gemeinschaftsdusen, -duschen. Da kam von oben so … irgendein Mittel runter … Aber es war halt auch so, sie wussten gar nicht, was passiert, was geschieht, mussten sich da ausziehen, dann sind die, ich glaub', die Kleidung ist sogar verbrannt worden, also … dann …." (ebd. S. 9, TC: 0:32:05)

Tanja Wrobel war laut ihrer Tochter keine Jüdin, sie war christlich-orthodox. Es gibt aber in dieser Erzählung verschiedene Topoi, die aus Repräsentationen der Shoah bekannt sind: Die Enge der Viehwaggons, in denen Tanja Wrobel transportiert wurde, Unwissenheit, was mit ihr passieren würde, Unwissenheit, was mit der Cousine passiert, aber die Vermutung, dass die Cousine vergast worden sei, sich ausziehen zu müssen, das Verbrennen der Kleidung. Nicht zuletzt sind die Duschen zentral, die in diesem Fall zwar zur Entwesung und nicht zur Vergasung verwendet wurden, aber zu Entwürdigung und Entindividualisierung beitrugen.

Anita Diestler spricht ähnlich über die Erfahrungen ihrer Stiefmutter Tanja Wrobel:

Anita Diestler: „Aber sie hat halt über frühers viel erzählt, was sie viel geweint hat, weil sie hat ja erzählt, wo sie die Waggons aufg'halten ham und da umanand g'fahrn worden san, die sind dann ja dunkle Waggons, kein Fenster, nix, sind die da Tage rumg'fahren worden. Sag' ich eh, wie sie dann oft erzählt hat, des war scho' schlimm, wenn du irgendwo mal aussteigen musst, musst dich ausz…, alle ziehen sich aus, müssen durch so Brausen durchgehen, die ham da gar nicht g'wusst, was da los ist bei dem, aus hygie…, aus hygienischen Gründen, was sie da wieder in den Zug, in die Waggons rein, des hat sie mir oft erzählt. Wieder net g'wusst, wo sie hinkommen, dann ham sie natürlich auch g'hört, dass viele umkommen san. Also das war für sie schon sehr schlimm. Sie, mit achtzehn ist sie von ihrem Elternhaus wegkomma. Ihren Vater, der war Grundschullehrer, den haben sie verschleppt in der Zeit und sie war auch von der Intelligenz her sehr gut." (Interview Diestler, Transkript S. 10, TC: 0:30:12)

Anita Diestler erzählt als Einzige konkret über die ukrainische Familie ihrer Stiefmutter *vor* der Zwangsarbeit, allerdings herrscht an diesem Ort und zu dieser Zeit, als Tanja Wrobel jung war, nach Diestlers Interpretation Chaos. In diesem Bericht werden Leute „eingesammelt, die da politisch …", der Vater der Stiefmutter wurde „aus dem Verkehr gezogen" (ebd. Transkript S. 13). Das „Einsammeln" Tanja Wrobels (ebd. Transkript S. 12) bezieht sich auf die Rekrutierung zur Zwangsarbeit ins Deutsche Reich, „aus dem Verkehr gezogen [zu] werden", wie es Tanja Wrobels Vater widerfuhr, aber sehr wahrscheinlich auf sowjetische Repression. Anita Diestler markiert diesen Unterschied jedoch nicht. „Man" – weder sie als Erzählerin noch ich als Zuhörerin – weiß nicht, „wie's damals da drüben war":

AD: „Ich glaub', dass sie auch viel verdrängen wollten, also dass es dann auch nicht. Also wenn meine Stiefmutter dann was erzählt hat, die hat das immer unter Tränen gesagt. (…) Sie hat erzählt, wie sie achtzehn geworden ist, und dann ist es schon losgegangen. Ich glaub', das war noch früher, mit neunzehn ist die schon weg. Das war dann die Zeit, neunzehn war die da, zwanzig, als sie bei den Bauern war. Achtzehn waren die dann, volljährig und da haben sie dann die Leute eingesammelt, die da politisch … Der Vater war, glaub' ich, politisch sehr engagiert. Das hat sie mir dann auch erzählt, der war gern in der Gemeinde.
I: Ihr Vater?
AD: Ihr Vater, ja, Sie hat das gerne erzählt, dass der Vater gerne zu offen geredet hat über Themen, die jetzt in Russland, das ist jetzt schon schade, auch noch Fall, wenn sie politisch irgendwo ein Thema einschneiden und sehr intensiv, und dann kennt wieder jemand den anderen und das wird dann weitergegeben, war das dann echt dann so, dass sie den aus dem Verkehr gezogen haben sozusagen.
I: Und weißt du, welche Position der vertreten hat, der Vater deiner Stiefmutter, also was, worüber er so gesprochen hat oder so?
AD: Von der Gemeinde her?
I: Ja.
AD: Nein, das sind so viele Jahre gewesen und ganz genauere Sachen, sie hat immer nur g'sagt, dass der Vater ziemlich viel und leicht erzählt hat und die Mutter hat da gesagt: ‚Sei ruhig. Mach da nichts', und das hat sie als Kind so mitbekommen. Das war eigentlich das Schlimme dann, weil er ist ja abgeholt worden, das war ja das. Sie hat das gesehen als Kind, er ist abgeholt worden und dann hat es geheißen ‚Untersuchungshaft', so wie bei uns jetzt so. Ist nie wieder gekommen, da hat kein Mensch mehr was gehört davon.
I: Wurde er von Deutschen abgeholt oder …?
AD: Weiß man nicht, wie's damals da drüben war. Waren das Deutsche oder waren das die eigenen Landsleute, die dann da irgendwie sowas nicht haben wollten. Schade, wenn man da nicht so viel weiß. Wär' manchmal gut, wenn die noch leben würden, gell.
I: Mmh, auf jeden Fall [beide lachen]." (ebd. S. 13–14)

Anita Diestler weiß den Herkunftsort der Stiefmutter aber im Gegensatz zu ihrer Halbschwester nicht. Beide Erzählungen sind sehr bildlich und es wird – auch das ist im Vergleich zu anderen Interviewpartner_innen außergewöhnlich – Atmosphäre erzeugt: Die Zugfahrt war „unwürdig" (Wrobel), die Stiefmutter habe „geweint", es war „schlimm", sie wusste nicht, was mit ihr passieren würde, und sie habe gehört, dass „viele umkommen san" (Diestler), was die Unsicherheit und Angst der Hauptfigur in der Geschichte noch verstärkt haben dürfte. Während Schenja Wrobel mit ihrer Erzählung zwar auch Stimmung erzeugt, indem sie etwa von einem Detail wie dem gekachelten Gebäude, in dem die Mannschaftsduschen waren, erzählt, stehen bei ihr doch Ereignisse und Ablauf der Rekrutierung und des Transports im Vordergrund. Anita Diestlers Bericht ist in Bezug auf Ereignisse vager, aber atmosphärischer. „Dunkel", „rumgefahren werden", „nicht wissen, was los ist" sind die Versatzstücke in ihrer Narration. Auch sie durchwebt

ihren Bericht mit Topiken, die durch Repräsentationen der Shoah – dunkle, fensterlose Waggons, Brausen (zur Hygiene), sich ausziehen müssen, Unwissenheit, Desorientierung, „viele kommen um" – bekannt sind.

Katja Hattenkofer, Ludwig Krawczyks und Helga Ebersbergers Schwester, erzählt bei einem Telefongespräch ebenfalls, dass ihr Vater im Lager Dachau inhaftiert gewesen sei. Sie sagt: „Es sind viele zum Duschen gegangen, sind nicht mehr gekommen, muss schlimm gewesen sein", und es gebe ein Foto ihres Vaters mit gestreifter Kleidung. Ich stelle daraufhin eine Anfrage beim Archiv der KZ-Gedenkstätte Dachau, wo es keinen Nachweis dafür gibt, dass Paul Krawczyk im Konzentrationslager inhaftiert war. Auch in den Arolsen Archives wurden keine Nachweise dazu gefunden, dass Krawczyk im KZ Dachau war, allerdings ist sein Aufenthalt in einem nicht genannten DP-Lager registriert (Email Geißler, Bianka 7. 7. 2014, Arolsen Archives). Wieder ist die Erzählung zur Biografie des Vaters mit bekannten Topiken zu nationalsozialistischer Verfolgung – KZ und gestreifter Kleidung – durchzogen. Katja Hattenkofers Bruder Ludwig Krawczyk erzählt nichts über eine vermeintliche Haft seines Vaters im KZ Dachau. Er spricht dagegen darüber, wie er als Kind Ende der Siebzigerjahre mit seinen Eltern seinen Onkel in Polen besuchte. Krawczyk erzählt nicht über die Familie in Polen, er schildert jedoch seinen Besuch im Museum Auschwitz-Birkenau, das sich in der Nähe des damaligen Wohnortes der Familie befindet:

Ludwig Krawczyk: „Warst schon mal in Polen drüben? Hast du Auschwitz ang'schaut?
I: Ja. In Warschau, ich habe ein Interview mit einem polnischen Arbeiter gemacht, der ist zurückgegangen und lebt in Warschau. Dann war ich bei Krakau, Gorlice. Und in Gdańsk, Sopot, Usedom.
LK: Hast du Auschwitz ang'schaut?
I: Ja. Von Krakau aus, ja.
LK: Aber das ist das neue Auschwitz. Das alte Auschwitz kennst nicht.
I: Nein. Was ist das alte Auschwitz?
LK: Da wo's, das Auschwitz, das haben sie ja jetzt für Tourismus hergerichtet, sag' ich mal so. Früher, als wir damals da drüben waren, da war das wirklich noch, da haben sie ja noch gar nix getan gehabt, also, das war wirklich noch alles originalgetreu. Das war das, was mich beeindruckt hat. Also das vergess' ich auch nicht, das muss ich schon sagen.
I: Wie war das, wie muss ich mir das vorstellen?
LK: Kennst du den Film ‚Die Geschichte der Familie Weiss'?[97]
I: Nein.
LK: Ja mei, du machst 'ne Biografie über … [lacht]. Da geht's halt hauptsächlich um Auschwitz, also Juden verbrennen und das ganze Zeug da. Da in den Gasofen, da hast halt noch reingehen können und, wie g'sagt, da ist ja alles noch total originalgetreu oder das ‚Arbeit

97 Chomsky, Marvin J. (1978): Holocaust – Die Geschichte der Familie Weiss, 428 Minuten, USA, erstmals 1979 in der BRD gesendet.

macht frei' da oben. Heut', wenns d' reingehst, siehst das nimmer. Da bist ja eigentlich so gar nicht rübergekommen. Da war's noch strenger.
I: Und was haben Sie sich da gedacht? Sie waren da ja noch ziemlich jung, oder?
LK: Siehst, das kann ich mir merken [lacht]. Da hat's den Film ‚Die Geschichte der Familie Weiss' gegeben, der ist im Fernsehen gekommen. Das ist ein sehr guter Film.
I: Worum geht's in dem Film?
LK: Um Juden.
I: Genauer?
LK: Das ist eine Großfamilie, dann fängt Hitler mit den Juden da, verfolgen und dann werden halt die, äh, äh, die Familie zerbricht, manche deportieren sie nach Auschwitz, manche kommen …, der Junge wird Untergrundkämpfer, so … kommt halt einer nach'm anderen ums Leben dann. Familie, dann Vater, Mutter, ein, zwei kleine Kinder vergasen sie dann drinnen, in den Ofen drinnen. (…) Die Duschen sind ja da auch drinnen und, wie g'sagt, da hast auch noch die Ofen, hast reingehen können damals, da war die Asche und das alles noch drinnen." (Interview Krawczyk, Transkript 3–4, TC: 0:13:00)

Krawczyk montiert in diesem Gespräch seinen Museumsbesuch in Auschwitz Ende der Siebzigerjahre mit der Fiktion der Serie „*Holocaust – Die Geschichte der Familie Weiss*" (Chomsky 1978), die ebenfalls Ende der Siebzigerjahre zum ersten Mal im westdeutschen Fernsehen gesendet und zu einem „Medienereignis" wurde (Brandt 2004, S. 257). Um mir zu erklären, was er an dem Gedenkort gesehen hat, beschreibt er die Handlung der Serie. Zudem wird offenbar, dass der Befragte mit einem Schauder darauf hinweist, wie haptisch nahe er am Tatbestand der Vernichtung von Jüdinnen und Juden war (Laumer 2015c). Er erzählt „mit Gruselelement", blickt sonst weitgehend mit Distanz auf die Geschichte, beginnt aber diesen Teil des Interviews mit Fragen an mich, ob ich Auschwitz (er bezieht sich auf das Museum in den 1970er Jahren, sieht es aber zeitlich nahe am Konzentrations- und Vernichtungslager) und *Holocaust* kenne. Diese Erinnerungsorte sind relevant und erleichtern es offenbar, über die Vergangenheit der Eltern zu sprechen.

Eine Reise aus der BRD ins sozialistische Polen war in den 1970er Jahren außergewöhnlich, „man ist eigentlich so gar nicht rübergekommen. Da war's noch strenger" (ebd. Transkript S. 3–4, TC: 0:16:01), sagt er. Ebenso dürfte eine Besichtigung des Museums Auschwitz-Birkenau für einen Westdeutschen oder Heimatlosen Ausländer, der in der BRD aufwuchs, zu einer Zeit, als Gedenkstättenbesuche noch nicht Standard in der historischen Bildung waren, außergewöhnlich gewesen sein. Es ist anzunehmen, dass dieser Besuch, sollte der Interviewte davon erzählt haben, in der ländlichen Gesellschaft in Bayern auch entsprechend rezipiert wurde – als etwas Spezielles. Krawczyk ist der Einzige, der auf diese Erinnerungsorte Bezug nimmt und dies obwohl er zunächst das faktische Wissen, wann der Zweite Weltkrieg stattfand, nicht abrufen kann.

Auch Maria Dobiczek, die eigentlich nicht viel sagen will, spricht über überregionale Erinnerungsorte. Sie kommt auf den ARD-Fernsehfilm „*Unser*

Wirtschaftswunder. Die wahre Geschichte" von Christoph Weber (2013) zu sprechen. Die Dokumentation war kurz vor dem Gespräch im Juli 2013 gesendet worden. Inhalt dieses Films ist unter anderem, dass der BRD-Wirtschaftsminister Ludwig Erhard 1949 zu unterbinden versuchte, dass die während des Nationalsozialismus enteignete jüdische Familie Rosenthal ihr Unternehmen zurückerstattet bekam. Es handelte sich um eine in Bayern angesiedelte Porzellanfabrik, heute Rosenthal GmbH. Maria Dobiczek nimmt mit Bitterkeit auf jenen Sachverhalt Bezug. Sie führt den Film beispielhaft an, um mir die verfehlte Entschädigung der NS-Verbrechen in der BRD nahezubringen.

Im Gegensatz zu Krawczyks Schilderung der Serie *Holocaust* identifiziert sich Maria Dobiczek mit der verfolgten und enteigneten jüdischen Familie Rosenthal. Sie kann oder will mit mir nicht „offiziell" über ihre Biografie oder über die Biografien ihrer Eltern sprechen, sie gibt mit diesem Beispiel jedoch Einblick in ihre Bewertung der Aufarbeitung der NS-Verbrechen in der BRD. Ihre Nacherzählung und Interpretation der Dokumentation ist ein Vehikel, um darauf hinzuweisen, dass auch die NS-Zwangsarbeit ihrer Eltern sowie die Einschränkungen, die sie selbst hatte, weder ökonomisch noch symbolisch, anerkannt worden sind. Im Laufe des Gesprächs unterhalten wir uns über die KZ-Gedenkstätten Dachau und Flossenbürg. Ich schildere ihr die Topografie Flossenbürgs, den Berg auf dem ehemaligen Lagergelände in Flossenbürg, auf dem Baracken standen, und der nach dem Krieg mit Wohnhäusern für Vertriebene bebaut wurde. Sie erzählt von ihrem Besuch in der KZ-Gedenkstätte Dachau im Jahr zuvor. Ich selbst habe die Gedenkstätte Dachau nie besucht und so berichtet Maria Dobiczek, „was es dort noch zu sehen gibt": Fundamente von Gebäuden, Baracken seien nachgebaut worden, zudem stehe das Haus noch, in dem die Häftlinge „empfangen" wurden.

Für Ludwig Krawczyk und Maria Dobiczek sind diese Erinnerungsorte relevant genug, um sie in den Gesprächen mit mir eigeninitiativ anzusprechen. *Holocaust* wird von Krawczyk als „sehr guter Film" bezeichnet. Mein Eingeständnis, die Serie nicht zu kennen, löst bei ihm Verwunderung aus, er lacht. Beide können oder wollen kaum über sich oder ihre Familie sprechen, sie greifen jedoch auf bekannte Erinnerungsorte zu Nationalsozialismus und Shoah zurück, um mir für sie relevante Sachverhalte zu verdeutlichen.

Der Verweis auf derartige Repräsentationen der NS-Verbrechen, die in Deutschland einigermaßen anerkannt und bei vielen präsent sind, fungiert als Brücke, um mir das, was ihren Eltern widerfahren ist, zu vermitteln. KZ-Gedenkstätten, Fernsehfilme sowie Topiken von „Duschen", „gestreifter Kleidung", zeitlicher und räumlicher Desorientierung, die Bedrohung, vergast zu werden, sind objektiviertes Wissen zur Shoah, zu Verfolgung, Demütigung und Ermordung in Konzentrations- und Vernichtungslagern. Die genannten Interviewten leihen sich diese Topiken. Maria Dobiczek spricht mit dem Fernsehfilm „*Unser Wirtschaftswunder*" auch über sich selbst. Es geht nicht, über ihr Verhältnis zum

bundesrepublikanischen „Wirtschaftswunder", in das sie hineingeboren wurde, direkt zu erzählen, aber es geht, die Inhalte dieses Films und ihre Bewertung des Filminhalts anzusprechen.

„Das KZ" und die Wissensbestände, die mit „dem KZ" in Verbindung stehen, sind also in drei Familien keinesfalls Tabus wie unter Profiteur_innen in der ländlichen Gesellschaft. „Das KZ" wird in der „Profiteur_innenlinie" zwar erwähnt, aber Details dazu im Zusammenhang mit Menschen, die man kannte oder die sich innerhalb des nachbarschaftlichen Gefüges befanden, werden nicht angesprochen (vgl. Kapitel 5.6.3). „Ins KZ gekommen sein" könnte, wie für ein Tabu üblich, ansteckend sein und deshalb wird dieser Wissensinhalt in Gesprächen gemieden. Für die Nachkommen von Zwangsarbeiter_innen sind „KZ-Topiken" offensichtlich deutlich näher und kein Tabu. Die Gefahr, vom „KZ", also durch die Haft und ihre Konsequenzen gewissermaßen angesteckt zu werden, ließ sich für sie nicht vermeiden. Auschwitz, Dachau, Flossenbürg waren für die Eltern nicht weit weg, außerhalb der Dorfgrenzen, sondern innerhalb ihres Horizonts. In ihren Erzählungen liegt ein „Sie kennen doch die Dokus über die Judenverfolgung und -vernichtung? Irgendwie so ähnlich war es bei meinen Eltern auch."

6.9 Zwischenfazit: Unterschiede und Überschneidungen zwischen Erinnerungen von „Zwangsarbeiterfamilien" und Profiteursfamilien oder marginales Erinnern in der ländlichen Mehrheitsgesellschaft

Die einstigen Zwangsarbeiter_innen waren in der Nachkriegs-BRD gesellschaftlich und finanziell marginalisiert, sie verfügten über alle von Bourdieu genannten Kapitalarten, also ökonomisches, symbolisches, kulturelles und soziales Kapital, jeweils nur in sehr geringem Maße. Sie haben keine erkennbare Interessensgruppe geformt, der es gelungen wäre, das Thema „NS-Zwangsarbeit" in Bezug auf ausländische Arbeitskräfte, die keine KZ-Häftlinge waren, in das kulturelle Gedächtnis in Deutschland zu überführen – gesetzt den Fall, sie hätten Interesse daran gehabt. Gesellschaftliche Erinnerung an NS-Zwangsarbeit entstand in Deutschland im Zusammenhang mit Entschädigungsforderungen einstiger Verfolgter und auf außenpolitischen Druck hin sowie in Form zahlreicher regionaler, studentischer, schulischer und journalistischer Geschichtswerkstätten, häufig mitgetragen von Nachkommen der Täter_innen und Profiteur_innen.

Diese marginalisierte Position der „Zwangsarbeiterfamilien" im Untersuchungsgebiet ist in meinen Gesprächen auf den ersten Blick nicht erkennbar, auch die Interviewten bezeichnen sich selbst nicht als Außenseiter_innen. In Bezug auf manche Zwangsarbeiter_innen wird in der Umgebung – von der „Profiteur_innenseite" ebenso wie von ihren Kindern – unisono betont, dass sie allseits beliebt gewesen seien, Ludwig Krawczyks Vater etwa war „eine Größe hier", wie

Krawczyk sagt. Es zeigen sich jedoch Ambivalenzen und Brüche dieser oft als bruchlos präsentierten Integration. Verwandte ehemaliger Zwangsarbeiter_innen sprechen nicht ohne Weiteres öffentlich über die Geschichte ihrer Familienmitglieder, auf offiziellere Anfragen meinerseits gab es keine einzige Interviewzusage. Soziales Gedächtnis sorgt nach Oliver Dimbath dafür, dass Subjekte sich „kulturspezifisch erwartbar" verhalten. Die ehemaligen Zwangsarbeiter_innen und ihre Kinder haben verstanden, wo ihr Platz in der ländlichen Gesellschaft ist – nämlich untergeordnet und zurückgezogen. Sie tun, was erwartet wird. Manche von ihnen haben die bayerischen Orte, wo sich die Eltern niederließen, teilweise oder gänzlich verlassen, sie wohnen woanders oder pendeln zu ihrem Arbeitsplatz. In der dörflichen und kleinstädtischen Mehrheitsgesellschaft werden den „Zwangsarbeiterkindern" auch nicht, wie oft wenn rassistisches Wissen aktiviert wird, Attribute wie Faulheit, Schmutz oder Verschlagenheit zugeschrieben. Aber manche der einstigen ausländischen Arbeitskräfte und auch manche ihrer Kinder gelten als so verschlossen, bissig und abweisend, dass diese sich – so die Erzählung – gewissermaßen selbst isolieren. Soziale Topiken zu dieser Unzugänglichkeit ebenso wie materielle, sichtbare Barrieren wie Warnschilder, verschlossene Gartentore und heruntergelassene Fensterläden untermauern diese Wirklichkeit. Die Interviewten nennen mit Ausnahme von Schenja Wrobel keine Verantwortlichen für Arbeits- und Lebensbedingungen während der Zwangsarbeit, dies stellte auch Tamara Frankenberger (1997, S. 219) fest:

> *„Dennoch irritiert, daß deutsche TäterInnen in den erzählten Situationen tendenziell abwesend bleiben, obwohl sich beide [Interviewpartnerinnen] aufgrund ihrer Lebenssituation im NS überwiegend als Opfer verstehen."*

Es zeigt sich bei den einst zwangsarbeitenden Familienmitgliedern ein Habitus des Nicht-Erzählens von Wissen um NS-Zwangsarbeit, zumindest wird in der ländlichen Öffentlichkeit kaum über das Thema gesprochen. Zunächst wirkt es, als würden die Befragten, abgesehen von der in Hessen lebenden Schenja Wrobel, das Thema „NS-Zwangsarbeit" ebenfalls, wie die Angehörigen der Profiteur_innen nicht in Zusammenhang mit Nationalsozialismus und Zweitem Weltkrieg stellen. Darauf, dass dem bei näherem Hinsehen anders ist und sie „Erinnerungsnischen" finden und dass in ihren Erzählungen eben doch Vorgeschichten der Verwandten in deren Herkunftsländern, in Polen, der Ukraine und der Sowjetunion aufscheinen, soll unten noch genauer eingegangen werden. Die Befragten berichten über NS-Zwangsarbeit im Zusammenhang mit konkreten Personen, ihren Eltern bzw. den verstorbenen Ehemännern und im Zusammenhang mit der ländlichen Umgebung. So sagen sie, wie Interviewte der „Profiteur_innenlinie", auf welchen Höfen ihre Verwandten eingesetzt gewesen waren, auf welchen Höfen Bekannte ihrer Verwandten gearbeitet hatten. Auch in diesen Erzählungen gilt: Jede_r Zwangsarbeiter_in gehörte einst zu einem Hof. Es sind

in der untersuchten ländlichen Gesellschaft offene Geheimnisse, wer der Sohn oder die Tochter eines früheren Zwangsarbeiters ist und damit verbunden sind Fragmente von Wissen, was NS-Zwangsarbeit bedeutet hat, bekannt: Migration, harte, ausbeuterische Arbeit. Teilweise „vergaßen" Enkel_innen einstiger ausländischer Arbeitskräfte die Herkunft der Großeltern – sie wissen nichts oder kaum etwas darüber. Der Habitus des subjektzentrierten Erzählens, jedenfalls wenn es um problematische Aspekte der eigenen Biografie oder Familiengeschichte geht wie bei Schenja Wrobel, die nicht im Untersuchungsgebiet, sondern in Hessen lebt, ist die Ausnahme. Als externe Forscherin und allenfalls ehemalige Nachbarin hatte ich keinen Einblick in innerfamiliäre Praktiken und Erzählrituale. Es ist möglich, dass *innerhalb* der Familien spezifischeres und detaillierteres Wissen zu NS-Zwangsarbeit tradiert wurde und wird – es deutet aber, abgesehen von den dargelegten Ausnahmen wie Schenja Wrobel und Anita Diestler, nichts darauf hin. Auch wenn dem so ist, bleiben die Informationen zu NS-Zwangsarbeit Fragmente der Familiengeschichte „hinterm Gartentürl". Es ist wahrscheinlich, dass das Zurückgezogensein die beste oder zumindest die als am besten erscheinende Möglichkeit war, nach dem Krieg unter den direkten Profiteur_innen der Zwangsarbeit zu leben und Familien zu gründen. Zudem wohnten die ehemaligen Zwangsarbeiter_innen in der Nachbarschaft von zurückgekehrten Wehrmachtssoldaten, möglicherweise auch einstigen Angehörigen der SS. Sie lebten also auch nach dem Krieg in der Nachbarschaft von Menschen, die direkt am Vernichtungskrieg und der Besetzung ihrer Herkunftsländer beteiligt gewesen waren. Es liegt nahe, dass auch dieser Umstand dazu beitrug, das Wissen um die Zwangsarbeit von manchen in der regional-ländlichen Gesellschaft hinter dem Gartenzaun, der Warnung vor einem bissigen Hund, im eigenen Heim zu belassen. Die Tatsache, dass die in der BRD gebliebenen Zwangsarbeiter_innen, wie oben beschrieben, auch auf nationalstaatlicher Ebene marginalisiert waren und keine oder wenige Anknüpfungspunkte fanden, um Interessensgruppen zu formieren oder sich gegenseitig eigene Erfahrungen zu erzählen und daraus Topiken mit Breitenwirkung zu etablieren, hat das gesellschaftliche Vergessen auch im ländlich-regionalen Gedächtnis befördert. Es gab zwar Netzwerke unter den früheren Zwangsarbeiter_innen, es wurde aber zu wenig dieses „Communitywissens" derart tradiert, um in den gesamten *gesellschaftlichen* Wissensvorrat eingehen zu können. Diese Erfahrungen und Erinnerungen blieben ohne gesellschaftliches Echo, sie sind nicht gesellschaftlich zitierfähig und als Referenz angewendet worden. Die Marginalisierung verstärkte soziales Vergessen, weil die einstigen Zwangsarbeiter_innen wenn, sich meist hinter verschlossenen Gartentoren oder – auf Bundesebene – innerhalb spezieller Wohnsiedlungen über ihre Geschichten verständigten – wenn sie es überhaupt taten. Wird es in der ländlichen Gesellschaft in Zukunft gänzlich entfallen, dass sie die „Kinder eines Ukrainers" und damit auch, dass sie doch irgendwie randseitig positioniert und angeblich „verschroben", „bissig", „zurückgezogen" sind? Meine Erkenntnisse weisen sehr

stark darauf hin, dass der „Zwangsarbeitsanteil" in der Familie vergessen werden wird, weil von den Familien nur wenige alltagsweltliche Wissensbestände mit Bezug auf NS-Zwangsarbeit tradiert werden. Es kommt im Untersuchungsgebiet auch zu strukturellem Vergessen, weil Familienmitglieder weggezogen sind oder es noch tun werden. Ich halte es für sehr wahrscheinlich, dass, wenn die Nachkommen von Zwangsarbeiter_innen subjektiver, weniger in Bezug auf die ländliche Außenwelt, sprechen und ihr familiäres Wissen objektivierten, die Inhalte zu NS-Zwangsarbeit nachhaltiger erinnert werden würden. Meine Prognose ist, dass es auch weiterhin diejenigen in der ruralen Gesellschaft geben wird, die gemeinhin als „komisch" und „zurückgezogen" gelten. Dies werden eher Menschen mit wenig ökonomischem, symbolischem und kulturellem Kapital sein und/oder Menschen, die als „von außerhalb" kommend kategorisiert sind. Zudem werden die Angehörigen von „Zwangsarbeiterfamilien" auch weiterhin „verstehen, wo ihr Platz" in der ländlichen Gesellschaft ist, selbst wenn sie nichts Genaues über die Tatsache der Zwangsarbeit ihrer Großeltern oder Urgroßeltern wissen. Das Deutungsmuster bezüglich und die soziale Praxis derer, die „bissig" hinter dem heruntergelassenen Fensterladen sitzen und nichts zu sagen haben, wird sich auch ohne Wissensbestände zu NS-Zwangsarbeit in der Umgebung fortsetzen. Ich halte dieses gesellschaftliche Vergessen des Alltags der NS-Zwangsarbeit *nicht* für einen quasi natürlichen Prozess, wie das für den Übergang vom kommunikativen ins kulturelle Gedächtnis immer wieder postuliert wird. Er ist aber auch nicht oktroyiert oder einmal gelobt und dann durchgesetzt worden. Stattdessen geht dieses fortlaufende Vergessen auf diese Weise vonstatten: *Passing* oder zumindest die Akzeptanz der eigenen marginalen Position und der eigenen Familie in der ländlichen Gesellschaft erleichtert diesen gesellschaftlichen Vergessensprozess. Das sich fortsetzende Schweigen zu problematischen Aspekten von Gedächtnisinhalten lässt große Wissensbestandteile zunehmend verblassen. Zudem haben Profiteur_innen und ihre Nachkommen ein Interesse am Vergessen, gerade heikler Inhalte, beispielsweise ihres ökonomischen Profitierens von NS-Zwangsarbeit.

Das in der ländlichen Gesellschaft allgemein anerkannte Konzept des Arbeitsethos strukturiert das Erzählen über Beziehungen in der ländlichen Gesellschaft, die, so das Deutungsschema, von harmonischer Qualität sind. Alle Nachkommen von Zwangsarbeiter_innen stellen ihren Begriff von „Arbeit" in Bezug auf ihre Eltern in den Mittelpunkt. Dies tun sie nicht, um den Fakt der Zwangsarbeit zu problematisieren, sondern um die Integration ihrer Eltern in der regional-ländlichen Gesellschaft darzustellen: Diese arbeiteten hart – wie alle. Damit wird nicht ein Unterschied, sondern eine sehr relevante Gemeinsamkeit betont. Die sozialen Topiken um behauptete und zugeschriebene Leistungsbereitschaft entsprechen den Topiken auf der Profiteur_innenseite. Der Fleiß der Eltern führte demnach dazu, dass sie „allen geholfen" und „alle sie gemocht" haben. In der Deutung der Nachkommen von Zwangsarbeiter_innen ist es also möglich, dass,

wer aus der marginalen Position im Ort herausrücken möchte, dieser Position, auch generationenübergreifend, entgegenarbeiten kann. Details zur Zwangsarbeit werden auch von Kindern von Zwangsarbeiter_innen kaum erzählt, nicht, wie ein Arbeitstag aussah, wie sich das Verhältnis zu deutschem Dienstpersonal und zu den Bauersleuten gestaltete. Diese Motive, dass die Eltern beliebt und redlich gewesen seien, wiederholen die Interviewten mehrmals, und sie lassen sich fast wörtlich in nahezu allen Gesprächen finden, auch wenn es bei genauem Hinsehen mehr Ambivalenzen als bei den Profiteur_innen gibt. Waren die Elternteile im Umfeld *nicht* beliebt, lag es an den Eltern und deren polnischem oder ukrainischem Erbe. Dabei werden Strukturen deutlich, die ein einseitig vorteilhaftes Verhältnis für die Profiteur_innen nach dem Krieg zeigen, haben die Eltern doch „immer allen geholfen" und „nie ‚nein' gesagt", wie Ludwig Krawczyk und Dagmar Pollmeier es ausdrücken. Nichtarbeitende Heimatlose Ausländer, Pol_innen und Ukrainer_innen sind in dieser Logik nicht akzeptabel. Details zur harten Zwangsarbeit beschreiben nur die Schwestern Anita Diestler und Schenja Wrobel, wobei es nur eine von beiden als *Zwang*sarbeit einordnet. Die Aussage Diestlers, „der Vater" habe nicht arbeiten wollen, geht mit ihrer Distanzierung von ihm einher. Ursula Rudenkos Vater lebt in der Erinnerung der Familie mit der Befürchtung, als Ausländer diskriminiert zu werden, er ist gekränkt, als er keine „Ehrung" wegen seiner langjährigen Mitgliedschaft bei der Freiwilligen Feuerwehr bekommt, Rudenko erinnert sich an seine „Komplexe". Es wird nicht gesagt, der Vater sei diskriminiert worden, es wird gesagt, der Vater sei empfindlich gewesen.

Die Tatsache, dass sie als deutsche Frauen ehemalige Zwangsarbeiter heirateten, erzählen die beiden – zum Interviewzeitpunkt Witwen – eher beiläufig, für sie ist diese Tatsache nicht groß der Rede wert. Dies ist ein erheblicher Gegensatz zur „Profiteur_innenlinie", bei der sich Erinnerung an NS-Zwangsarbeit größtenteils durch Klatsch und Gerüchte zu verbotenen Beziehungen zwischen Zwangsarbeitern und Deutschen strukturiert, wenn dieser Klatsch auch für die Nachkriegszeit, abgesehen von dem Fuchs-Ehepaar, nicht mehr so auffällig ist. Während sich viele der Profiteursfamilien die Frage, woher und unter welchen Umständen die Zwangsarbeiter_innen eigentlich in den eigenen und die umliegenden Orte kamen, nicht stellten und nicht stellen mussten, ist dieses Thema für die Familien der ehemaligen Zwangsarbeiter_innen „irgendwie" präsent. Die Befragten distanzieren sich jedoch vehement vom „Zwangsarbeitererbe" ihrer Eltern. Die Geschichte der Eltern oder des verstorbenen Ehemannes in ihrem Herkunftsland wird kaum erzählt. Unabhängig davon, ob sie nur nicht berichtet oder auch nicht gewusst wird – es gibt sie nicht in objektivierter Form. Mit „dem Polnischen" oder „Russischen" wollen die Interviewten nichts oder nur wenig zu tun haben. Manche Befragten aktivieren rassistisches Wissen, wenn sie über „das Polnische", den polnischen Teil der Familie oder den polnischen Anteil *in* der Familie in Bayern sprechen – „das Polnische" und die polnischen Verwandten sind

mit Armut, Chaos und Diebstahl verbunden. Es gibt weitere Mechanismen, mit denen die Interviewten vom „Zwangsarbeitererbe" Abstand nehmen: Zum einen vollziehen sie dies temporal, indem die Geschichte der Eltern in einer längst vergangenen Zeit – im Früher –, aus der sich die Interviewten entfernt haben und die im dichotomen Gegensatz zum Heute steht, verortet wird. Zum anderen ist ein räumlicher Distanzierungsmechanismus zu erkennen – die polnischen und ukrainischen Familienangehörigen wohnen weit weg. Die Befragten legen zudem keinen Wert auf engen Kontakt mit ihnen oder haben zwar mit dem Gedanken gespielt, mit ihnen in Beziehung zu treten, es aber bis zum Interviewzeitpunkt nicht getan. All diese Arten, Abstand vom „Zwangsarbeitererbe" oder von der Geschichte der Eltern zu nehmen, lassen eine leichtere Einpassung in die gegenwärtige ländliche Gesellschaft zu. Manche der Interviewten wenden eine mythische Topik in Bezug auf die Herkunft der Eltern an – sie sprechen von Eigentum, von einem Gut, das der Herkunftsfamilie in Polen oder der Ukraine gehört habe und „im Kommunismus" zerstört worden sei, obwohl sie de facto nicht oder kaum an Kontakt mit diesem Teil der Familie interessiert sind. Diese mythischen Ursprungserzählungen mancher Nachkommen von Zwangsarbeiter_innen tragen wegen ihres hohen Vereinfachungsgrads ebenfalls zum Vergessen von NS-Zwangsarbeit bei – die Familiengeschichte wird entweder abgelehnt oder dem Alltag enthoben und abgesehen von dieser mythischen Topik außerhalb der Familie nicht tradiert. Ludwig Krawczyk und seine Schwester Helga Ebersberger vollziehen beides, die rassistische Distanzierung vom polnischen Teil der Familie *und* die Überhöhung seiner einst wohlhabenden Ahnen in Polen, in jeweils einem Gespräch.

Eine Nische der Erinnerung an Zwangsarbeit ist, dass Nachkommen von Zwangsarbeiter_innen Erzählrepertoires anwenden, die in der öffentlichen Erinnerung an die Shoah und an Konzentrationslager gängig sind. Dies ermöglicht es ihnen, die nationalsozialistische Verfolgung und Ausbeutung der Eltern sowie die Auswirkungen auf sie selbst zu thematisieren oder zumindest nicht ganz zu verdecken. Unbewusstes und habituelles Wissen zur Zwangsarbeit tradiert sich also durchaus, explizit objektivierte Informationen in der Enkelgeneration werden eher vergessen. Dies ist ein deutlicher Gegensatz zur „Profiteur_innenlinie", in der „das KZ" als „Nicht-Ort" gedeutet und keinerlei Bezug auf gegenwärtige Gedenkstätten oder Erinnerungsorte genommen wird.

Ein weiteres Deutungsmuster, das sich von den bekannten und von mir angetroffenen ländlichen Schemata in den unteren Legitimationsstufen unterscheidet, sind die Verschwörungsideologien, an die die Gebrüder Soroka glauben und die sie reproduzieren. Diese Ideologien sind allerdings keine Nischen der Erinnerung, die in das untersuchte soziale Gedächtnis eingepasst werden könnten. Vielmehr überlagern diese Verschwörungsideologien das bekannte, ländliche Gedächtnis und auch biografisches Erfahrungswissen, auch wenn es in der sie umgebenden ruralen Gesellschaft Anknüpfungspunkte für diese Ideologien gibt.

Dies ist etwa bei Emily Mühlbauer, einer einstigen „Volksgenossin", die während des Nationalsozialismus erwachsen wurde, die sich deutlich antisemitisch äußert, der Fall. Die Brüder Soroka erinnern zumindest mündlich nicht auf eine alltägliche Weise, stattdessen können sie mit diesen Ideologien schlichtweg alles, die ganze Welt, erklären. Die Totalität dieser Verschwörungsideologien trägt zum Vergessen bei, überlagert sie doch konkretes Wissen zu NS-Zwangsarbeit. Zudem ist die Ideologie eine Absage daran, eigenen, vermutlich sehr widersprüchlichen Erfahrungen, dem eigenen impliziten Wissen, aber auch allgemein dem ländlichen Alltagswissen zu trauen.

7. Fazit

7.1 Logiken des Erinnerns und Vergessens von NS-Zwangsarbeit

Ziel dieser Studie war es, zu analysieren, welchen Logiken Erinnern und Vergessen von NS-Zwangsarbeit in der ländlichen Gesellschaft folgen.

Was sind nun die Ergebnisse dieser Studie? Um dies darzulegen, werde ich im Fazit die umgekehrte Richtung zur Gliederung gehen, wobei zu berücksichtigen ist, dass ich durch abduktives Vorgehen zu diesen Ergebnissen kam. Ich beginne mit dem Konkreten, den vorgefundenen Deutungsmustern und, allgemeiner, den Logiken des Erinnerns. Ausgehend davon werde ich die herausgearbeiteten Charakteristika des alltäglichen Erinnerns und Vergessens in der ruralen Gesellschaft und die dafür grundlegende ländlich-regionale Medialität zusammenfassen. Schließlich sollen die gewonnenen theoretischen Ergebnisse zum Zusammenhang von gesellschaftlichem Erinnern und Vergessen in Thesen festgehalten werden.

Mit den analysierten Deutungsmustern leistet die vorliegende Studie einen Beitrag zur Erinnerung von NS-Zwangsarbeit in der ländlichen Gesellschaft, aber allgemeiner auch zu marginalem Erinnern in der Mehrheitsgesellschaft. Zudem habe ich mit dieser Arbeit untersucht, wie alltägliche, hauptsächlich mündlich transportierte, Vergessens- und Erinnerungsprozesse vonstattengehen und ineinandergreifen. Es wurde empirische ethnografische Forschung mit Theoriebildung in den Memory Studies verbunden und dabei das Vergessen im Verhältnis zum Erinnern stärker als bisher in der Theoriebildung und auch empirischen Forschung gewichtet. Ich konnte mithilfe der Modellierung theoretischer Konzepte und ihrer Anwendung auf verschiedene Konstellationen des Erinnerns sowie durch meine Grounded-Theory-basierte Erhebung relevante Deutungsmuster und, allgemeiner, Logiken des Erinnerns und Vergessens identifizieren. Ferner hat die vorliegende Studie theoretische Wissenssoziologie, Habituskonzept und die Bourdieusche Praxeologie mit von der pragmatistischen und symbolisch-interaktionistischen Schule beeinflussten ethnografischen Forschung kombiniert.

Doch welche Logiken des Erinnerns an NS-Zwangsarbeit wurden vorgefunden? In der Zeit, in der die Interviews geführt wurden, 2009–2014, gibt es in der untersuchten Gegend objektiviertes, expliziertes Alltagswissen zu NS-Zwangsarbeit. So wissen Menschen, die älter als etwa 45 sind, dass NS-Zwangsarbeiter_innen – oder eben „polnische Arbeiter“ oder „Kriegsgefangene“ – „da“ gewesen sind. Dieses Wissen steht im Zusammenhang mit konkreten Orten, die ehemaligen

Zwangsarbeiter_innen tragen Vornamen und sie werden Höfen oder der eigenen Familie zugeordnet. Die Befragten nehmen Bezug auf die Herkunft der früheren ausländischen Arbeitskräfte, namentlich verschiedene europäische Länder. Es entfällt jedoch, dass die Ankunft der Zwangsarbeiter_innen im Zusammenhang mit dem Nationalsozialismus, dem Zweiten Weltkrieg und im Hinblick auf Osteuropa, woher die Mehrheit der Zwangsarbeiter_innen kam, mit einem Vernichtungskrieg stand. Auch verbotene Beziehungen zwischen Zwangsarbeitern und deutschen Frauen sind bekannt – ein Topos, der generell in der Erinnerungskultur und historischen Aufarbeitung von NS-Zwangsarbeit immer wieder zitiert wird. Generell ist diese Erinnerung in einen sehr alltäglichen Kommunikationsstil eingebunden und äußert sich sowohl im Gesprochenen als auch im Habitus. Nach Peter L. Berger und Thomas Luckmann handelt es sich – von den beschriebenen Verschwörungsideologien abgesehen – um Erinnern auf den unteren Legitimationsstufen. Die beschriebenen Sachverhalte, auch jener, dass Nachkommen von NS-Zwangsarbeiter_innen in der Gegend leben, sind offene Geheimnisse – sie sind noch öffentlich bekannt, befinden sich aber im Prozess des gesellschaftlichen Vergessens.

Die Erinnerungslogik im untersuchten sozialen Feld der ländlichen Gesellschaft zeigt, dass die Befragten der Mehrheitsgesellschaft *Personen*, weniger „das Phänomen Zwangsarbeit", erinnern. Die gesellschaftliche Position der Zwangsarbeiter_innen war schon während des Nationalsozialismus von einer Dialektik des Ein- und Ausschlusses geprägt, dies offenbart sich auch im Erinnern und Vergessen. Der Zwangsarbeiter_innen- und der Profiteur_innen-Linie ist gemein, dass das Schema des „Arbeitsethos, das über gesellschaftlichen Ein- und Ausschluss bestimmt" und schon während des Nationalsozialismus relevant war, auch das soziale Gedächtnis in Bezug auf NS-Zwangsarbeit auf sehr dominante Weise strukturiert. Diese Logik setzt sich, gepaart mit rassistischem Wissen, mindestens bis zum Interviewzeitpunkt fort und wird beispielsweise auch auf die Wahrnehmung eines slowakischen Arbeiters, der seinen Lebensunterhalt auf einem Hof in der Gegend verdient hat, angewendet. Es gab in der retrospektiven Deutung Zwangsarbeiter_innen, die dazu gehörten, die nach diesem Verständnis eben „arbeitsam", und „verschwundene" Zwangsarbeiter_innen, die eben „faul" und/oder „rebellisch" waren. Dieses in der ländlichen Gesellschaft allgemein gültige Verständnis des Arbeitsethos und das Ineinandergreifen des eugenischen und ethnischen rassistischen Wissens auf der „Profiteur_innenseite" verstehe ich als *doxa.* Mitunter verleiben sich erinnernde Profiteur_innen die ausländischen Arbeitskräfte symbolisch-affektiv als „Quasi-Bruder" oder „Quasi-Schwester" ein. Zudem ist das alltägliche Erinnern in einer fast feudalistischen Art räumlich an Wegmarken der Gegend, in der die Interviewten leben, gebunden: Die Zwangsarbeiter_innen sind, ähnlich wie Leibeigene, Figuren, die Höfen zugeordnet werden und die geradezu sagenhaft „am Horizont" erscheinen und wieder verschwinden.

Polnische und russische Zwangsarbeiter_innen werden vor allem in ihrer Körperlichkeit betrachtet und so wahrgenommen, als hätten diese darin „keine Sprache". Im Hinblick auf sexualisierte Körperlichkeit gilt dies auch für Angehörige anderer Nationen. Mir wurde nie über ein Verhältnis zwischen einer Deutschen und einer russischen Arbeitskraft berichtet. Hermine Laumer erzählt zusammen mit ihrem Neffen über einen Polen, der „die anderen [Zwangsarbeiter_innen]" aufgewiegelt habe. Es sind kaum jemals explizit rassistische Topiken – von diesem Beispiel und den Verschwörungsideologien abgesehen – geäußert worden. Es sind jedoch russische – und nicht belgische – Zwangsarbeiter, die wegen ihres angeblich mangelnden Arbeitsethos' „von niemandem mehr gefunden werden". Es sind russische und polnische – und ebenfalls nicht belgische oder niederländische – Zwangsarbeiter_innen, die in der Erinnerung gewissermaßen sprachlos waren, hauptsächlich aus einem Körper bestanden, mit falscher Syntax Deutsch sprachen oder aber andere Arbeitskräfte aufwiegelten. Es ist zum Interviewzeitpunkt der slowakische Arbeiter auf dem Hof, der zur Ernte vor Ort sein muss. Mit anderen Worten: Arbeitskräften aus Mittelosteuropa werden meist weder retrospektiv noch in Bezug auf die Gegenwart explizit Schwächen oder rassistische Klischees zugeschrieben. Das rassistische Wissen äußert sich nur implizit in dem, was in in dieser regional-ländlichen Gesellschaft als selbstverständlich angesehen wird.

Zu verbotenen Beziehungen zwischen Zwangsarbeitern und deutschen Frauen existieren tatsächlich, auch schnell abrufbare, Topiken, die in einer Klatschmanier wiedergegeben werden. Die Interviewten der Profiteur_innenseite verorten die nationalsozialistische Verfolgung exterritorial „im Konzentrationslager", für das es aber kaum Worte gibt. Das Konzentrationslager oder generell die Orte, wo Menschen im nationalsozialistischen Staats-, Polizei,- und nicht zuletzt SS-Apparat bestraft, verfolgt, unterdrückt und vernichtet wurden, liegen im „Nichts". Dass diese Orte überhaupt vage in den mündlichen Erinnerungen aufscheinen, hat mit den „Zugehörigen", den deutschen Frauen, nicht mit den Zwangsarbeitern, zu tun, die wegen der verbotenen Beziehungen verfolgt wurden. Um diese Verfolgungsgeschichten werden vergleichsweise strikte Tabus gelegt, die Identitäten der verfolgten deutschen Frauen werden zunehmend vergessen, die Identitäten der verfolgten Zwangsarbeiter wurden nie erinnert.[98]

Während zwar von beiden Seiten konstatiert wird, dass einstige ausländische Arbeitskräfte auch nach dem Krieg „dazugehört" haben und allseits beliebt waren, wissen zumindest die Älteren und Menschen mittleren Alters, wer „die

98 Dies betrifft meine Interviewpartner_innen. Erinnern auf höheren Legitimationsstufen, nämlich Veröffentlichungen auf überregionaler Ebene zu Hinrichtung von NS-Zwangsarbeitern in der Region, hatten das Ziel, jene NS-Zwangsarbeiter mit Namen und Biografie öffentlich zu erinnern. Meine Interviewpartner_innen haben keinen Bezug auf diese „Gedenk-Interventionen" genommen. Selbst wenn ich diese Veröffentlichungen im Gespräch thematisierte, nahmen die Interviewten keinen weiteren Bezug darauf.

Kinder der Ukrainer und Polen" sind und wo sie wohnen, selbst wenn diese deutsche Familiennamen tragen. „Die Kinder von Ukrainern und Polen" werden also durchaus geothert.

Die Nachkommen der Zwangsarbeiter_innen schildern ihre Zugehörigkeit mit Ambivalenzen. Die herausgearbeiteten Deutungsmuster in den Familien ehemaliger Zwangsarbeiter_innen habe ich in Kapitel 6.9 ausführlich dargestellt, deshalb gebe ich sie an dieser Stelle nicht noch einmal genau wieder. Es sei jedoch daran erinnert, dass diese Befragten konkrete Profiteursfamilien, TäterInnen ebenso wie die Erfahrungen ihrer Eltern in den geführten Interviews vergleichsweise als wenig problematisch betrachten. Während in Spruchkammerakten Aussagen, auch von Nachkommen der „Volksgenossen" und „Volksgenossinnen", wie „Bauer Müller war bekannt dafür, dass er die Polinnen geschlagen hat", zu finden sind, werden sie auf Profiteur_innenseite geleugnet oder nicht thematisiert und tauchen zu den Interviewzeitpunkten auch bei den Kindern ehemaliger Zwangsarbeiter_innen nicht mehr auf. Es findet sich in der gesamten untersuchten ländlichen Gesellschaft kaum noch objektiviertes Wissen zu der mit Zwangsarbeit in Verbindung stehenden Gewalt und den numerischen, historischen Dimensionen der NS-Zwangsarbeit. Beispiel dafür ist die Tatsache, dass in der Umgebung viele Kinder von Zwangsarbeiterinnen starben, was aller Wahrscheinlichkeit der Vernachlässigung der Säuglinge geschuldet ist – eine Information, die in staatlichen Archiven dokumentiert und aufbewahrt ist, aber nicht mittels Topiken, Sagen oder Habitus tradiert wurde. Es ist in den Gesprächen mit Nachkommen ehemaliger Zwangsarbeiter_innen nie explizit von Bedeutung, dass die Eltern Gefahren, etwa denunziert oder in einem Lager inhaftiert zu werden, ausgesetzt waren. Diese Gefahren dürften etwa für Barbara Lindls und Ursula Rudenkos deutsche Mutter und ukrainischen Vater, einen Zwangsarbeiter, die schon während des Nationalsozialismus eine Beziehung hatten, bestanden haben. Es käme einem Tabubruch in der ländlichen Gesellschaft gleich, für die Eltern lebensbedrohliche Situationen während des Nationalsozialismus offensiv zu thematisieren. Die sogenannten „GV-Verbrechen", in der Public History vergleichsweise präsent, sind in den Erzählungen von Kindern von Zwangsarbeiter_innen kaum zu finden. Wenn ein Elternteil deutsch, einer ein ehemaliger Zwangsarbeiter ist, wird über die einstige Gefahr oder aber auch die eventuelle Diskriminierung nach dem Krieg kaum gesprochen. Franziska Torba tut dies beispielsweise mit dem Satz ab: „Ich habe mich darum [um das Gerede ihrer Schwiegereltern aus ihrer ersten Ehe] nicht gekümmert."

„Die Geschichte der Zwangsarbeit" sowie gängige öffentliche Diskurse, etwa die Entschädigungsdebatte um die Jahrtausendwende, spiegeln sich nicht in sprachlichen Versatzstücken wider und sind als biografische, Familien- oder Regionalgeschichte vergessen. Auch „Die Geschichte der Heimatlosen Ausländer" ist kein relevantes Deutungsmuster. Diese erzählen also, meist in kurzen Worten, wie sie die Eltern und den Ehemann erlebten – und sie erzählen, wie sie selbst

das Dasein als Heimatloser Ausländer bzw. als Kind von Zwangsarbeiter_innen erlebten.

7.2 Charakteristika des ländlich-sozialen Gedächtnisses

Um Charakteristika des ländlich-sozialen Gedächtnisses darlegen zu können, möchte ich an meine Definition von Ländlichkeit, die auf der Verallgemeinerung der im Untersuchungsgebiet gewonnenen Erkenntnisse beruht, erinnern: Ruralität bedeutet zunächst, dass gemeinschaftliche Aspekte einer Gruppe empirisch sichtbar sind. Obwohl alle Subjekte Vergemeinschaftungs- und Vergesellschaftungsprozessen unterliegen, wird Gemeinschaftlichkeit in ruralen Gruppen auf allen Legitimationsstufen überbetont und die Tatsache von Vergesellschaftung eher vergessen. Menschen stellen rurale Gemeinschaft durch die Fiktion her, alle würden sich kennen, alle wären in sie hineingeboren und jede_r verfüge über Wissen über andere Gemeinschaftsmitglieder. Zudem bedeutet Ländlichkeit, durch, mit Martina Löw ausgedrückt, Platzieren und Syntheseleistungen einen Raum mit Grenzen, dem sich eine Gruppe zugehörig fühlt, zu produzieren. Neu Dazugekommene gefährden die Fantasie, alle zu kennen. Diese neu Dazugekommenen in die Rolle von Randseitern zu drängen, dient dazu, die Illusion von der genuin ländlichen Gemeinschaft aufrechterhalten zu können. Subjektwerdung ist der regional-ländlichen Gesellschaft und ihren Kommunikationsweisen untergeordnet. Um mehr Aufschluss über alltäglich-ländliches Erinnern zu gewinnen, wurden Erzählformen und der kommunikative Haushalt genauer untersucht, als dies das bekannte, relativ allgemeine Konzept des kommunikativen Gedächtnisses vorsieht. Zunächst kam ich in den Kapiteln 3.4.5.2 und 4.5 zu dem Ergebnis, dass eine regional-ländliche Medialität existiert. Relevante Kommunikationsformen sind Klatsch, Gerücht und Sage, ebenso wie ortsbezogene Erkennungszeichen wie Familiennamen oder KfZ-Kennzeichen. Rurale Medialität zeichnet sich zudem durch einen hohen Grad an Interaktionalität und durch die Bezugnahme der Personen untereinander aus. Die im Feld Befragten erzählen wenig Subjektbezogenes, Autobiografisches. Viele Erinnerungen sind sehr alltagsnah, die Interviewten verfertigen sie im tatsächlichen oder antizipierten Dialog mit dem Umfeld. Die Tatsache, dass soziale Topiken aktualisiert, wiederholt und variiert werden, aber eben nur leicht variiert werden, statt Geschichten und Vorgänge mit Abläufen zu beschreiben, trägt immens zum Vergessen der Inhalte der NS-Zwangsarbeit bei. Die beschriebenen Deutungsmuster treten sehr deutlich zutage, nicht aber, was wem tatsächlich widerfahren ist. Viele Erinnerungen werden gar nicht oder nur zu einem geringen Grad expliziert. Emily Mühlbauer reenacted ihre Erinnerungen mit dem Zwangsarbeiter Wadek nahezu, ihre körperliche Erzählweise fällt auf. Therese Lohmeier imitiert den russischen Akzent, den die Zwangsarbeiterin Halina, die „wie eine Schwester" für sie war, gehabt haben mag.

Über die Beziehungen zwischen ausländischen Arbeitskräften und deutschen Frauen wird in einer Klatschmanier gesprochen. Lust am Skandal offenbart sich, wenn die Gesprächspartner_innen darüber plauschen, wer mit wem ein verbotenes Verhältnis hatte. Noch zum Interviewzeitpunkt ist es ein offenes Geheimnis, dass es diese Beziehungen gab, dass Menschen aus der Umgebung bestraft wurden und die Väter mancher Menschen Zwangsarbeiter waren. Die Topiken und Geschichten zu diesen Verhältnissen haben gewissermaßen ein Happy End. Johann Brucker erzählt auch vom geschorenen Kopf einer Frau, die einer Beziehung mit einem Zwangsarbeiter bezichtigt wurde, mit einer gewissen Faszination. Überwältigung und Tabu treten erst ein, wenn die deutschen Frauen aus der Gegend ins Konzentrationslager „verräumt" werden, sie mit vom Tod bedroht sind oder sterben. Die Namen verfolgter deutscher Frauen sind ein Tabu – zwei befragte Männer, Johann Brucker und Sepp Ganghofer, legen mehr Wert darauf, die Namen zu verschweigen als zwei interviewte Frauen, Therese Lohmeier und Emily Mühlbauer. In den Gesprächen zeigen sich mehrere sagenhafte Elemente, also erzählerische Verdichtungen, die „das Rätselhafte" erklären und deren Ursprung nicht mehr eruiert werden kann. Sagen werden, unabhängig von denen, die sie als Erste formuliert haben, weitererzählt. Die Geschichte einer deutschen Frau, die wegen einer Beziehung mit einem Zwangsarbeiter in einem Konzentrationslager inhaftiert wurde und deren Namen ich nicht eindeutig rekonstruieren konnte, ist eine Sage. Es kursieren verschiedene Namen, die nicht mit den in den Akten festgehaltenen Informationen übereinstimmen, und sie werden wie oben beschrieben tabuisiert – es sei „nur die Kleidung zurückgekommen", man habe „nichts mehr von ihr gehört". Über Wissensinhalte zu sprechen und nur problematische Aspekte zu verschweigen, trägt, wie Charles Stone und William Hirst gezeigt haben, am nachhaltigsten zum Vergessen bei, mitunter wird im eifrigsten Geplauder vergessen. Auf meine Nachfragen leugnen Walter Bräu und die Sallers bzw. Renate van Helt nicht vehement, dass in ihren Betrieben eingesetzte Zwangsarbeiter verfolgt wurden. Es wird aber auch kaum jemals, außer von Wolfgang Hartmannsgruber, der Repressionen für möglich hält, verbalisiert, was „über den Horizont" oder „in ihre Heimat zurückkehren" für polnische, sowjetische und ukrainische Zwangsarbeiter_innen genauer bedeutet haben könnte. Was Inhaftierungen in Konzentrationslagern, ob ausländische Arbeitskraft oder deutsche Frauen, die ein Verhältnis mit ihnen hatten, anbelangt, können Wissensbestände dazu noch teilweise rekonstruiert werden. Das diesbezügliche Tabu hat sich verselbstständigt, das heißt, Wissensinhalte müssen nicht mehr beschwiegen werden, sie sind auch kein offenes Geheimnis, das Wissen besteht nur noch aus einem vagen „Da war mal was". Es ist ein gesellschaftlicher Makel, wenn ein Zwangsarbeiter vom eigenen Hof weg inhaftiert wurde. De facto sind es mehrere Haken in den Erzählungen und in der sozialen Praxis, die geschlagen werden, um Erklärungen für diese Sachverhalte zu finden. Matthias Saller lehnt ein Gespräch dazu nie direkt ab, ging ihm aber aus dem Weg. Seine Schwester

Renate van Helt erzählt die Geschichte ihrer Familie ausführlich und erwähnt den verhafteten Zwangsarbeiter und die festgenommene deutsche Magd nur am Rande. Brauereibesitzer Walter Bräu berichtet fälschlicherweise, sein Vater habe den Zwangsarbeiter „vorm KZ" gerettet oder aber die damals involvierte deutsche Magd habe gelogen und den in der Brauerei beschäftigten Zwangsarbeiter damit der Verfolgung ausgeliefert.

Die Topik der angeblich nicht arbeitenden russischen Zwangsarbeiter, die „über dem Horizont" verschwinden und eher als schemenhafte Figuren denn als tatsächliche Personen mit Namen und Biografien in Erscheinung treten oder sich auflösen, weist ebenfalls sagenhafte Elemente auf. Ebenso birgt die Motivik, die Familie der Zwangsarbeiter_innen habe Vermögen im Herkunftsland besessen, das wegen „des Kommunismus" verschwunden sei, mythische Züge. Es sind auch diese erzählerischen Verdichtungen, die Anwendung sozialer Topiken im Klatsch, in Sagen, bei der Skandalisierung, die zum Vergessen beitragen. Auch über etwas nicht mehr zu sprechen, kann *graduell* vor sich gehen. Die Wissensinhalte sind schematisch geronnen und um die Erinnerung dieser Inhalte zu sichern, müssten sie weiter expliziert und somit auf eine höhere Legitimationsebene gehoben werden. Der oben beschriebene rassistische Habitus mag dazu beitragen, dass diese Deutungsmuster in Vergessenheit geraten – es besteht allerdings die Möglichkeit, dass doch für alle Interaktionspartner_innen klar ist, dass es „etwas" gibt, das Einordnungen und Erinnerungen determiniert, es aber sehr schwer ist, zumal für Nachkommen von Zwangsarbeiter_innen, dieses „Etwas" zu benennen. Obwohl mir mehrere Interviewpartner_innen materielle Spuren und Artefakte, die auf Zwangsarbeit und Zwangsarbeiter_innen verweisen, gezeigt haben und wir darüber sprachen, wird sich das Vergessen fortsetzen. Entsprechende Fotografien im Familienalbum oder Briefe in den Haushalten im ethnografischen Feld ebenso wie die von einer lokalen Bürokratie angefertigten Dokumente, die seit Jahrzehnten in den Arolsen Archives und den Bayerischen Staatsarchiven aufbewahrt werden, halten das gesellschaftliche Vergessen nicht auf. Die Gesprächspartner_innen messen den privaten Fotografien und Briefen meist zu wenig Relevanz bei, als dass sie neues gesellschaftliches Wissen generieren würden.

7.3 Das Zusammenwirken von Erinnern und Vergessen

Es ist mir gelungen, sowohl durch die Weiterentwicklung theoretischer Konzepte als auch durch die Grounded-Theory-basierte Forschung zu bestätigen, wie eng Erinnerns- und Vergessensprozesse ineinander verschränkt sind. Im Folgenden fasse ich die Erkenntnisse über das ineinander verflochtene Vergessen und Erinnern in Rückgriff auf verschiedene Autor_innen, die in Kapitel 3 diskutiert wurden, in zentralen Thesen zusammen:

1. Subjekte rekurrieren beim Erinnern auf objektivierte Deutungsmuster aus dem gesellschaftlichen Wissensvorrat; auch mittels des Habitus wird erinnert. Die entäußerten Erinnerungen des Subjekts werden wiederum Teil des gesellschaftlichen Wissensvorrats.
2. Immer wieder aufgerufene Deutungsschemata verändern sich bei jeder Aktualisierung leicht, regelmäßiges und routiniertes Aufrufen macht die Schemata immer mehr zu *doxa*.
3. Soziale Gedächtnisse von Gemeinschaften und Gesellschaften entstehen durch alltägliche Erinnerungs- und Vergessensprozesse. Sie stellen Wissen für die Einordnung künftiger Erfahrungen zur Verfügung.
4. Soziale Topiken in alltäglichen Gesprächen und der Habitus sind relevante Medien des sozialen Gedächtnisses.
5. Tabu, offenes Geheimnis, kollektives Unbewusstes und Habitus stehen an der Stelle zwischen Vergessen und dem gesellschaftlichen Wissen, sie können ganz dem Vergessen anheimfallen oder durch Integration in Deutungsschemata wieder in den gesellschaftlichen Wissensvorrat geholt werden.
6. Es gibt zwei Vergessenstypen: Vergessenheit als Zustand und als Prozess.
7. In Gemeinschaften und Gesellschaften wird besonders nachhaltig vergessen, wenn über problematische Aspekte eines Themas geschwiegen, nicht wenn ein Thema vollkommen beschwiegen wird (Hirst/Echterhoff 2008).
8. Durch ökonomisches, symbolisches, soziales und kulturelles Kapital beeinflusste Positionierung in sozialen Feldern bestimmt mit, wessen objektivierte Erinnerungen mehr gewichtet werden. Zu „verstehen, wo der eigene Platz ist", *passing* und damit verbunden, kein oder kaum öffentliches Thematisieren problematischer, Wissensinhalte kann Randseitern helfen, (geringes) Ansehen und einen gewissen Grad von Zugehörigkeit zu gewinnen oder zu erhalten.
9. Der Vergessensprozess geht graduell, als soziale Praxis, vonstatten. Deutungsschemata, topische Vereinfachungen und Habitus bestimmen nicht nur, was erinnert, sondern auch, was vergessen wird.

7.4 Ausblick

Es hat sich schnell gezeigt, dass die Erinnerungs- und Vergessensprozesse in meinem Untersuchungsgebiet nicht mit Theorien und bereits gewonnenen Einsichten zu Erinnerung mittels Massenmedien und geformten Kulturen zu erklären sind. Deshalb habe ich eine Typologie der ländlichen Gesellschaft und daran anschließend Merkmale des ländlichen Erinnerns und Vergessens entwickelt und dafür das Konzept des sozialen Gedächtnisses und wissenssoziologische Erkenntnisse herangezogen. Ich verstehe diese soziologische Typologie der ländlichen Gesellschaft und des ruralen, alltäglichen Erinnerns als theoretisches Modell, das, so

hoffe ich, an weiteren empirischen Beispielen überprüft, modifiziert und erweitert werden kann. Dieses Modell hat es mir erlaubt, die beschriebenen Logiken des Erinnerns und Vergessens zu NS-Zwangsarbeit in dieser regional-ländlichen Gesellschaft zu identifizieren und darzustellen.

Auf eine kurze Formel gebracht, lässt sich festhalten: Konkrete Wissensinhalte zu NS-Zwangsarbeit werden vergessen; Habitus, Deutungsmuster und damit auch Vorstellung von ländlicher Gesellschaft werden tradiert; meiner Prognose nach wird dies auch in Zukunft andauern. Rassistischer Habitus und der lapidare Erzählhabitus mittels sozialer Topiken setzen sich fort, ebenso bleibt der Habitus des Nicht-Erzählens, zumindest was subjekt- und handlungsbezogenes Erzählen betrifft, bestehen. Um das Thema NS-Zwangsarbeit im sozialen Gedächtnis zu behalten, wäre es notwendig, dass Geschichten mit Subjekten, Beschreibungen und Handlungsbögen geformt und diese Berichte aktiv in das Alltagswissen integriert würden, ja, dass es regelrechte Imaginationen gäbe. Auch wenn die Familien von Zwangsarbeiter_innen *passen*, selbst wenn die Unterschiede von allen Beteiligten negiert oder zumindest nicht betont werden, ist dennoch bekannt, wer das Kind eines_einer Zwangsarbeiter_in ist und dass es möglicherweise „verschroben" ist. Dies sind offene Geheimnisse, die an der Schwelle zwischen Vergessen und explizitem gesellschaftlichen Wissen stehen. Strukturelles Vergessen oder implizites Wissen, das sich in Praktiken äußert, bedeutet eben dennoch, dass sich „etwas" durch die Anwendung von Deutungsmustern, das Bestehenlassen offener Geheimnisse, das Verfestigen von Tabus fortsetzen wird. Zu diesen Praktiken gehört, dass manche Menschen, Randseiter, im quasi-sozialen Feld der ländlichen Gesellschaft „verstehen", dass nicht sie es sind, die den gesellschaftlichen Wissensvorrat zu bestimmen haben. Unter Umständen wird das alltägliche, regional-ländliche Wissen zu NS-Zwangsarbeit aus dem Archiv rekonstruiert werden oder eben dem Vergessen anheimfallen. Erinnern ist räumlich strukturiert – aus Sicht der Profiteur_innen endet die Erinnerung am Horizont. Jenseits des Horizonts sind „verschwundene" russische Zwangsarbeiter und „das KZ" und auch die deutsche Besatzung in Osteuropa, in den Herkunftsorten der Zwangsarbeiter_innen – auch wenn Angehörige der Profiteur_innenseite an eben jenem Krieg in Osteuropa teilgenommen haben. Für Familienangehörige von Zwangsarbeiter_innen, die *marginal men and women*, gibt es innerhalb des Dorf- oder Kleinstadthorizonts meist wenig explizierte Erinnerung, manchmal ist sie „hinter dem Gartentürl", manchmal wird sie in hegemoniale Deutungsmuster, beispielsweise zum Arbeitsethos, eingepasst, manchmal ist sie der Alltagswelt vollkommen enthoben und geht in Ideologien auf. Und manchmal weist die Erinnerung von Familienangehörigen ehemaliger Zwangsarbeiter_innen über den eindeutigen Horizont hinaus: „Das KZ", Topiken zur Shoah, sind näher an den innerfamiliären Wissensbeständen als bei Profiteursfamilien. Auch weg, jenseits des Horizonts, zu ziehen und die Familiengeschichte gar nicht mehr in ländliche Topiken einzupassen ist, bei Schenja Wrobel, zu beobachten.

Um Missverständnisse zu vermeiden: Meine Antwort auf diese marginalisierte Geschichte, sowohl auf Bundesebene als auch in der regional-ländlichen Gesellschaft, ist nicht, dass sich Nachkommen ehemaliger Zwangsarbeiter_innen in erster Linie als eine ethnische, auch rurale, Gemeinschaft in Deutschland, die sehr stark bis ausschließlich auf polnische, ukrainische oder russische Sprache, Gebräuche, Kleidung, Essen usw. rekurriert, neu erschaffen. Sedimentiertes Wissen darüber könnte aber ein Teil der dieser Erinnerung sein. Bedeutender scheint mir, dass alle Menschen im Untersuchungsgebiet ihre Subjektwerdung unterstützen, sich als Subjekt gesellschaftlich und historisch zu verorten suchen. Wesentlicher Teil dieser notwendigen Subjektgenese ist meinem Verständnis nach biografisches Erzählen und gleichzeitig, mit Bourdieu, die Subjektivität auch reflektieren zu können.

Das Thema NS-Zwangsarbeit wird weitgehend in professionalisierten Ausstellungen behandelt werden. Die Erkenntnisse aus dieser Arbeit sollen dazu einladen, dass ländliche Gedächtnisse, also Gedächtnisse, die durch Interaktionalität, durch Klatsch, Sagen, dialogische Struktur in der mündlichen Kommunikation sowie soziale Praxen geformt oder in Zusammenhang mit ländlicher Gesellschaft stehen, nicht nur in ruralen Gemeinschaften und Gesellschaften untersucht werden. Vielmehr hoffe ich, dass dieser Entwurf ländlicher Gedächtnisse auf andere soziale Gedächtnisse angewendet wird, etwa bei der Frage, wie Menschen sich an die zunehmende Digitalisierung an ihrem Arbeitsplatz erinnern, in einem Projektraum, in dem Aktivismus gegen städtische und ländliche Gentrifizierung organisiert wird, oder um zu untersuchen, wie gegenderte Sozialisation an einer Berufsschule vonstatten geht usw.

Zudem stehen überblickshafte, sozialgeschichtliche Darstellungen zum Leben ehemaliger Zwangsarbeiter_innen in der BRD, Österreich und in Ländern, in die sie nach Kriegsende auswanderten, aus. Dabei könnte es im Hinblick auf die BRD und Österreich interessant sein, sich auch an Erkenntnissen, die es in Bezug auf Sklaverei und Postcolonial Studies bereits gibt, zu orientieren und mit diesen abzugleichen. Im Hinblick auf nationalsozialistische Verbrechen und Vernichtung ist es mein Anliegen, dass sowohl in den Wissenschaften als auch in der Gesellschaft ein Augenmerk darauf gelegt wird, wie Versatzstücke von Ideologie und Deutungsmustern, die auch im Nationalsozialismus relevant waren, im Alltäglichen, bewusst und unbewusst, explizit oder nicht explizit, aktualisiert werden und damit gesellschaftliche Wirklichkeit schaffen.

Literaturverzeichnis/Sekundärquellen

Abraham, Anke (2002): Der Körper im biographischen Kontext. Ein wissenssoziologischer Beitrag. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Abrams, Lynn (2016): Oral History Theory. 2. Aufl., London und New York: Routledge [1. Aufl. 2010].

Addams, Jane (1916): The Long Road of Woman's Memory. New York: The Macmillan Company.

Agar, Michael H. (1996): The Professional Stranger. An Informal Introduction to Ethnography. 2. Aufl., Bingley: Emerald Group Publishing [1. Aufl. 1980].

Amann, Klaus/Hirschauer, Stefan (1997): Die Befremdung der eigenen Kultur. Ein Programm. In: Dies. (Hrsg.): Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 7–52.

Amazon: Produktinformation zu Romanescu, Traian (1995): Herren und Sklaven des XX. Jahrhunderts. Warum der Kommunismus voranschreitet, Illertissen: Schmid (Reihe Pro Fide Catholica), https://kurzelinks.de/e3pj, (Abfrage: 5.1.2020).

Amesberger, Helga/Halbmayr, Brigitte/Rajal, Elke (2019): „Arbeitsscheu und moralisch verkommen". Verfolgung von Frauen als „Asoziale" im Nationalsozialismus. Wien: Mandelbaum.

Alheit, Peter (1999): Grounded Theory. Ein alternativer methodologischer Rahmen für qualitative Forschungsprozesse. Göttingen, S. 1–19, www.fallarchiv.uni-kassel.de/wp-content/uploads/2010/07/alheit_grounded_theory_ofas.pdf, (Abfrage: 31.3.2021).

Alheit, Peter/Dausien, Bettina (1992): Biographie – ein „modernes Deutungsmuster"? Sozialstrukturelle Brechungen einer Wissensform der Moderne. In: Meuser, Michael/Sackmann, Reinhold (Hrsg.): Analyse sozialer Deutungsmuster. Pfaffenweiler: Centaurus (bremer soziologische texte. Schriftenreihe des Instituts für empirische und angewandte Soziologie 5), S. 161–182.

Alheit, Peter/Dausien, Bettina (2009): „Biographie" in den Sozialwissenschaften. Anmerkungen zu historischen und aktuellen Problemen einer Forschungsperspektive. In: Fetz, Bernhard (Hrsg.): Die Biographie – zur Grundlegung ihrer Theorie. Berlin: De Gruyter, S. 285–315. Unter Mitarbeit von Schweiger, Hannes.

Anderson, Benedict (1991): Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism. New York: Verso.

Arbeitskreis Heimatgeschichte Mitterfels e. V.; Bernkopf, Alois (2019): KZ-Todesmarsch am 25. April 1945 durch Mitterfels, 25.4.2019, www.ak-heimatgeschichte.mitterfels-online.de/joomla/index.php/geschichte-und-zeitgeschichte/deutsche-geschichte/2091-kz-todesmarsch-durch-mitterfels-am-25-april-1945 (Abfrage: 5. 1. 2021).

Arendt, Hannah (1991): Elemente und Ursprünge totalitärer Herrschaft. 2. Aufl., München und Zürich: Piper [1. Aufl. 1986, engl. orig. 1951: The Origins of Totalitarianism, Erstveröffentlichung dt. 1955].

Archiv für Agrargeschichte (Hrsg.) (2022): Eigensinnig vernetzt. Spuren sichern und Quellen erschliessen in der neueren Agrargeschichte. Zürich: Chronos.

Arolsen Archives Online Archive (o. J.): https://collections.arolsen-archives.org/search/ (Abfrage: 2.11.2020).

Arolsen Archives Online-Archiv, Thema „Zwangsarbeit" (o. J.): https://collections.arolsen-archives.org/search/?s=zwangsarbeit (Abfrage: 8.9.2020).

Assmann, Aleida (1999): Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses, München: C. H. Beck.

Assmann, Aleida (2007): Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik. Lizenzausgabe, Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung [1. Aufl. 2006].

Assmann, Aleida (2016): Formen des Vergessens. Göttingen: Wallstein (Historische Geisteswissenschaften. Frankfurter Vorträge 9).

Assmann, Jan (1988): Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität. In: Ders./Hölscher, Tonio (Hrsg.): Kultur und Gedächtnis. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 9–19.

Assmann, Jan (1992): Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München: C. H. Beck.

Auderset, Juri (2022): Agrarfrage und Industriekapitalismus. Reflexionen über eine marxistische Debatte. In: Archiv für Agrargeschichte (Hrsg.): Eigensinnig vernetzt. Spuren sichern und Quellen erschliessen in der neueren Agrargeschichte. Zürich: Chronos, S. 141–160.

Auderset, Juri/Moser, Peter (2022): The Permanent Metamorphoses of a Virtual Archive. Towards an Interactive Communication Infrastructure in Food-, Agricultural and Environmental History. In: Archiv für Agrargeschichte (Hrsg.): Eigensinnig vernetzt. Spuren sichern und Quellen erschliessen in der neueren Agrargeschichte. Zürich: Chronos, S. 55–66.

Axster, Felix/Lelle, Nikolas (2018): „Deutsche Arbeit". Kritische Perspektiven auf ein ideologisches Selbstbild – zur Einführung. In: Dies. (Hrsg.): „Deutsche Arbeit". Kritische Perspektiven auf ein ideologisches Selbstbild. Göttingen: Wallstein (Studien zu Ressentiments in Geschichte und Gegenwart 2), S. 7–36.

Ayaß, Wolfgang (1995): „Asoziale" im Nationalsozialismus. Stuttgart: Klett-Cotta.

Bacher, Dieter (2013): Eine neue Heimat. Eine Motivanalyse in Österreich verbliebener Zwangsarbeiter anhand des Aktenbestandes des „Österreichischen Versöhnungsfonds". In: Ders./Karner, Stefan (Hrsg.): Zwangsarbeiter in Österreich 1939–1945 und ihr Nachkriegsschicksal. Ergebnisse der Auswertung des Aktenbestandes des „Österreichischen Versöhnungsfonds". Ein Zwischenbericht. Innsbruck/Wien/Bozen: Studienverlag (Veröffentlichungen des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Kriegsfolgen-Forschung Graz – Wien – Klagenfurt 21), S. 271–326.

Bartlett, Frederic C. (1932): Remembering. A Study in Experimental and Social Psychology. Cambridge: University Press.

Baumgartner, Gerhard (2003): Zeit des historischen Gedächtnisses. Vortrag beim Zweiten Zentralen Seminar von _erinnern.at_, Abbild und Reflexion. Geschichte – Erinnerung – Vermittlung, /www.erinnern.at/themen/e_bibliothek/seminarbibliotheken-zentrale-seminare/abbild-und-reflexion/384_Baumgartner_Zeit%20des%20historischen%20Gedachtnisses.pdf/view (Abfrage: 9.9.2020).

Baumgärtner, Katja S. (2022): Das Konzentrationslager Ravensbrück im Film. Gender, Imagination und Memoralisierung. Berlin: Metropol.

Baumgartner, Peter (2000): Handeln und Wissen bei Schütz. Versuch einer Rekonstruktion. In: Neuweg, Georg H. (Hrsg.): Wissen – Können – Reflexion. Ausgewählte Verhältnisbestimmungen. Innsbruck/Wien/Bozen: Studienverlag, S. 9–26.

Bar-On, Dan (1997): Furcht und Hoffnung. Von den Überlebenden zu den Enkeln – Drei Generationen des Holocaust. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt.

Bar-On, Dan/Brendler, Konrad/Hare, Paul, A. (1997): „Da ist etwas kaputtgegangen an den Wurzeln …": Identitätsformation deutscher und israelischer Jugendlicher im Schatten des Holocaust. Frankfurt am Main und New York: Campus.

Bayerischer Rundfunk (ohne Verfasser_in) (2020): Corona im Schlachthof. Arbeitskräfte und Anwohner verunsichert, Kontrovers – Das Politikmagazin im BR Fernsehen, 20. 5. 2020, www.br.de/mediathek/video/corona-im-schlachthof-arbeitskraefte-und-anwohner-sind-verunsichert-av:5ec59f0dd01f2000149125ce (Abfrage: 19.8.2020).

Bayerischer Rundfunk (ohne Verfasser_in) (2012): Verbrechen an Zwangsarbeitern. Aus Schwaben und Altbayern, 11.5.2012, www.br.de/br-fernsehen/sendungen/schwaben-und-altbayern/Zwangsarbeiter-Oberpfalz100.html (Abfrage: 17.8.2020).

Bayerisches Landesamt für Statistik. Statistik kommunal 2020 (2021): Stadt Bogen. Eine Auswahl wichtiger statistischer Daten, https://www.bogen.de/fileadmin/Stadt_Bogen/Dateien/Weitere/Statistik_Kommunal_2020.pdf (Abfrage: 12.3.2023).

Bayerisches Landesamt für Statistik. Statistik kommunal 2021 (2022a): Regierungsbezirk Niederbayern: Eine Auswahl wichtiger statistischer Daten, https://www.statistik.bayern.de/mam/produkte/statistik_kommunal/2021/092.pdf (Abfrage: 12.3.2023).

Bayerisches Landesamt für Statistik. Statistik kommunal 2021 (2022b): Regierungsbezirk Oberpfalz: Eine Auswahl wichtiger statistischer Daten, https://www.statistik.bayern.de/mam/produkte/statistik_kommunal/2021/093.pdf (Abfrage: 12.3.2023).

Bayerisches Landesamt für Statistik. Statistik kommunal 2021 (2022c): Stadt Bad Kötzting. Eine Auswahl wichtiger statistischer Daten, www.statistik.bayern.de/mam/produkte/statistik_kommunal/2021/09372137.pdf (Abfrage: 12.3.2023).

Bayerisches Landesamt für Statistik. Statistik kommunal 2021 (2022d): Stadt Viechtach. Eine Auswahl wichtiger statistischer Daten, https://www.statistik.bayern.de/mam/produkte/statistik_kommunal/2021/09276144.pdf (Abfrage: 12.3.2023).

Becker, Franziska (1994): Gewalt und Gedächtnis. Erinnerungen an die nationalsozialistische Verfolgung einer jüdischen Landgemeinde. Göttingen: Schmerse.
Behren, Dirk von (2019): Kurze Geschichte des Paragrafen 218 Strafgesetzbuch. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 20, 10.5.2019, www.bpb.de/apuz/290795/kurze-geschichte-des-paragrafen-218-strafgesetzbuch (Abfrage: 21.11.2020).
Benjamin, Walter (1961a): Über einige Motive bei Baudelaire. In: Illuminationen. Ausgewählte Schriften. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 201–245 [Erstveröffentlichung 1939].
Benjamin, Walter (1961b): Erfahrung und Armut. In: Illuminationen. Ausgewählte Schriften. Suhrkamp: Frankfurt am Main, S. 313–318 [Erstveröffentlichung 1933].
Berek, Mathias (2009): Kollektives Gedächtnis und die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Erinnerungskulturen. Wiesbaden: Harrassowitz.
Berek, Mathias (2014): Gedächtnis, Wissensvorrat und symbolische Form. Zwei Vorschläge aus Wissenssoziologie und Kulturphilosophie. In: Dimbath, Oliver/Heinlein, Michael (Hrsg.): Die Sozialität des Erinnerns. Beiträge zur Arbeit an einer Theorie des sozialen Gedächtnisses, Wiesbaden: VS Springer, S. 39–58.
Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1974): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. 4. Aufl., Frankfurt am Main: S. Fischer [1. Aufl. 1970, engl. orig. 1966: The Social Construction of Reality].
Bergmann, Jörg R. (1987): Klatsch. Zur Sozialform der diskreten Indiskretion. Berlin: De Gruyter.
Bhabha, Homi K. (1994): The Location of Culture. London und New York: Routledge.
Binner, Jens (2008): „Ostarbeiter" und Deutsche im Zweiten Weltkrieg. Prägungsfaktoren eines selektiven Deutschlandbildes. München: Meidenbauer (Forum Deutsche Geschichte 18).
Blumer, Herbert (1969): Symbolic Interactionism. Perspective and Method. Berkeley/Los Angeles/London: University of California Press.
Bock, Gisela (1986): Zwangssterilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und Frauenpolitik. Opladen: Westdeutscher Verlag.
Bohnenkamp, Björn/Manning, Till/Silies, Eva-Maria: Argument, Mythos, Auftrag und Konstrukt. Generationelle Erzählungen in interdisziplinärer Perspektive. In: Dies. (Hrsg.): Generation als Erzählung. Neue Perspektiven auf ein kulturelles Deutungsmuster. Göttingen: Wallstein (Göttinger Studien zur Generationsforschung 1), S. 9–32.
Boldt, Thea D. (2012): Die stille Integration. Identitätskonstruktionen von polnischen Migranten in Deutschland. Frankfurt am Main und New York: Campus (Biographie- und Lebensweltforschung 11).
Bonnesoeur, Frédéric/Dinkelaker, Philipp/Kleinmann, Sarah/Kolata, Jens/Reuss, Anja (Hrsg.) (2017): Besatzung – Vernichtung – Zwangsarbeit: Beiträge des 20. Workshops zur Geschichte und Gedächtnisgeschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager. Berlin: Metropol.
Borggräfe, Henning (2014): Zwangsarbeiterentschädigung. Vom Streit um „vergessene Opfer" zur Selbstaussöhnung der Deutschen. Göttingen: Wallstein (Beiträge zur Geschichte des 20. Jahrhunderts 16).
Borggräfe, Henning/Höschler, Christian/Panek, Isabel (Hrsg.) (2019): Ein Denkmal aus Papier. Die Geschichte der Arolsen Archives. Begleitband zur Dauerausstellung. Bad Arolsen, www.arolsen-archives.org/content/uploads/aa_ausstellungskatalog_de.pdf (Abfrage: 3.11.2020).
Bourdieu, Pierre (1979): Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabylischen Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp [frz. orig. 1972: Esquisse d'une théorie de la pratique, précédé de trois études d'ethnologie kabyle].
Bourdieu, Pierre (1987): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp [frz. orig. 1979: La distinction. Critique sociale du jugement, Erstveröffentlichung dt. 1982].
Bourdieu, Pierre (1992): Rede und Antwort. Frankfurt am Main: Suhrkamp [frz. orig. 1987: Choses dites].
Bourdieu, Pierre/Wacquant, Loïc (2006): Zweiter Teil. Die Ziele der reflexiven Soziologie. In: Dies. (Hrsg.): Reflexive Anthropologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 95–249 [frz. orig 1992: Réponses pour une anthropologie réfléxive, Erstveröffentlichung dt. 1992].
Bourdieu, Pierre (2011): Die biographische Illusion. In: Fetz, Bernhard/Hemecker, Wilhelm (Hrsg.): Theorie der Biographie. Grundlagentexte und Kommentar. Berlin: De Gruyter, S. 303–310 [frz. orig. 1986: L'illusion biographique, Erstveröffentlichung dt. 1991].
Bourdieu, Pierre (2018): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. 10. Aufl., Frankfurt am Main: Suhrkamp [1. Aufl. 1993, frz. orig. 1980: Le sense pratique].

Bourdieu, Pierre (2019): Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes. 8. Aufl., Frankfurt am Main: Suhrkamp [1. Aufl. 2001, frz. orig. 1992: Les règles de l'art. Genèse et structure du champ littéraire].
Brandt, Susanne (2004): „Wenig Anschauung"? Die Ausstrahlung des Films „Holocaust" im westdeutschen Fernsehen (1978/79). In: Cornelißen, Christoph/Klinkhammer, Lutz/Schwentker, Wolfgang (Hrsg.): Erinnerungskulturen. Deutschland, Italien und Japan seit 1945. 2. Aufl., Frankfurt am Main: Fischer, S. 257–268 [1. Aufl. 2000].
Brednich, Rolf Wilhelm (1992): Die Spinne in der Yucca-Palme. Sagenhafte Geschichten von heute. München: C. H. Beck.
Breidenstein, Georg/Hirschauer, Stefan (2002): Endlich fokussiert? Weder ‚Ethno' noch ‚Graphie'. Anmerkungen zu Hubert Knoblauchs Beitrag „Fokussierte Ethnographie". In: Sozialer Sinn 3, Heft 1, S. 125–128, https://doi.org/10.1515/sosi-2002-0106 .
Broszat, Martin/Fröhlich, Elke/Wiesemann Falk (Hrsg.) (1977): Bayern in der NS-Zeit. Soziale Lage und politisches Verhalten der Bevölkerung im Spiegel vertraulicher Berichte Bd. I, München und Wien: Oldenbourg.
Broszat, Martin/Fröhlich, Elke (Hrsg.) (1979): Bayern in der NS-Zeit. Herrschaft und Gesellschaft im Konflikt Bd. II, München und Wien: Oldenbourg.
Broszat, Martin/Fröhlich, Elke/Grossmann, Anton (Hrsg.) (1981): Bayern in der NS-Zeit. Herrschaft und Gesellschaft im Konflikt Bd. III B, München und Wien: Oldenbourg.
Broszat, Martin/Fröhlich, Elke/Grossmann, Anton (Hrsg.) (1981): Bayern in der NS-Zeit. Herrschaft und Gesellschaft im Konflikt Bd. IV C, München und Wien: Oldenbourg.
Broszat, Martin/Mehringer, Hartmut (Hrsg.) (1983): Bayern in der NS-Zeit. Die Parteien KPD, SPD, BVP in Verfolgung und Widerstand Bd. V, München und Wien: Oldenbourg.
Broszat, Martin/Fröhlich, Elke (Hrsg.) (1983): Bayern in der NS-Zeit. Die Herausforderung des Einzelnen. Geschichten über Widerstand und Verfolgung Bd. VI, München und Wien: Oldenbourg.
Brüggemann, Beate/Riehle, Reiner (1986): Das Dorf. Über die Modernisierung einer Idylle. Frankfurt am Main und New York: Campus.
Brunner, José/Zajde, Nathalie (2011): Editorial. In: Dies. (Hrsg.): Holocaust und Trauma. Kritische Perspektiven zur Entstehung und Wirkung eines Paradigmas. Göttingen: Wallstein (Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte 39), S. 7–16.
Buchholz, Michael B. (1998): Die unbewußte Weitergabe zwischen den Generationen. Psychoanalytische Beobachtungen. In: Rüsen, Jörn/Straub, Jürgen (Hrsg.): Die dunkle Spur der Vergangenheit. Psychoanalytische Zugänge zum Geschichtsbewußtsein. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Erinnerung, Geschichte, Identität 2), S. 330–353.
Buggeln, Marc (2008): Were Concentration Camp Prisoners Slaves? The Possibilities and Limits of Comparative History and Global Historical Perspectives. In: International Review of Social History 53, S. 101–129, www.geschichte.hu-berlin.de/de/bereiche-und-lehrstuehle/dtge-20jhd/dokumente/publikationen/publikationen-buggeln/were-kz-prisoners (Abfrage: 13.8.2020). https://doi.org/10.1017/S0020859007003355.
Buggeln, Marc (2014): Unfreie Arbeit im Nationalsozialismus. In: Ders./Wildt, Michael (Hrsg.): Arbeit im Nationalsozialismus. Berlin: De Gruyter, S. 231–252, https://doi.org/10.1515/9783486858846.231.
Buggeln, Marc/Wildt, Michael (2014): Arbeit im Nationalsozialismus. Einleitung. In: Dies. (Hrsg.) Arbeit im Nationalsozialismus. Berlin: De Gruyter, IX–XXXVII, https://doi.org/10.1515/9783486858846.
Bundesagentur für Arbeit (2023a): Statistiken Bund, Länder und Kreise Cham, www.statistik.arbeitsagentur.de/Auswahl/raeumlicher-Geltungsbereich/Politische-Gebietsstruktur/Kreise/Bayern/09372-Cham.html?nn=25856&year_month=202007 (Abfrage 12.3.2023).
Bundesagentur für Arbeit (2023b): Statistiken Bund, Länder und Kreise Regen, www.statistik.arbeitsagentur.de/Auswahl/raeumlicher-Geltungsbereich/Politische-Gebietsstruktur/Kreise/Bayern/09276-Regen.html?nn=25856&year_month=202302 (Abfrage: 12.3.2023).
Bundesagentur für Arbeit (2023c): Statistiken Bund, Länder und Kreise Straubing-Bogen, www.statistik.arbeitsagentur.de/Auswahl/raeumlicher-Geltungsbereich/Politische-Gebietsstruktur/Kreise/Bayern/09278-Straubing-Bogen.html?nn=25856&year_month=202302 (Abfrage: 12.3.2023).
Bundesarchiv/Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft" (2010a): Bilaterale Verträge und Kalter Krieg, www.bundesarchiv.de/zwangsarbeit/leistungen/leistungen_bis_2000/bilaterale_vertraege/index.html (Abfrage: 26.12.2015).

Bundesarchiv/Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ (2010b): „Class actions“ and „legal closure“ (1998–2000), www.bundesarchiv.de/zwangsarbeit/leistungen/leistungen_bis_2000/class_action/index.html (Abfrage: 26.12.2015).

Bundesarchiv/Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ (2010c): Londoner Schuldenabkommen und Bundesentschädigungsgesetz (1952–1956), www.bundesarchiv.de/zwangsarbeit/leistungen/leistungen_bis_2000/schuldenabkommen/index.html (Abfrage: 26.12.2015).

Bundesarchiv/Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ (2010d): Wiedervereinigung und Zwei-plus-Vier-Vertrag (1990–1998), www.bundesarchiv.de/zwangsarbeit/leistungen/leistungen_bis_2000/zwei_plus_vier/index.html (Abfrage: 26.12.2015).

Bundesarchiv/Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ (2010e): Zwangsarbeit im NS-Staat, www.bundesarchiv.de/zwangsarbeit/ (Abfrage: 14.8.2020).

Bundesarchiv/Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ (2010 f): Zwangsarbeit im NS-Staat. Begriffe, Zahlen, Zuständigkeiten, www.bundesarchiv.de/zwangsarbeit/geschichte/auslaendisch/begriffe/index.html (Abfrage: 14.8.2020).

Bundesministerium für Justiz und für Verbraucherschutz/Bundesamt für Justiz (o. J.): Gesetz über die Rechtsstellung heimatloser Ausländer im Bundesgebiet der im Bundesgesetzblatt Teil III, Gliederungsnummer 243-1, veröffentlichten, bereinigten Fassung, das zuletzt durch Artikel 7 des Gesetzes vom 30. Juli 2004 (BGBl. I S. 1950) geändert worden ist, www.gesetze-im-internet.de/hauslg/HAuslG.pdf (Abfrage: 26.12.2015).

Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte (1958): Der Ratgeber für heimatlose Ausländer und sonstige ausländische Flüchtlinge. Rechte und Pflichten nach der internationalen Konvention für die Rechtsstellung der Flüchtlinge vom 28. Juli 1951 und das Gesetz über die Rechtsstellung heimatloser Ausländer im Bundesgebiet vom 25. April 1951. 2. Aufl., Bonn: o. V. [1. Aufl. 1952].

Bundesministerium für Vertriebene (1952): Der Ratgeber für heimatlose Ausländer. Rechte und Pflichten nach dem Gesetz über die Rechtsstellung der heimatlosen Ausländer im Bundesgebiet vom 25. April 1951. Bonn: o. V.

Bundeszentrale für politische Bildung (2020): Vor 30 Jahren: Abschluss des Zwei-plus-Vier-Vertrags, 11.9.2020, www.bpb.de/politik/hintergrund-aktuell/211841/zwei-plus-vier-vertrag (Abfrage: 12.12.2020).

Cassirer, Ernst (1994): Der Mythus des Staates. Philosophische Grundlagen politischen Verhaltens. 6. Aufl., Frankfurt am Main: Fischer [1. Aufl. 1985, engl. orig. 1946: The myth of the state, Erstveröffentlichung dt. 1949].

Charmaz, Kathy (2014): Constructing Grounded Theory. 2. Aufl., London/Thousand Oaks/New Delhi, u. a.: Sage [1. Aufl. 2006].

Chomsky, Marvin J. (1978): Holocaust – Die Geschichte der Familie Weiss, 428 Minuten, USA, erstmals 1979 in der BRD gesendet.

Cicottini, Gwendoline (2021): Relations interdites, enfants oubliés? Les relations entre femmes allemandes et prisonniers de guerre francais pendant la Seconde Guerre mondiale. Verbotener Umgang, vergessene Kinder? Beziehungen deutscher Frauen zu französischen Kriegsgefangenen im Zweiten Weltkrieg, Université d'Aix Marseille, Eberhard Karls Universität Tübingen. Thèse en cotutelle presentée pour obtenir le grade universitaire de docteur en histoire, https://theses.hal.science/tel-03228199, veröffentlicht am 17. 5. 2021 (Abfrage: 9.2.2023).

Classen, Christoph (2012): Der Zeitzeuge als Artefakt der Medienkonsumgesellschaft. Zum Verhältnis von Medialisierung und Erinnerungskultur. In: Sabrow, Martin/Frei, Martin (Hrsg.): Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945. Göttingen: Wallstein (Geschichte der Gegenwart 4/14), S. 300–319.

Connerton, Paul (1989): How Societies Remember. Cambridge: University Press (Themes in Social Sciences).

Connerton, Paul (2008): Seven types of forgetting. Memory Studies 1, Heft 1, S. 59–71, https://doi.org/10.1177/1750698007083889.

Corbin, Juliet/Strauss, Anselm (2008): Basics of Qualitative Research. Techniques and Procedures for Developing Grounded Theory. 3. Aufl., Thousand Oaks: Sage [1. Aufl. 1990].

Czarnowski, Gabriele (2007): „Die Eigenart des jetzt zu behandelnden Materials“. „Erbkranke“ und „Ostarbeiterinnen“ im Fadenkreuz nationalsozialistischer Politik und gynäkologischer Forschung. In: Gehmacher, Johanna/Hauch, Gabriella (Hrsg.): Frauen- und Geschlechtergeschichte des Nationalsozialismus. Fragestellungen, Perspektiven, neue Forschungen. Innsbruck/Wien/

Bozen: Studienverlag (Querschnitte – Einführungstexte zur Sozial-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte), S. 186–203.
Degen, Sylvia (2018): Die Stimmen der Überlebenden, aber wessen Worte? Audiovisuelle Interviews mit NS-Überlebenden und ihre Übersetzung. Wien und Münster: LIT, (Representation – Transformation 13).
Dellwing, Michael/Prus, Robert (2012): Einführung in die interaktionistische Ethnografie. Soziologie im Außendienst. Wiesbaden: VS Springer.
Denschlag, Felix (2017): Vergangenheitsverhältnisse. Ein Korrektiv zum Paradigma des „kollektiven Gedächtnisses" mittels Walter Benjamins Erfahrungstheorie. Bielefeld: transcript (Edition Moderne Postmoderne).
Dierl, Florian/Janjetović, Zoran/Linne, Karsten (2013): Pflicht, Zwang und Gewalt: Arbeitsverwaltungen und Arbeitskräftepolitik im deutsch besetzten Polen und Serbien 1939–1944. Essen: Klartext.
Dimbath, Oliver (2014a): Oblivionismus. Vergessen und Vergesslichkeit in der modernen Wissenschaft. Konstanz: UVK.
Dimbath, Oliver (2014b): Der Umgang mit unbewältigter Vergangenheit. Vergessen und die Pflicht des Erinnerns bei Paul Ricœur. In: Ders./Heinlein, Michael (Hrsg.): Die Sozialität des Erinnerns. Beiträge zur Arbeit an einer Theorie des sozialen Gedächtnisses, Wiesbaden: VS Springer, S. 1–23.
Dimbath, Oliver/Heinlein, Michael (2014): Arbeit an der Implementierung des Gedächtniskonzeptes in die soziologische Theorie – Eine Einleitung. In: Ders./Heinlein, Michael (Hrsg.): Die Sozialität des Erinnerns. Beiträge zur Arbeit an einer Theorie des sozialen Gedächtnisses. Wiesbaden: VS Springer, S. 1–23.
Dimbath, Oliver/Heinlein, Michael (2015): Gedächtnissoziologie. Stuttgart: utb.
Dimbath, Oliver/Wehling Peter (2011): Soziologie des Vergessens: Konturen, Themen und Perspektiven. In: Dies. (Hrsg.): Soziologie des Vergessens. Theoretische Zugänge und empirische Forschungsfelder. Konstanz: UVK, S. 7–34.
Dorn, Fred (Hrsg.) (1991): „Ich war immer gut zu meiner Russin". Zur Struktur und Praxis des Zwangsarbeitssystems im Zweiten Weltkrieg in der Region Südhessen. Pfaffenweiler: Centaurus.
DPA Deutsche Presseagentur (2020a): Freispruch im Prozess um Wahlfälschung in Geiselhöring, www.donaukurier.de/archiv/freispruch-im-prozess-um-wahlfaelschung-in-geiselhoering-1959281, Meldung vom 18. 6. 2020 (Abfrage: 13.3.2023).
DPA Deutsche Presseagentur (2020b): Masseninfektion in Mamming. Corona-Testzelt für Anwohner wird aufgebaut, www.idowa.de/inhalt.corona-ausbruch-in-mamming-nach-masseninfektion-corona-testzelt-fuer-anwohner-wird-aufgebaut.7624da34-6ad0-4da3-a44e-27f6cf20c90e.html, Meldung vom 27.7.2020 (Abfrage: 12.3.2023).
Drozd, Robert (o. J.): Die Aktion „Weichsel" – Deportation der ukrainischen Bevölkerung in die Nord- und Westgebiete Polens im Jahre 1947, übersetzt von Grzybkowska, Agnieszka, www.transodra-online.net/de/node/1412 (Abfrage: 26.3.2023).
Durkheim, Émile (1994): Die elementaren Formen des religiösen Lebens. Frankfurt am Main: Suhrkamp [frz. orig. 1912: Les formes élémentaires de la vie religieuse. Le système totémique en Australie, Erstveröffentlichung dt. 1912].
Eco, Umberto (1988): An ars oblivionalis? Forget it! In: Publication of the Modern Language Association 103, Heft 3, S. 254–261.
Eder, Angelika (2002): Displaced Persons/„Heimatlose Ausländer" als Arbeitskräfte in Westdeutschland. In: Archiv für Sozialgeschichte 42, S. 1–17.
Eisch, Katharina (1996): Grenze. Eine Ethnographie des bayerisch-böhmischen Grenzraums. München: o. V. (Bayerische Schriften zur Volkskunde 5).
Elias, Norbert/Scotson, John L. (2017): Etablierte und Außenseiter. 9. Aufl., Frankfurt am Main: Suhrkamp [1. Aufl., 1993, engl. orig. 1965: The Established and the Outsiders. A Sociological Enquiry into Community Problems].
Erll, Astrid (2005): Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung. Stuttgart und Weimar: J. B. Metzler.
Eschebach, Insa/Glauning, Christine/Schneider, Silke (Hrsg.) (2023): Verbotener Umgang mit „Fremdvölkischen". Kriminalisierung und Verfolgungspraxis im Nationalsozialismus. Berlin: Metropol (Edition NS-Zwangsarbeit 1).
Esposito, Elena (2002): Soziales Vergessen. Formen und Medien des Gedächtnisses der Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Etzemüller, Thomas (2019): Diskussionsforum Landschaft, Tourismus und Nation. Imaginary landscapes als Medien des inneren nation building in der Moderne. In: Geschichte und Gesellschaft 45, S. 275 – 296.
Fauroux, Camille (2023): Der vergessene Umgang. Französische Arbeiterinnen und Kriegsgefangene in Berlin 1940–1945. In: Eschebach, Insa/Glauning, Christine/Schneider, Silke (Hrsg.): Verbotener Umgang mit „Fremdvölkischen". Kriminalisierung und Verfolgungspraxis im Nationalsozialismus. Berlin: Metropol (Edition NS-Zwangsarbeit 1), S. 121–133.
Fendl, Elisabeth (2002): Der wilde Osten. Zeitgenössische Erzählstoffe aus der bayerisch-böhmischen Grenzregion. In: Dröge, Kurt (Hrsg.): Alltagskulturen in Grenzräumen. Frankfurt am Main/Berlin/Bern u. a.: Peter Lang (Mitteleuropa – Osteuropa: Oldenburger Beiträge zur Kultur und Geschichte Ostmitteleuropas 4), S. 331–348.
Fernuniversität Hagen. Institut für Geschichte und Biographie (2020): Projekt Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930–1960, www.fernuni-hagen.de/geschichteundbiographie/forschung/projekte/lebensgeschichte.shtml (Abfrage: 16.8.2020).
Fliege, Thomas (1998): Bauernfamilien zwischen Tradition und Moderne. Eine Ethnographie bäuerlicher Lebensstile. Frankfurt am Main und New York: Campus.
Fonteyne, Petra (1995): Klatsch auf dem Dorf. In: Kuntz, Andreas (Hrsg.): Lokale und biographische Erfahrungen. Studien zur Volkskunde. Münster und New York: Waxmann, S. 47–57.
François, Etienne/Schulze, Hagen (Hrsg.) (2001): Deutsche Erinnerungsorte Bd. 1. München: C. H. Beck.
Frankenberger, Tamara (1997): Wir waren wie Vieh. Lebensgeschichtliche Erinnerungen ehemaliger sowjetischer Zwangsarbeiterinnen. Münster: Westfälisches Dampfboot.
Freud, Sigmund (1919): Das Unheimliche. In: Imago. Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften V, S. 297–324, www.gutenberg.org/files/34222/34222-h/34222-h.htm (Abfrage: 15.2.2020).
Freud, Sigmund (1922): Totem und Tabu. Einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker. 3. Aufl., Leipzig/Wien/Zürich: Internationaler Psychoanalytischer Verlag [1. Aufl. 1913], www.gutenberg.org/files/37065/37065-h/37065-h.htm (Abfrage: 27.8.2020).
Frewer, Andreas/Siedbürger, Günther (Hrsg.) (2004): Medizin und Zwangsarbeit im Nationalsozialismus. Einsatz und Behandlung von „Ausländern" im Gesundheitswesen. Frankfurt am Main und New York: Campus.
Fröhlich, Uta/Glauning, Christine/Hax, Iris/Irmer, Thomas/Kerstens, Frauke (2013): Zwangsarbeit im NS-Staat. Ein Überblick. In: Glauning, Christine; Nachama, Andreas (Hrsg.): Alltag Zwangsarbeit 1938–1945. Katalog zur gleichnamigen Dauerausstellung/Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit der Stiftung Topographie des Terrors. Berlin: o. V., S. 24–54.
Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayerns (2013): In den Mühlen der Geschichte. Russische Kriegsgefangene in Bayern 1914–1921. Eine Ausstellung des Bayerischen Hauptstaatsarchivs, München (Staatliche Archive Bayerns. Kleine Ausstellungen 39), www.gda.bayern.de/fileadmin/user_upload/PDFs_fuer_Publikationen/Kleine_Ausstellungen/Kl-Katalog-39-Kriegsgefangene.pdf (Abfrage: 12.3.2023).
Generaldirektion der staatlichen Archive Bayerns (o. J.): Aufgaben und Organisation der Staatlichen Archive Bayerns, www.gda.bayern.de/fachinformationen/aufgaben-und-organisation/ (Abfrage: 3.11.2020).
Gerhard, Paul (2020a): „Am Pranger". Volksgemeinschaft als Exklusionsperformance. In: Ders. (Hrsg.): Bilder einer Diktatur. Zur Visual History des „Dritten Reiches". Göttingen: Wallstein (Visual History. Bilder und Bildpraxen in der Geschichte 6), S. 57–67.
Gerhard, Paul (2020b): Stigma und Eigensinn. „Fremdarbeiter/innen" im Fotoatelier. In: Ders. (Hrsg.): Bilder einer Diktatur. Zur Visual History des „Dritten Reiches". Göttingen: Wallstein (Visual History. Bilder und Bildpraxen in der Geschichte 6), S. 443–452.
Gerstenberger, Heide (1987): Alltagsforschung und Faschismustheorie. In: Dies./Schmidt, Dorothea (Hrsg.): Normalität oder Normalisierung? Geschichtswerkstätten und Faschismusanalyse. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 35–49.
Gerstenberger, Heide (2018): Markt und Gewalt. Die Funktionsweise des historischen Kapitalismus. Münster: Westfälisches Dampfboot (Theorie der bürgerlichen Gesellschaft 25).
Glorius, Birgit (2007): Transnationale Perspektiven. Eine Studie zur Migration zwischen Polen und Deutschland. Bielefeld: transcript (Kultur und soziale Praxis).

Gluckman, Max (1963): Gossip and Scandal. In: Current Anthropology 4, Heft 3, S. 307–316.
Goeken-Haidl, Ulrike (2006): Der Weg zurück: Die Repatriierung sowjetischer Zwangsarbeiter und Kriegsgefangener während und nach dem Zweiten Weltkrieg. Essen: Klartext.
Grabe, Nina (2020): Die stationäre Versorgung älterer Displaced Persons und „heimatloser Ausländer" in Westdeutschland (ca. 1950–1975). Stuttgart: Franz Steiner (Medizin, Gesellschaft und Geschichte. Jahrbuch des Instituts für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung, Beiheft 73).
Gronow, Antti (2011): From Habits to Social Structures. Pragmatism and Contemporary Social Theory. Frankfurt am Main/Berlin/Bern u. a.: Peter Lang (Studies in Sociology: Symbols, Theory and Society 7).
Gropper, Christian (2003): Gebt Euch die Hand und verzeiht! Dokumentarfilm, Bayerischer Rundfunk, Reihe Lebenslinien. 45 Minuten.
Grossmann, Anton (1985): Fremd- und Zwangsarbeiter in Bayern 1939–1945. In: Bade, Klaus J. (Hrsg.): Auswanderer, Wanderarbeiter, Gastarbeiter. Bevölkerung, Arbeitsmarkt und Wanderung in Deutschland seit der Mitte des 19. Jahrhunderts Bd. 2, Gutenberg: Scripta Mercaturae, S. 584–619.
Gutsul, Nazarii/Müller, Sebastian (2014): Ukrainische Displaced Persons in Deutschland. Selbsthilfe als Mittel im Kampf um die Anerkennung als eigene Nationalität, 30.6.2014, www.bpb.de/geschichte/zeitgeschichte/deutschlandarchiv/187210/ukrainische-displaced-persons-in-deutschland (Abfrage: 14.12.2020).
Guzy, Lidia (2008): Tabu – Die kulturelle Grenze im Körper. In: Frietsch, Ute/Hanitzsch, Konstanze/John, Jennifer/Michaelis, Beatrice (Hrsg.): Geschlecht als Tabu. Orte, Dynamiken und Funktionen der De/Thematisierung von Geschlecht. Bielefeld: transcript (GenderCodes – Transkriptionen zwischen Wissen und Geschlecht), S. 17–22.
Ha, Kien Nghi (2003): Die kolonialen Muster deutscher Arbeitsmarktpolitik. In: Steyerl, Hito/Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (Hrsg.): Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Kritik. Münster: Unrast, S. 56–107.
Habermas, Jürgen (1992): Faktizität und Geltung. Beiträge zur Diskurstheorie des Rechts und des demokratischen Rechtsstaats. 2. Aufl., Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Hahn, Alois (2010): Körper und Gedächtnis. Wiesbaden: VS Springer.
Halbwachs, Maurice (1985): Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen. Frankfurt am Main: Suhrkamp [frz. orig. 1925: Les cadres sociaux de la mémoire].
Halbwachs, Maurice (1991): Das kollektive Gedächtnis. Frankfurt am Main: S. Fischer [frz. orig. 1939: La mémoire collective].
Haller, Jörg (2000): „Die heilige Ostmark". Ostbayern als völkische Kultregion „Bayerische Ostmark". In: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde. München: o. V., S. 63–73.
Hammermann, Gabriele (2002): Zwangsarbeit für den „Verbündeten": Die Arbeits- und Lebensbedingungen der italienischen Militärinternierten in Deutschland 1943–1945. Berlin: De Gruyter (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 99).
Herbert, Ulrich (1983): Apartheid nebenan. Erinnerungen an die Fremdarbeiter im Ruhrgebiet. In: Niethammer, Lutz (Hrsg.): „Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll." Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet Bd. 1, Berlin und Bonn: Dietz, S. 233–266.
Herbert, Ulrich (1989): Nicht entschädigungsfähig? Die Wiedergutmachungsansprüche der Ausländer. In: Herbst, Ludolf; Goschler, Constantin (Hrsg.): Wiedergutmachung in der Bundesrepublik Deutschland. Wien und München: Oldenbourg, S. 273–302.
Herbert, Ulrich (1995): Arbeit, Volkstum, Weltanschauung. Über Fremde und Deutsche im 20. Jahrhundert. Frankfurt am Main: S. Fischer.
Herbert, Ulrich (1999): Fremdarbeiter. Politik und Praxis des „Ausländer-Einsatzes" in der Kriegswirtschaft des 3. Reiches. 2. Aufl., Berlin und Bonn: Dietz [1. Aufl. 1985].
Hirsch, Marianne (2012): Family Frames. Photography, Narrative and Postmemory. 2. Aufl., Cambridge/Massachusetts/London: Harvard University Press [1. Aufl. 1997].
Hirst, William/Echterhoff, Gerald (2008): Creating Shared Memories in Conversation. Toward a Psychology of Collective Memory. In: Social Research 75, Nr. 1, S. 183–216.
Historischer Verein für Niederbayern e. V. (2013): Vorträge 2012/2013, www.hv-niederbayern.de/index.php/vortraege-neu/vortragsarchiv-neu/2012-2013 (Abfrage: 17.8.2020).

Hitzler, Ronald (2012): Interviewerin: Boufeljah, Nadja von: Ist ein Mensch ein Subjekt? Ist ein Subjekt ein Mensch? 13.12.2012, https://soziologieblog.hypotheses.org/4132 (Abfrage: 15.4.2020).
Hitzler, Ronald (2014): Ist der Mensch ein Subjekt? Ist das Subjekt ein Mensch? Über Diskrepanzen zwischen Doxa und Episteme. In: Poferl, Angelika/Schröer, Norbert (Hrsg.): Wer oder was handelt? Zum Subjektverständnis in der hermeneutischen Wissenssoziologie. Wiesbaden: VS Springer (Wissen, Kommunikation und Gesellschaft. Schriften zur Wissenssoziologie), S. 121–142.
Hitzler, Ronald/Eisewicht, Paul (2020): Lebensweltanalytische Ethnographie – im Anschluss an Anne Honer. 2. Aufl., Weinheim und Basel: Beltz Juventa (Standards standardisierter und nicht standardisierter Sozialforschung) [1. Aufl. 2016].
Hoffmann, Katharina (2000): Zwangsarbeit in der Landwirtschaft. In: Winkler, Ulrike (Hrsg.): Stiften gehen: NS-Zwangsarbeit und Entschädigungsdebatte. Köln: PapyRossa, S. 130–147.
Holz, Klaus/Weyand, Jan (2018): Arbeit und Nation. Die Ethik nationaler Arbeit und ihre Feinde am Beispiel Hitlers. In: Axster, Felix/Lelle Nikolas (Hrsg.): „Deutsche Arbeit". Kritische Perspektiven auf ein ideologisches Selbstbild. Göttingen: Wallstein (Studien zu Ressentiments in Geschichte und Gegenwart 2), S. 88–115 [Erstveröffentlichung 2014].
Homze, Edward L. (1967): Foreign Labor in Nazi Germany. Princeton: University Press.
hooks, bell (1992): Eating the Other. Desire and Resistance. In: Dies. (Hrsg.): Black Looks. Race and Representation. Boston: South End Press, S. 21–39.
Hörath, Julia (2014): „Arbeitsscheue Volksgenossen". Leistungsbereitschaft als Kriterium der Inklusion und Exklusion. In: Buggeln, Marc/Wildt, Michael (Hrsg.): Arbeit im Nationalsozialismus. Berlin: De Gruyter, S. 309–328, https://doi.org/10.1515/9783486858846.309.
Hornung, Ela/Langthaler, Ernst/Schweitzer, Sabine (2004): Zwangsarbeit in der Landwirtschaft in Niederösterreich und dem nördlichen Burgenland. München und Wien: Oldenbourg (Veröffentlichungen der Österreichischen Historikerkommission: Vermögensentzug während der NS-Zeit sowie Rückstellungen und Entschädigungen seit 1945 in Österreich, Bd. 26/3).
Immler, Nicole L. (2016): Gefühltes (Un-)Recht im Familiengedächtnis. Zum Aspekt der „Generation" in der Entschädigungspolitik. In: Keil, Martha/Mettauer, Philipp (Hrsg.): Drei Generationen. Shoah und Nationalsozialismus im Familiengedächtnis. Innsbruck/Wien/Bozen: Studienverlag, S. 101–138.
Ilien, Albert/Jeggle, Utz (1976): Zum Recht der kleinen Leute auf wissenschaftliches Verstandenwerden am Beispiel Hausens, einer Gemeinde im Urbanisierungsprozess. In: Köstlin, Konrad/Sievers, Kai Detlev (Hrsg.): Das Recht der kleinen Leute. Beiträge zur rechtlichen Volkskunde. Festschrift für Karl-Sigismund Kramer zum 60. Geburtstag, Berlin: Erich Schmitt, S. 89–97.
Ilien, Albert/Jeggle, Utz (1978): Leben auf dem Dorf. Zur Sozialgeschichte des Dorfes und zur Sozialpsychologie seiner Bewohner. Opladen: Westdeutscher Verlag.
Irwin-Zarecka, Iwona (2017): Frames of Remembrance The Dynamics of Collective Memory. New York und London: Routledge [1. Aufl. 1994], https://doi.org/10.4324/9780203791592.
Jacobmeyer, Wolfgang (1985): Vom Zwangsarbeiter zum Heimatlosen Ausländer. Die Displaced Persons 1945–1951. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 65), https://digi20.digitale-sammlungen.de/de/fs3/object/display/bsb00052483_00001.html (Abfrage: 13.8.2020), https://doi.org/10.13109/9783666357244.
Jahn, Peter (1991): „Russenfurcht" und Antibolschewismus. Zur Entstehung und Wirkung von Feindbildern. In: Ders. (Hrsg.): Erobern und vernichten. Der Krieg gegen die Sowjetunion 1941–1945. Im Rahmen der Ausstellung „Der Krieg gegen die Sowjetunion 1941–1945". Eine Dokumentation, veranstaltet von Berliner Festspiele GmbH. Berlin: Argon, S. 47–64.
Jaworski, Rudolf (1978): Grenzlage, Rückständigkeit und Nationale Agitation. Die „Bayerische Ostmark" in der Weimarer Republik. In: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 41, S. 241–270.
Jeggle, Utz (1969): Judendörfer in Württemberg, Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen).
Jeggle, Utz (1977): Kiebingen – eine Heimatgeschichte. Zum Prozeß der Zivilisation in einem schwäbischen Dorf. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen).
Katholische Pfarrgemeinde St. Laurentius Ruhmannsfelden (2012): Hl. Messe zum Todestag von Jozef Trzeciak, www.pfarrei-ruhmannsfelden.de/trzeciak.htm (Abfrage: 17.8.2020).
Kee, Robert (1961): Refugee World. London: Oxford University Press.

Keil, Martha; Mettauer, Philipp (Hrsg.) (2016): Drei Generationen. Shoah und Nationalsozialismus im Familiengedächtnis. Innsbruck/Wien/Bozen: Studienverlag.
Keller, Rolf (2011): Sowjetische Kriegsgefangene im Deutschen Reich 1941/42. Behandlung und Arbeitseinsatz zwischen Vernichtungspolitik und kriegswirtschaftlichen Zwängen. Göttingen: Wallstein.
Kenkmann, Alfons (2000): „Wenn die Messer blitzen und die Polen flitzen …" Jugendcliquen und Displaced Persons im besetzten Nachkriegsdeutschland. In: Wagner, Patrick: Displaced Persons in Hamburg. Stationen einer halbherzigen Integration 1945 bis 1958, herausgegeben von Galerie Morgenland. München und Hamburg: Dölling und Galitz, S. 43–56.
Keppler, Angela (1994): Tischgespräche. Über Formen kommunikativer Vergemeinschaftung am Beispiel der Konversation in Familien. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Kidron, Carolin (2011): Verkörperte Präsenz statt Psychopathologie – Eine Dekonstruktion der transgenerationellen Weitergabe des Überlebenden-Syndroms. In: Brunner, José/Zajde, Nathalie (Hrsg.): Holocaust und Trauma. Kritische Perspektiven zur Entstehung und Wirkung eines Paradigmas. Göttingen: Wallstein (Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte 39), S. 161–184.
Kilomba, Grada (2018): Plantation Memories. Episodes of Everyday Racism. 5. Aufl., Münster: Unrast [1. Aufl. 2008].
King, Vera (2019): Zukunftsvergessen und gegenwartsfixiert? Warum wir auch in der digital beschleunigten Moderne Zeit brauchen für die Anverwandlung von Erfahrung. In: Alley, Jasmin/Wettengl, Kurt für das Historische Museum Frankfurt (Hrsg.): Vergessen – Warum wir nicht alles erinnern. Begleitbuch zur Ausstellung im Historischen Museum Frankfurt, 7. März 2019–14. Juli 2019. Petersberg: Michael Imhof, S. 72–78.
King, Vera (2022): Sozioanalyse. Zur Psychoanalyse des Sozialen mit Pierre Bourdieu. Gießen: Psychosozial.
Klingenberg, Darja (2022): Materialismus und Melancholie. Vom Wohnen russischsprachiger migrantischer Mittelschichten. E-Book. New York und Frankfurt am Main: Campus [print 2019].
Kniffki, Johannes/Zifonun, Dariuš (2014): Subalterne Subjektivität? Zur kollektiven Handlungs- und Diskursfähigkeit von Dominierten. In: Poferl, Angelika/Schröer, Norbert (Hrsg.): Wer oder was handelt? Zum Subjektverständnis der hermeneutischen Wissenssoziologie. Wiesbaden: VS Springer (Wissen, Kommunikation und Gesellschaft. Schriften zur Wissenssoziologie), S. 199–222, https://doi.org/10.1007/978-3-658-02521-2_11.
Knittel, Susanne C. (2018): Unheimliche Geschichte. Grafeneck, Triest und die Politik der Holocaust-Erinnerung. Bielefeld: transcript (Erinnerungskulturen/Memory Cultures 7).
Knoblauch, Hubert (2001): Fokussierte Ethnographie: Soziologie, Ethnologie und die neue Welle der Ethnographie. In: Sozialer Sinn 2, Heft 1, S. 123–141. www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/693/ssoar-sozsinn-2001-1-knoblauch-fokussierte_ethnographie.pdf?sequence=1&isAllowed=y&lnkname=ssoar-sozsinn-2001-1-knoblauch-fokussierte_ethnographie.pdf, (Abfrage: 30.10.2020), PID: www.nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-6930, https://doi.org/10.1515/sosi-2001-0105.
Knoblauch, Hubert (2002): Fokussierte Ethnographie als Teil einer soziologischen Ethnographie. Zur Klärung einiger Missverständnisse. In: Sozialer Sinn 3, Heft 1, S. 129–135, https://doi.org/10.1515/sosi-2002-0107.
Knoblauch, Hubert (2004): Subjekt, Intersubjektivität und persönliche Identität. Zum Subjektverständnis der sozialkonstruktivistischen Wissenssoziologie. In: Grundmann, Matthias/Beer, Raphael (Hrsg.): Subjekttheorien interdisziplinär. Diskussionsbeiträge aus Sozialwissenschaften, Philosophie und Neurowissenschaften, Münster u. a.: LIT, S. 37–85, www.ssoar.info/ssoar/handle/document/673, (Abfrage: 22.8.2020), PID: https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-6731.
Köhler, Nils (2003): Zwangsarbeit in der Lüneburger Heide. Organisation und Alltag des „Ausländereinsatzes" 1939–1945. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte (Quellen und Darstellungen zur Geschichte des Landkreises Celle).
KONTAKTE-KOHTAKTbI e. V./Stratievski, Dmitri (Hrsg.) (2008): Zu Gast in Wolgograd. Begegnungen mit ehemaligen sowjetischen Kriegsgefangenen. Mit freundlicher Unterstützung der Berliner Landeszentrale für Politische Bildungsarbeit und der Stiftung Menschenwürde und Arbeitswelt. Berlin: o. V.

Kosselleck, Reinhart (1979): „Erfahrungsraum“ und „Erwartungshorizont“ – zwei historische Kategorien. In: Ders. (Hrsg.): Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Theorie), S. 349–375 [Erstveröffentlichung 1975/1977].

Kourabas, Veronika (2021): Die Anderen ge-brauchen. Eine rassismustheoretische Analyse von „Gastarbeit“ im migrationsgesellschaftlichen Deutschland. Bielefeld: transcript.

Krais, Beate/Gebauer, Gunter (2002): Habitus. Bielefeld: transcript (Einsichten. Themen der Soziologie).

Krämer, Sybille (2007a): Was also ist eine Spur? Und worin besteht ihre epistemologische Rolle? Eine Bestandsaufnahme. In: Dies./Kogge, Werner/Grube, Gernot (Hrsg.): Spur. Spurenlesen als Orientierungstechnik und Wissenskunst. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 11–33.

Krämer, Sybille (2007b): Immanenz und Transzendenz der Spur: Über das epistemologische Doppelleben der Spur. In: Dies./Kogge, Werner/Grube, Gernot (Hrsg.): Spur. Spurenlesen als Orientierungstechnik und Wissenskunst. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 155–181.

Kreuzer, Johann (2004): „Ob ein Mensch Erfahrungen machen kann, ist in letzter Instanz davon abhängig, wie er vergißt.“ Überlegungen zu einer Notiz Adornos. In: Butzer, Günter/Günter, Manuela (Hrsg.): Kulturelles Vergessen: Medien – Rituale – Orte. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (Formen der Erinnerung 21), S. 167–183.

Kreuzer, Johann (2012): Über das Vergessen und Erinnern. In: Fröhlich, Margrit/Jureit, Ulrike/Schneider, Christian (Hrsg.): Das Unbehagen an der Erinnerung – Wandlungsprozesse im Gedenken an den Holocaust. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel, S. 67–82.

Kuhlmann-Smirnov, Anne (2005): „Stiller als Wasser, tiefer als Gras“. Zur Migrationsgeschichte der russischen Displaced Persons in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg. Bremen: o. V. (Forschungsstelle Osteuropa Bremen. Arbeitspapiere und Materialien 68), https://d-nb.info/97713637x/04 (Abfrage: 12.12.2020).

Kundrus, Birthe (1997): „Die Unmoral deutscher Soldatenfrauen“. Diskurs, Alltagsverhalten und Ahndungspraxis 1939–1945. In: Heinsohn, Kirsten/Vogel, Barbara/Weckel, Ulrike (Hrsg.): Zwischen Karriere und Verfolgung. Handlungsräume von Frauen im nationalsozialistischen Deutschland. Frankfurt am Main und New York: Campus, S. 96–110.

Kupke, Christian (2007): Subjekt und Individuum. Zur Bedeutsamkeit ihres philosophischen Unterschieds in der psychiatrischen Praxis. In: e-Journal Philosophie der Psychologie 8, www.phps.at/index8.htm (Abfrage: 12.3.2023).

Kupke, Christian (2011): Die Zeitlichkeit biographischer Erfahrung. Für ein erweitertes Verständnis des Biographiekonzepts. In: Journal für Philosophie und Psychiatrie, www.jfpp.org/83.html (Abfrage: 20.4.2020).

Lalande, Julia (2006): “Building a Home Abroad” – A Comparative Study of Ukrainian Migration, Immigration Policy and Diaspora Formation in Canada and Germany after the Second World War. Dissertation zur Erlangung der Würde des Doktors der Philosophie des Fachbereichs Philosophie und Geschichtswissenschaft der Universität Hamburg, https://ediss.sub.uni-hamburg.de/handle/ediss/1696 (Abfrage: 13.4.2023).

Landkreis Regen (2023): Arbeitslose im Landkreis Regen, www.landkreis-regen.de/arbeitslose-im-landkreis-regen/ (Abfrage: 12.3.2023).

Lange, Linda (2018): Leben an mehreren Orten: Multilokalität und bürgerschaftliches Engagement in ländlich geprägten Räumen Niedersachsens. Münster: LIT (Ländliche Räume. Beiträge zur lokalen und regionalen Entwicklung 4).

Langenohl, Andreas (2002): „Kulturelles Gedächtnis?“ Soziologische Bedenken. In: Erwägen Wissen Ethik 13, Heft 2, S. 255–258.

Langenohl, Andreas (2010): Die Reflexivität Pierre Bourdieus: Soziologische Objektivität wider die Kulturwissenschaften. In: Schäfer, Hilmar/Prinz, Sophia/Šuber, Daniel (Hrsg.): Pierre Bourdieu und die Kulturwissenschaften. Zur Aktualität eines undisziplinierten Denkens. Konstanz: UVK (Theorie und Methode 59), S. 319–337.

Langthaler, Ernst/Schweitzer, Sabine (2007): Das Geschlecht der landwirtschaftlichen Zwangsarbeit – am Beispiel des Reichsgaues Niederdonau 1939–1945. In: Gehmacher, Johanna/Hauch, Gabriella (Hrsg.): Frauen- und Geschlechtergeschichte des Nationalsozialismus. Fragestellungen, Perspektiven, neue Forschungen. Innsbruck/Wien/Bozen: Studienverlag (Querschnitte – Einführungstexte zur Sozial-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte), S. 87–113.

Langthaler, Ernst/Sieder, Reinhard (2000): Die Dorfgrenzen sind nicht die Grenzen des Dorfes. Positionen, Probleme und Perspektiven in der Forschung. In: Dies. (Hrsg.): Über die Dörfer. Ländliche Lebenswelten in der Moderne. Wien und Berlin: Turia & Kant (Kultur als Praxis 4), S. 7–30.
Laschewski, Lutz/Steinführer, Annett/Mölders, Tanja/Siebert, Rosemarie (2019): Das Dorf als Gegenstand sozialwissenschaftlicher Forschung und Theoriebildung. Zur Einführung. In: Dies. (Hrsg.): Das Dorf. Soziale Prozesse und räumliche Arrangements. Münster: LIT (Ländliche Räume. Beiträge zur lokalen und regionalen Entwicklung 5), S. 3–56.
Laschewski, Lutz/Mölders, Tanja/Steinführer, Annett (2019): Das Dorf und die Landsoziologie. Thesen für die weiterführende Forschung. In: Laschewski, Lutz/Steinführer, Annett/Mölders, Tanja/Siebert, Rosemarie (Hrsg.): Das Dorf. Soziale Prozesse und räumliche Arrangements. Münster: LIT (Ländliche Räume. Beiträge zur lokalen und regionalen Entwicklung 5), S. 203–208.
Laub, Dori (2000): Zeugnis ablegen oder Die Schwierigkeiten des Zuhörens. In: Baer, Ulrich (Hrsg.): Niemand zeugt für den Zeugen. Erinnerungskultur nach der Shoah. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 68–83.
Laumer, Angelika (2015a): „Natürlich träumte ich vom guten Leben, aber was hat sich ergeben?" Zwangsarbeiterinnen in der Landwirtschaft. In: informationen. Wissenschaftliche Zeitschrift des Studienkreises Deutscher Widerstand. Zwischen Ideologie und Wirklichkeit. Frauen im Nationalsozialismus 82, S. 11–15.
Laumer, Angelika (2015b): Nachkommen von NS-Zwangsarbeiter_innen im ländlichen Bayern. Wie Zugehörigkeit und Differenz am Beispiel von Namen verhandelt werden. In: Hawel, Marcus/Breda, Stefano/Fischer-Schröter, Paul/Gerster, Karin A./Heying, Mareen/Lehmann, Rosa/Lösing, Felix/Steinbach, Stefanie/Taha, Amir (Hrsg.): Work In Progress. Work On Progress. Beiträge kritischer Wissenschaft. Doktorand_innen-Jahrbuch 2014 der Rosa-Luxemburg-Stiftung, Hamburg: VSA, S. 119–134, www.rosalux.de/fileadmin/rls_uploads/pdfs/sonst_publikationen/VSA_RLS_Studienwerk_2014.pdf (Abfrage: 31.10.2020).
Laumer, Angelika (2015c): „Er hat alles gekonnt, wenn's sein hat müssen, er war ein fleißiger Mann". In: Garstenauer, Rita/Unterwurzacher, Anne (Hrsg.): Aufbrechen, Arbeiten, Ankommen. Mobilität und Migration im ländlichen Raum seit 1945, Innsbruck/Wien/Bozen (Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 2014), S. 19–36.
Laumer, Angelika (2017): Getting Rural. Ein Plädoyer für kritische Forschung zu nationalsozialistischen Verbrechen im ländlichen Raum. In: Bonnesoeur, Frédéric/Dinkelaker, Philipp/Kleinmann, Sarah/Kolata, Jens/Reuss, Anja (Hrsg.): Besatzung – Vernichtung – Zwangsarbeit: Beiträge des 20. Workshops zur Geschichte und Gedächtnisgeschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager, Berlin: Metropol, S. 221–243.
Laumer, Angelika (2021): „Das sind Fragen, die ganz daneben gehen!" Zu Interaktionen zwischen Zeitzeug*innen und ihrer Nachwelt am Beispiel von www.weitererzaehlen.at. In: Dreier, Werner/Pingel, Falk (Hrsg.): Nationalsozialismus und Holocaust – Materialien, Zeitzeugen und Orte in der schulischen Bildung. 20 Jahre_erinnern.at_, Innsbruck/Wien/Bozen: Studienverlag, S. 141–153.
Laumer, Angelika (2022): „Kann ich das nachvollziehen?" In: Böckmann, Clemens/Spohr, Johannes (Hrsg.): Phantastische Gesellschaft. Gespräche über falsche und imaginierte Familiengeschichte zur NS-Verfolgung. Berlin: Neofelis, S. 171–185.
Laumer, Angelika (2024): Knowledge lost and re-emerging knowledge: The role of rurality and (non-)rurality in family narratives of World War II forced labourers' descendants. In: Steinberg, Swen/Strobl, Philipp (Hrsg.): Lost Knowledge Special Issue. Journal of Migration History. Im Erscheinen.
Laumer, Angelika/Lerner, Itamar (2011): „Szukając Emila – Looking for Emil", Dokumentarfilm, DVD, 72 Minuten, gefördert von Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft".
Lehmann, Albrecht (2007): Reden über Erfahrung. Kulturwissenschaftliche Bewusstseinsanalyse des Erzählens. Berlin: Dietrich Reimer.
Lindner, Rolf (1981): Die Angst des Forschers vor dem Feld. Überlegungen zur teilnehmenden Beobachtung als Interaktionsprozess. In: Zeitschrift für Volkskunde 77, S. 51–66.
Loew, Peter Oliver (2014): Wir Unsichtbaren. Geschichte der Polen in Deutschland. München: C. H. Beck.
Löw, Martina (2001): Raumsoziologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Löw, Martina (2018): Gemeindestudien heute. Sozialforschung in der Tradition der Chicagoer Schule? In: Dies. (Hrsg.): Vom Raum aus die Stadt denken. Grundlagen einer raumtheoretischen Stadtsoziologie. 2. Aufl., Bielefeld: transcript (Materialitäten 24), S. 99–122 [Erstveröffentlichung 2001].

Luckmann, Benita (1970): Politik in einer deutschen Kleinstadt. Stuttgart: Ferdinand Enke (Soziologische Gegenwartsfragen 35).
Luckmann, Thomas (1987): Kanon und Konversion. In: Assmann, Aleida/Assmann, Jan (Hrsg.): Kanon und Zensur. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation II. Paderborn: Wilhelm Fink (Archäologie der literarischen Kommunikation 2), S. 38–46.
Luckmann, Thomas (2002): Der kommunikative Aufbau der sozialen Welt und die Sozialwissenschaften. In: Ders.: Wissen und Gesellschaft. Ausgewählte Aufsätze 1981–2002, herausgegeben, teilweise übersetzt und eingeleitet von Knoblauch, Hubert/Raab, Jürgen/Schnettler, Bernt, Konstanz: UVK (Erfahrung – Wissen – Imagination. Schriften zur Wissenssoziologie 1), S. 157–181 [Erstveröffentlichung 1996].
Luckmann, Thomas (2007): Grundformen der gesellschaftlichen Vermittlung des Wissens: Kommunikative Gattungen. In: Ders.: Lebenswelt, Identität und Gesellschaft. Schriften zur Wissens- und Protosoziologie. Herausgegeben von Dreher, Jochen. Konstanz: UVK, (Erfahrung – Wissen – Imagination. Schriften zur Wissenssoziologie 13), S. 272–293 [Erstveröffentlichung 1986].
Mahlerwein, Gunter/Zimmermann, Clemens (Hrsg.) (2022): Das Dorf in Fernsehserien. In: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 70, Heft 2.
Malinowska, Monika (2011): Soziale Gedächtnisse in einer interkulturellen Ehe. In: Dies./Sebald, Gerd/Lehmann, René/Öchsner, Florian/Brunnert, Christian/Frohnhöfer, Johanna (Hrsg.): Soziale Gedächtnisse. Selektivitäten in Erinnerungen an die Zeit des Nationalsozialismus. Bielefeld: transcript, S. 161–182, https://doi.org/10.14361/transcript.9783839418796.161.
Mannheim, Karl (1928): Das Problem der Generationen. In: Kölner Vierteljahrshefte für Soziologie 7, S. 157–185; S. 309–330, www.1000dokumente.de/index.html?c=dokument_de&dokument=0100_gen&object=abstract&st=&l=de (Abfrage: 12.9.2020).
Marszałek, Magdalena (2019): Das Dorf als Erinnerungsraum. In: Nell, Werner/Weiland, Marc (Hrsg.): Dorf. Ein interdisziplinäres Handbuch. Berlin: Metzler/Springer Nature, S. 348–356.
May, Herbert (2008a): Zwangsarbeit im ländlichen Franken 1939–1945. Bad Windsheim: o. V. (Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums in Bad Windsheim 54).
May, Herbert (2008b): Entwurzelt und heimatlos. Ehemalige Zwangsarbeiter im ländlichen Franken nach 1945. In: Ders. (Hrsg.): Zwangsarbeit im ländlichen Franken 1939–1945. Bad Windsheim: o. V. (Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums in Bad Windsheim 54), S. 236–261.
May, Herbert/Patzelt, Kristina (2008): Arbeitsalltag und Lebensbedingungen der Zwangsarbeiter im ländlichen Franken. In: May, Herbert (Hrsg.): Zwangsarbeit im ländlichen Franken 1939–1945. Bad Windsheim: o. V. (Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums in Bad Windsheim 54), S. 100–145.
McLoughlin, Barry (2013): Eine zweite Chance, eine zweite Heimat? Die Übersiedlung ehemaliger Zwangsarbeiter von Österreich nach Großbritannien 1945–1950. In: Bacher, Dieter/Karner, Stefan (Hrsg.): Zwangsarbeiter in Österreich 1939–1945 und ihr Nachkriegsschicksal. Ergebnisse der Auswertung des Aktenbestandes des „Österreichischen Versöhnungsfonds". Ein Zwischenbericht. Innsbruck/Wien/Bozen: Studienverlag (Veröffentlichungen des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Kriegsfolgen-Forschung Graz/Wien/Klagenfurt 21), S. 271–326.
Menke, Manuel (2019): Mediennostalgie in digitalen Öffentlichkeiten. Zum kollektiven Umgang mit Medien- und Gesellschaftswandel. Köln: Herbert von Halem.
Meuser, Michael/Sackmann, Reinhold (1992): Zur Einführung: Deutungsmusteransatz und empirische Wissenssoziologie. In: Dies. (Hrsg.): Analyse sozialer Deutungsmuster. Beiträge zur empirischen Wissenssoziologie. Pfaffenweiler: Centaurus (bremer soziologische texte. Schriftenreihe des Instituts für empirische und angewandte Soziologie 5), S. 9–38.
Mey, Günter/Ruppel, Paul Sebastian (2016): Narrativität in der Grounded-Theory-Methodologie. In: Equit, Claudia/Hohage, Christoph (Hrsg.): Handbuch Grounded Theory. Von der Methodologie zur Forschungspraxis, Weinheim und Basel: Beltz Juventa, S. 273–289.
Mistol, Jürgen (2015): Gedenkstein für den Zwangsarbeiter Zygmunt Marzec, www.mistol.de/gedenkstein08112015/, 8.11.2015 (Abfrage: 17.8.2020).
Mittelbayerische (2015) (ohne Verfasser_in): Gedenken: Als Liebe ein Verbrechen war. 5.11.2015, www.mittelbayerische.de/region/schwandorf-nachrichten/gedenken-als-liebe-ein-verbrechen-war-21416-art1302987.html (Abfrage: 18.8.2020).

Mocellin, Andrea/Muggenthaler, Thomas (2014): Verbrechen Liebe. Von polnischen Zwangsarbeitern und deutschen Frauen. Dokumentation Bayerischer Rundfunk, 45 Minuten, erstmals gesendet 21.1.2015.
Moser, Peter (2022a): Eine „Sache des ganzen Volkes"? Überlegungen zum Prozess der Vergesellschaftung der bäuerlichen Landwirtschaft in der Industriegesellschaft. In: Archiv für Agrargeschichte (Hrsg.): Eigensinnig vernetzt. Spuren sichern und Quellen erschliessen in der neueren Agrargeschichte. Zürich: Chronos, S. 105–118.
Moser, Peter (2022b): Partizipation ohne Integration? Das gesellschaftspolitische Engagement der Bäuerinnen Elizabeth Bobbett und Augusta Gillabert-Randin in der Schweiz und der Republik Irland. In: Archiv für Agrargeschichte (Hrsg.): Eigensinnig vernetzt. Spuren sichern und Quellen erschliessen in der neueren Agrargeschichte. Zürich: Chronos, S. 265–290.
Moser, Peter/Varley, Tony (2022): Integration through Subordination. The state and agricultural modernisation in the nineteenth and twentieth centuries in Europe. In: Archiv für Agrargeschichte (Hrsg.): Eigensinnig vernetzt. Spuren sichern und Quellen erschliessen in der neueren Agrargeschichte. Zürich: Chronos, S. 123–136.
Motyka, Grzegorz (2023): From the Volhynian Massacre to Operation Vistula. The Polish-Ukranian Conflict 1943–1947. Paderborn: Brill/Schöningh (FOKUS. Neue Studien zur Geschichte Polens und Osteuropas 6).
Muggenthaler, Thomas (2007): „Wir hatten keine Jugend". Zwangsarbeiter erinnern sich an ihre Zeit in Bayern. 3. Aufl., Viechtach: Lichtung. [1. Aufl. 2003].
Muggenthaler, Thomas (2010): Verbrechen Liebe. Von polnischen Männern und deutschen Frauen – Hinrichtungen und Verfolgung in Niederbayern und der Oberpfalz während der NS-Zeit. Viechtach: Lichtung.
Mutschler, Susanne (1985): Ländliche Kindheit in Lebenserinnerungen. Familien- und Kinderleben in einem württembergischen Arbeiterbauerndorf an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert. Tübingen: o. V. (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen im Auftrag der Tübinger Vereinigung für Volkskunde).
Naron, Stephen (2018): Archives, Ethics and Influence. How the Fortunoff Video Archive's Methodology Shapes its Collection's Content. In: Dreier, Werner/Laumer, Angelika/Wein, Moritz (Hrsg.): Interactions. Explorations of Good Practice in Educational Work with Video Testimonies of Victims of National Socialism. Berlin: Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft", o. V. (Education with Testimonies 4), S. 41–51, www.stiftung-evz.de/assets/4_Service/Infothek/Publikationen/Bildungsarbeit_mit_Zeugnissen_Band_4.pdf (Abfrage: 12.3.2023).
Nell, Werner/Weiland, Marc (2021): Gutes Leben auf dem Land? Imaginationen und Projektionen vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Bielefeld: transcript (Rurale Topografien 12).
Niethammer, Lutz (1972): Entnazifizierung in Bayern. Säuberung und Rehabilitierung unter amerikanischer Besatzung. Frankfurt am Main: S. Fischer.
Niethammer, Lutz (Hrsg.) (1983a): „Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll." Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet Bd. 1, Berlin und Bonn: Dietz.
Niethammer, Lutz (Hrsg.) (1983b): „Hinterher merkt man, daß es richtig war, daß es schiefgegangen ist." Nachkriegserfahrungen im Ruhrgebiet Bd. 2, Berlin und Bonn: Dietz.
Niethammer, Lutz (2000): Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur. Reinbek: Rowohlt. Unter Mitarbeit von Doßmann, Axel.
Niethammer, Lutz/Plato, Alexander von (Hrsg.) (1985): „Wir kriegen jetzt andere Zeiten." Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern Bd. 3, Berlin und Bonn: Dietz.
Nikitina, Olga/Rozhdestvenskaya, Elena/Semenova, Victoria (2008): Frauenbiografien und Frauenerinnerungen an den Krieg. In: Plato, Alexander von/Leh, Almuth/Thonfeld, Christoph (Hrsg.): Hitlers Sklaven. Lebensgeschichtliche Analysen zur Zwangsarbeit im internationalen Vergleich. Köln/Weimar/Wien: Böhlau. Unter Mitarbeit von Danchenko, Elena/Riegel, Joachim/Schlesinger, Henriette, S. 273–284.
Nora, Pierre (1996): General Introduction. Between Memory and History. In: Ders. (Hrsg.): Realms of Memory. The Construction of the French Past Vol. 1, Conflicts and Divisions. New York: Columbia University Press (European Perspectives. A Series in Social Thought & Cultural Criticism), S. 1–20.
NS-Dokumentationszentrum München (2017): Pressemeldung. Erinnerung bewahren. Sklaven- und Zwangsarbeiter des Dritten Reiches aus Polen 1939–1945. Sonderausstellung 14.9.–29.10.2017, www.nsdoku.de/ausstellungen/archiv/erinnerung-bewahren (Abfrage: 12.3.2023).

Oehme, Ulrike (2015): Diversity im ländlichen Raum. Eine ethnographische Untersuchung zur Konstruktion von Unterschieden in der Regionalentwicklung. Dissertation zur Erlangung des akademischen Grades Doktor der Philosophie, Universität Hildesheim, https://hildok.bsz-bw.de/frontdoor/index/index/docId/492 (Abfrage: 13.9.2020).

Oldörp, Christine (2018): Verschriftlichungen? Zur Technizität und Medialität des Sprechens im qualitativen Interview. Zürich: Chronos (Kulturwissenschaftliche Technikforschung 9).

Olick, Jeffrey K. (2010): From Collective Memory to the Sociology of Mnemonic Practices and Products. In: Erll, Astrid/Nünning, Ansgar (Hrsg.): Cultural Memory Studies: An International and Interdisciplinary Handbook. Berlin and New York: De Gruyter, S. 151–162, https://doi.org/10.1515/9783110207262.3.151.

Otto, Reinhard/Keller, Rolf (2019): Sowjetische Kriegsgefangene im System der Konzentrationslager. Wien und Hamburg: new academic press (Mauthausen-Studien. Schriftenreihe der KZ-Gedenkstätte Mauthausen 14).

Pagenstecher, Cord (2016): Der lange Weg zur Entschädigung, 2.6.2016, www.bpb.de/themen/nationalsozialismus-zweiter-weltkrieg/ns-zwangsarbeit/227273/der-lange-weg-zur-entschaedigung/ (Abfrage: 19.3.2023).

Peukert, Detlev (1982): Volksgenossen und Gemeinschaftsfremde. Anpassung, Ausmerze und Aufbegehren unter dem Nationalsozialismus. Köln: Bund-Verlag.

Panagiotidis, Jannis (2021): Postsowjetische Migration in Deutschland. Eine Einführung. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.

Park, Robert E. (1950a): Human Migration and the Marginal Man. In: Ders. (Hrsg.): Race and Culture. The Collected Papers of Robert Ezra Park Volume 1, Glencoe: The Free Press, S. 345–356 [Erstveröffentlichung 1928].

Park, Robert E. (1950b): Cultural Conflict and the Marginal Man. In: Ders. (Hrsg.): Race and Culture. The Collected Papers of Robert Ezra Park Volume 1. Glencoe: The Free Press, S. 372–376 [Erstveröffentlichung 1937].

Passerini, Luisa (1987): Fascism in Popular Memory. The cultural experience of the Turin Working Class. Cambridge: Cambridge University Press (Studies in Modern Capitalism), https://doi.org/10.1017/CBO9780511753213.

Pax Christi Regensburg/Arbeitsgemeinschaft für ehemalige ZwangsarbeiterInnen im Evangelischen Bildungswerk Regensburg e. V./Schiessl, Günter/Wittl, Herbert (Hrsg.) (2003): Begegnungen mit ehemaligen ZwangsarbeiterInnen. Regensburg: edition buntehunde.

Pegel, Michael (1997): Fremdarbeiter, Displaced Persons. Heimatlose Ausländer. Konstanten eines Randgruppenschicksals in Deutschland nach 1945. Münster u. a.: LIT (Zeitgeschichte – Zeitverständnis 1).

Penter, Tanja (2010): Kohle für Stalin und Hitler. Arbeiten und Leben im Donbass 1929–1953. Essen: Klartext.

Perel, Ester (2015): Stories of Regeneration from the Second Generation – Ester Perel, anlässlich des 70. Jahrestages der Befreiung des Vernichtungslagers Auschwitz. www.youtube.com/watch?v=8PhQGsC41S4 (Abfrage: 14.9.2020).

Perks, Robert; Thompson, Alistair (2016): Critical Developments. Introduction. In: Dies. (Hrsg.): The Oral History Reader. 3. Aufl., London und New York: Routledge, S. 1–21 [1. Aufl. 1998].

Petrov, Nikita/Ruggenthaler, Peter/Stelzl-Marx, Barbara (2004): Repatriierung oder Verbleib in Österreich? Entscheidung nach Kriegsende. In: Karner, Stefan/Ruggenthaler, Peter (Hrsg.): Zwangsarbeit in der Land- und Forstwirtschaft auf dem Gebiet Österreichs 1939 bis 1945. München und Wien: Oldenbourg (Zwangsarbeit auf dem Gebiet der Republik Österreich Teil 2. Veröffentlichungen der Österreichischen Historikerkommission/Historikerkommission der Republik Österreich), S. 455–478.

Plaßwilm, Regina (2011): Die Grenzen des Erzählbaren: Erinnerungsdiskurse von NS-Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern in Ost- und Westeuropa. Essen: Klartext.

Plato, Alexander von/Leh, Almuth/Thonfeld, Christoph (Hrsg.) (2008): Hitlers Sklaven. Lebensgeschichtliche Analysen zur Zwangsarbeit im internationalen Vergleich. Köln/Weimar/Wien: Böhlau. Unter Mitarbeit von Danchenko, Elena/Riegel, Joachim/Schlesinger, Henriette.

Popitz, Heinrich/Bahrdt, Hans Paul/Jüres, Ernst A./Kesting, Hanno (1972): Das Gesellschaftsbild des Arbeiters. Soziologische Untersuchungen in der Hüttenindustrie. 4. Aufl., Tübingen: Mohr Siebeck (Sozialforschungsstelle an der Universität Münster Dortmund 17) [1. Aufl. 1957].

Projektgruppe Zwangsarbeit e. V. (2016): Am 27. Januar startete unsere Ausstellung „NS-Zwangsarbeit im ländlichen Raum“ im Deutschen Bundestag, Post vom 3.2.2016, www.facebook.com/ProjektgruppeZwangsarbeit/ (Abfrage: 11.4.2020).
Rass, Christoph (2012): Staatsverträge und „Gastarbeiter“ im Migrationsregime des „Dritten Reiches“. Motive, Intentionen und Kontinuitäten. In: Oltmer, Jochen (Hrsg.): Nationalsozialistisches Migrationsregime und „Volksgemeinschaft“. Paderborn u. a.: Ferdinand Schöningh (Nationalsozialistische „Volksgemeinschaft“. Studien zu Konstruktion, gesellschaftlicher Wirkungsmacht und Erinnerung 2), S. 159–184.
Rauchegger-Fischer, Claudia (2018): „Sind wir eigentlich schuldig geworden?“ Lebensgeschichtliche Erzählungen von Tiroler Frauen der Bund-Deutscher-Mädel-Generation. Innsbruck/Wien/Bozen: Studienverlag (Studien zu Geschichte und Politik 22).
Rebstock, Grete (2023): Stigma und Schweigen. NS-Zwangsarbeit aus sowjetischer Perpektive. Ein Beitrag zur Oral History. Leiden und Paderborn: Brill/Ferdinand Schöningh (FOKUS 8).
Reeken, Dietmar von/Thießen, Malte (2014): Regionale oder lokale Geschichtskulturen? Reichweite und Grenzen von Erinnerungsräumen. In: Fuge, Janina/Hering, Rainer/Schmid, Harald (Hrsg.): Gedächtnisräume. Geschichtsbilder und Erinnerungskulturen in Norddeutschland. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (Formen der Erinnerung 56), S. 71–93.
Reid, Debra A. (2022): Agriculture in Films and the Potential of Institutional Cooperation in Rural History. In: Archiv für Agrargeschichte (Hrsg.): Eigensinnig vernetzt. Spuren sichern und Quellen erschliessen in der neueren Agrargeschichte. Zürich: Chronos, S. 67–70.
Reiter, Margit (2006): Die Generation danach. Der Nationalsozialismus im Familiengedächtnis. Innsbruck/Wien/Bozen: Studienverlag.
Reiter, Raimond (1993): Tötungsstätten für ausländische Kinder im Zweiten Weltkrieg. Zum Spannungsverhältnis von kriegswirtschaftlichem Arbeitseinsatz und nationalsozialistischer Rassenpolitik in Niedersachsen. Hannover: Hahnsche Buchhandlung.
Reuter, Julia (2002): Ordnungen des Anderen. Zum Problem des Eigenen in der Soziologie des Fremden. Bielefeld: transcript (Sozialtheorie).
Ricœur, Paul (1998): Das Rätsel der Vergangenheit. Erinnern – Vergessen – Verzeihen. Göttingen: Wallstein (Essener Kulturwissenschaftliche Vorträge 2).
Ricœur, Paul (2004): Gedächtnis, Geschichte, Vergessen. Paderborn: Wilhelm Fink (Übergänge. Texte und Studien zu Handlung, Sprache und Lebenswelt 50).
Rieder, Stefan (2015): Vom Armenhaus zur Aufsteigerregion. Der wirtschaftliche und gesellschaftliche Strukturwandel in Niederbayern und dessen kulturelle Deutung. Regensburg: edition vulpes.
Rokahr, Sandra (2018): Missglückte Befreiung. Zur negativen Aufhebung entfremdeter Arbeit im Nationalsozialismus. In: Axster, Felix/Lelle, Nikolas (Hrsg.): „Deutsche Arbeit“. Kritische Perspektiven auf ein ideologisches Selbstbild. Göttingen: Wallstein (Studien zu Ressentiments in Geschichte und Gegenwart 2), S. 135–156.
Rommelspacher, Birgit (1995): Dominanzkultur. Texte zu Fremdheit und Macht. Berlin: Orlanda.
Rosenthal, Gabriele (1992): Kollektives Schweigen zu den Nazi-Verbrechen. Bedingungen zur Institutionalisierung einer Abwehrhaltung. In: Dies./Fischer-Rosenthal, Wolfram (Hrsg.): Opfer und Täter nach dem „Dritten Reich“. Biographische Verläufe über drei Generationen. Psychosozial 51, Heft 3, S. 22–33.
Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte: Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt am Main und New York: Campus.
Rosenthal, Gabriele (Hrsg.) (1997): Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern. 2. Aufl., Gießen: Psychosozial.
Ruff, Margarethe (2014): Minderjährige Gefangene des Faschismus. Lebensgeschichten polnischer und ukrainischer Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter in Vorarlberg. Innsbruck/Wien/Bozen: Studienverlag. Unter Mitarbeit von Bundschuh, Werner.
Rühmling, Melanie (2023): Bleiben in ländlichen Räumen. Wohnbiographien und Bleibenslebensweisen von Frauen aus Mecklenburg-Vorpommern. Bielefeld: transcript (Rurale Topografien).
Runow, Tanja (2019): Die Schriftstellerin Natascha Wodin im Gespräch. Zwischentöne, Deutschlandfunk, 4.8.2019, www.deutschlandfunk.de/musik-und-fragen-zur-person-die-schriftstellerin-natascha.1782.de.html?dram:article_id=452479 (Abfrage: 12.12.2020).
Saathoff, Günter/Gerlant, Uta/Mieth, Friederike/Wühler, Norbert for the Foundation Remembrance, Responsibility and Future (Hrsg.) (2017): The German Compensation Program for Forced Labor:

Practice and Experiences. Berlin: Stiftung Erinnerung Verantwortung und Zukunft, www.stiftung-evz.de/assets/4_Service/Infothek/Publikationen/EVZ_Monografien_Sammelb%C3%A4nde_The_German_Compensation_Program_for_Forced_Labor.pdf (Abfrage: 19.3.2023).
Salerno, Daniele (2020): A semiotic theory of memory: between movement and form. In: Semiotica 241, S. 87–199, https://doi.org/10.1515/sem-2019-0125 [print 2021].
Salzborn, Samuel (2014): Antisemitismus. Geschichte, Theorie, Empirie. Baden-Baden: Nomos (Interdisziplinäre Antisemitismusforschung/Interdisciplinary Studies on Antisemitism 1).
Salzborn, Samuel (2020): Rechtsextremismus. Erscheinungsformen und Erklärungsansätze. 4. Aufl., Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung [1. Aufl. 2014].
Sandberger, Adolf (1985): Altbayerische Studien zur Geschichte von Siedlung, Recht und Landwirtschaft. München: C. H. Beck. Unter Mitwirkung von Sandberger, Gertrud, herausgegeben von Fried, Pankraz/Riedenauer, Erwin (Schriftenreihe zur bayerischen Landesgeschichte).
Saragosa, Juli (2016): Learning to Milk a Cow. Dokumentarfilm, 64 Minuten, Deutschland, Kanada.
Scharrer, Guido (2012): Synagoge und jüdisches Leben in Straubing. Geschichte und Gegenwart, herausgegeben von Israelitische Kultusgemeinde Straubing-Niederbayern, Straubing: Beck, https://www.vielfalt-mediathek.de/material/antisemitismus/synagoge-und-juedisches-leben-in-straubing-geschichte-und-gegenwart (Abfrage: 12.3.2023).
Schatz, Holger/Woeldike, Andrea (2001): Freiheit und Wahn deutscher Arbeit. Zur historischen Aktualität einer folgenreichen antisemitischen Projektion. Münster und Hamburg: Unrast (Reihe antifaschistischer Texte).
Schels, Evelyn (2021): Mein Straubing nimmt mir keiner. Anna Zisler, Vorsitzende der Israelitischen Kultusgemeinde Straubing. Dokumentarfilm Bayerischer Rundfunk, Reihe Lebenslinien, 44 Minuten, gesendet 2021, www.br.de/br-fernsehen/sendungen/lebenslinien/mein-straubing-nimmt-mir-keiner-anna-zisler-israelitische-kultusgemeinde100.html (Abfrage: 12.3.2023).
Scherbakowa, Irina (2008): Mündliche Zeugnisse in Russland. In: Plato, Alexander von/Leh, Almut/Thonfeld, Christoph (Hrsg.): Hitlers Sklaven. Lebensgeschichtliche Analysen zur Zwangsarbeit im internationalen Vergleich. Köln/Weimar/Wien: Böhlau. Unter Mitarbeit von Danchenko, Elena/Riegel, Joachim/Schlesinger, Henriette, S. 241–254.
Schmid, Harald (2014): Regionale Gedächtnisräume. In: ders./Fuge, Janina/Hering, Rainer (Hrsg.): Gedächtnisräume. Geschichtsbilder und Erinnerungskulturen in Norddeutschland, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (Formen der Erinnerung 56), S. 33–42, https://doi.org/10.14220/9783737002431.33.
Schneider, Silke (2010): Verbotener Umgang. Ausländer und Deutsche im Nationalsozialismus. Diskurse um Sexualität, Moral, Wissen und Strafe. Baden-Baden: Nomos.
Schneidereit, Nele (2010): Die Dialektik von Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe einer kritischen Sozialphilosophie. Berlin: Akademie (Politische Ideen 22).
Schmidt, Judith (2020): Zwischen Mobilität und Immobilität. Zur internationalen Dimension biographischer und ökonomischer Strategien von Landwirten und Saisonarbeitskräften. In: Decker, Anja/Trummer, Manuel (Hrsg.): Das Ländliche als kulturelle Kategorie. Aktuelle kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Stadt-Land-Beziehungen, Bielefeld: transcript (Kultur und soziale Praxis), S. 125–133, https://doi.org/10.14361/9783839449905-007.
Scholze-Irrlitz, Leonore (2019): Paradigma „Ländliche Gesellschaft". Ethnografische Skizzen zur Wissensgeschichte bis ins 21. Jahrhundert. Münster: Waxmann.
Schönemann, Sebastian (2023): Stigma und Scham. Zur fotografischen Inszenierung öffentlicher Demütigung deutscher Frauen 1940–1941. In: Eschebach, Insa/Glauning, Christine/Schneider, Silke (Hrsg.): Verbotener Umgang mit „Fremdvölkischen". Kriminalisierung und Verfolgungspraxis im Nationalsozialismus, Berlin: Metropol (Edition NS-Zwangsarbeit 1), S. 88–106.
Schraten, Jürgen (2011): Zur Aktualität von Jan Assmann. Wiesbaden: VS Springer (Aktuelle und klassische Sozial- und Kulturwissenschaftler|innen).
Schreiber, Horst (2023): „Liebesverbrechen", Zwangsarbeit und Massenmord. NS-Täter und Opfer in Tirol, Polen und der Sowjetunion. Innsbruck und Wien: Studienverlag (Studien zu Geschichte und Politik 29).
Schubert, Hans-Joachim (2010): Charles Sanders Peirce – Philosophie der Kreativität. In: Ders./Joas, Hans/Wenzel, Harald/Knöbl, Wolfgang (Hrsg.): Pragmatismus zur Einführung. Hamburg: Junius, S. 13–47.

Schütz, Alfred (1971): Das Problem der Relevanz. Frankfurt am Main: Suhrkamp [engl. orig. 1970: Reflections on the Problem of Relevance].
Schütz, Alfred (2016): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp [Erstveröffentlichung 1932].
Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (2017): Strukturen der Lebenswelt. 2. Aufl., Konstanz/München/Stuttgart: UVK/Lucius/utb [1. Aufl. 2003, engl. orig. 1973: The Structures of the Life-World].
Schwanne-Raab, Gertrud/Volkshochschule Zweibrücken Arbeitskreis Zwangsarbeit (Hrsg.) (2021): Zweibrücken unterm Hakenkreuz Band 2, St. Ingbert: Conte.
Schwietring, Thomas (2018): Was ist Gesellschaft? Einführung in soziologische Grundbegriffe. 2. Aufl., Konstanz/München/Stuttgart: UVK/utb [1. Aufl. 2011].
Schwingel, Markus (2009): Pierre Bourdieu zur Einführung. 6. Aufl., Hamburg: Junius [1. Aufl. 1995].
Sebald, Gerd (2014): Generalisierung und Sinn. Überlegungen zur Formierung sozialer Gedächtnisse und des Sozialen. Konstanz: UVK.
Sebald, Gerd/Dimbath, Oliver/Leonhard, Nina/Rauer, Valentin/Chmelar, Kristina/Berek, Mathias/Haag, Hanna/Heinlein, Michael (2020): Der Begriff „soziale Gedächtnisse". In: Berek, Mathias/Chmelar, Kristina/Dimbath, Oliver/Haag, Hanna/Heinlein, Michael/Leonard, Nina/Rauer, Valentin/Sebald, Gerd (Hrsg.): Handbuch Sozialwissenschaftliche Gedächtnisforschung. Grundbegriffe und Theorien Bd. 1, Cham: VS Springer, S. 1–18, https://doi.org/10.1007/978-3-658-26593-9_1-1.
Sebald, Gerd/Weyand, Jan (2011): Zur Formierung sozialer Gedächtnisse. In: Zeitschrift für Soziologie 40, Heft 3, S. 174–189, https://doi.org/10.1515/zfsoz-2011-0301.
Seeber, Eva (1964): Zwangsarbeiter in der faschistischen Kriegswirtschaft. Die Deportation und Ausbeutung polnischer Bürger unter besonderer Berücksichtigung der Lage der Arbeiter aus dem sogenannten „Generalgouvernement" 1939–1945. Berlin: Deutscher Verlag der Wissenschaften (Schriftenreihe des Instituts für Geschichte der Europäischen Volksdemokratien an der Karl-Marx-Universität Leipzig/Institut für Geschichte der Europäischen Volksdemokratien).
Shenker, Noah (2005): Reframing Holocaust Testimony. Bloomington: Indiana University Press (The Modern Jewish Experience).
Siebeck, Cornelia (2013): „In ihrer kulturellen Überlieferung wird eine *Gesellschaft* sichtbar"? Eine kritische Auseinandersetzung mit dem Assmannschen Gedächtnisparadigma. In: Lehmann, René/Öchsner, Florian/Sebald, Gerd (Hrsg.): Formen und Funktionen sozialen Erinnerns. Sozial- und kulturwissenschaftliche Perspektiven. Wiesbaden: VS Springer (Soziales Gedächtnis, Erinnern und Vergessen – Memory Studies), S. 65–90.
Siedbürger, Günther (2023): Zwangsarbeit im Gesundheitswesen. Historische und ethische Probleme am Beispiel Niedersachsen (1939–1945). Göttingen: Cuvillier (Göttinger Forschungen zur Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin 1).
Sieder, Reinhard (1999): Gesellschaft und Person. Geschichte und Biographie. Nachschrift. In: Ders. (Hrsg.): Brüchiges Leben. Biographien in sozialen Systemen. Wien: Turia & Kant (Kultur und Praxis 1), S. 234–264.
Skriebeleit, Jörg (2010): „Ein normales Ereignis". Fünf Erinnerungsfotos aus Flossenbürg. In: Muggenthaler, Thomas: Verbrechen Liebe. Von polnischen Männern und deutschen Frauen – Hinrichtungen und Verfolgung in Niederbayern und der Oberpfalz während der NS-Zeit. Viechtach: Lichtung, S. 7–17.
Snyder, Timothy (2011): Bloodlands. Europa zwischen Hitler und Stalin, Lizenzausgabe Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung [Erstauflage 2010].
SPD-Arbeitskreis Labertal (2012): „Die toten Engel von Laberweinting". Das Polenkinderlager 1944/45. In: Journal des Regionalmagazins „Im Labertal", Agentur Labertal, S. 1–56.
Spoerer, Mark (2001): Zwangsarbeit unter dem Hakenkreuz. Ausländische Zivilarbeiter, Kriegsgefangene und Häftlinge im Deutschen Reich und im besetzten Europa 1939–1945. Stuttgart und München: Deutsche Verlags-Anstalt.
Spohr, Johannes (2021): Die Ukraine 1943/44. Loyalitäten und Gewalt im Kontext der Kriegswende. Berlin: Metropol.
Stadt Bogen (2020): Zahlen und Daten, www.bogen.de/unsere-stadt/lernen-sie-uns-kennen/zahlen-daten-fakten (Abfrage: 19. 8. 2020).
Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich (1940), www.digizeitschriften.de/dms/img/?PID=PPN514401303_1939%7Clog10&physid=phys65#navi (Abfrage: 19.8.2020).

Steinert, Johannes-Dieter (2013): Deportation und Zwangsarbeit: Polnische und sowjetische Kinder im nationalsozialistischen Deutschland und im besetzten Osteuropa 1939–1945. Essen: Klartext.
Statistisches Bundesamt (2022): Ausländische Bevölkerung nach aufenthaltsrechtlichem Status, www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bevoelkerung/Migration-Integration/Tabellen/auslaendische-bevoelkerung-aufenthaltsrechtlicherstatus.html (Abfrage: 13.6.2023).
Statistisches Bundesamt (2021a): Interaktiver Regionalatlas. Themen: Bevölkerung. Bevölkerungsstand. Bevölkerungsdichte. Kreise und kreisfreie Städte Cham, Regen, Straubing-Bogen, https://regionalatlas.statistikportal.de/ (Abfrage: 12.3.2023).
Statistisches Bundesamt (2021b): Interaktiver Regionalatlas. Themen: Bevölkerung. Bevölkerungsstand. Wanderungssaldo. Kreise und kreisfreie Städte Cham, Regen, Straubing-Bogen, https://regionalatlas.statistikportal.de/ (Abfrage: 12.3.2023).
Statistisches Bundesamt (2021c): Regionalatlas Deutschland. Themen: Bevölkerung. Bevölkerungsstand. Anteil der ausländischen Gesamtbevölkerung. Kreise und kreisfreie Städte Cham, Regen, Straubing-Bogen, https://regionalatlas.statistikportal.de/ (Abfrage: 14.2.2023).
Steber, Martina (2017): Die Eigenkraft des Regionalen. Die ungeschöpften Potenziale einer Geschichte des Nationalsozialismus im kleinen Raum. In: Schmiechen-Ackermann, Detlef/Buchholz, Marlies/Roitsch, Bianca/Schröder, Christine (Hrsg.): Der Ort der „Volksgemeinschaft" in der deutschen Gesellschaftsgeschichte. Paderborn u. a.: Ferdinand Schöningh (Nationalsozialistische „Volksgemeinschaft". Studien zu Konstruktion, gesellschaftlicher Wirkungsmacht und Erinnerung 7), S. 50–70.
Stepień, Stanislaus (1989): Der alteingesessene Fremde. Ehemalige Zwangsarbeiter in Westdeutschland, Frankfurt am Main und New York: Campus.
Stiftung Deutsch-Polnische Aussöhnung, vertreten durch Muszyński, Mariusz; Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit Berlin-Schöneweide der Stiftung Topographie des Terrors, vertreten durch Nachama, Andreas (2007): Erinnerung bewahren. Sklaven- und Zwangsarbeiter des Dritten Reiches aus Polen 1939–1945. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung, Warszawa: o. V., Fundacja Polsko-Niemieckie Pojedanie.
Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft"/Freie Universität Berlin (o. J.): Entschädigung Hintergrundinformation. www.zwangsarbeit-archiv.de/zwangsarbeit/entschaedigung/entschaedigung-2/index.html (Abfrage: 19.3.2023).
Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft"/Freie Universität Berlin (o. J.): Das Interview-Archiv „Zwangsarbeit 1939–1945", https://archiv.zwangsarbeit-archiv.de/de/ (Abfrage: 16.8.2020).
Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft"/Freie Universität Berlin (o. J.): Die nationalsozialistische Zwangsarbeit – Hintergrundinformationen, www.zwangsarbeit-archiv.de/zwangsarbeit/zwangsarbeit/zwangsarbeit-hintergrund/index.html (Abfrage: 15.8.2020).
Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft"/Freie Universität Berlin (2011): „Sklavenarbeit": War die NS-Zwangsarbeit Sklaverei?, www.zwangsarbeit-archiv.de/zwangsarbeit/ereignisse/sklavenarbeit/index.html (Abfrage: 17.8.2020).
Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora (o. J.): Zwangsarbeit. Die Deutschen, die Zwangsarbeiter und der Krieg, https://www.stiftung-gedenkstaetten.de/themen/projekte/zwangsarbeit (Abfrage: 25.7.2023).
Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora (2012): Zwangsarbeit. Die Deutschen, die Zwangsarbeiter und der Krieg. Eine internationale Wanderausstellung der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora, initiiert von der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft". Begleitband zur Ausstellung im LWL Industriemuseum Zeche Zollern, herausgegeben von Knigge, Volkhard/Lüttgenau, Rikola-Günnar/Wagner, Jens-Christian. Essen: Klartext.
Stone, Charles B./Hirst, William (2014): (Induced) Forgetting to Form a Collective Memory. In: Memory Studies 7, Heft 3, S. 314–327, https://doi.org/10.1177/1750698014530621.
Stone, Charles B./Coman, Alin/Brown, Adam D./Koppel, Jonathan/Hirst, William (2012): Toward a Science of Silence. The Consequences of Leaving a Memory Unsaid. In: Perspectives on Psychological Science 7, Heft 1, S. 39–53.
Stonequist, Everett V. (1961): The Marginal Man. A Study in Personality and Culture Conflict. New York: Russell & Russell [Erstveröffentlichung 1937].
Terkessidis, Mark (1998): Psychologie des Rassismus. Opladen: Westdeutscher Verlag.
Thießen, Malte (2009): Das kollektive als lokales Gedächtnis: Plädoyer für eine Lokalisierung von Geschichtspolitik. In: Schmid, Harald (Hrsg.): Geschichtspolitik und kollektives Gedächtnis.

Erinnerungskulturen in Theorie und Praxis. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (Formen der Erinnerung 41), S. 159–180.
Thonfeld, Christoph (2014): Geschichte und Erinnerung der NS-Zwangsarbeit als lebensgeschichtlich reflektierte Arbeitserfahrung. In: Buggeln, Marc/Wildt, Michael (Hrsg.): Arbeit im Nationalsozialismus. Berlin: De Gruyter, S. 253–272, https://doi.org/10.1515/9783486858846.253.
Tönnies, Ferdinand (2005): Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie. 4. Aufl., Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft [1. Aufl. 1979, Nachdruck der 8. Aufl. 1935, Erstveröffentlichung Tönnies 1887].
Topp, Anne-Kathrin (2010): Vom ukrainischen DP zum heimatlosen Deutschen. Ukrainer und ihre Nachfahren in Westdeutschland nach 1945. Bremen: o. V. (Forschungsstelle Osteuropa Bremen. Arbeitspapiere und Materialien 112), www.forschungsstelle.uni-bremen.de/UserFiles/file/06-Publikationen/Arbeitspapiere/fsoap112.pdf (Abfrage: 14.12.2020).
Trojan, Gesa Anne (2014): Das Lager im Dorf lassen. Das KZ-Neuengamme in der lokalen Erinnerung. Hamburg: Dölling und Galitz (Hamburger Zeitspuren 10).
Troßbach, Werner/Zimmermann, Clemens (2016): Die Geschichte des Dorfes. Von den Anfängen im Frankenreich zur bundesdeutschen Gegenwart. Stuttgart: Ulmer/utb.
Trummer, Manuel (2018): Making Bavaria. Zur medialen Governance des Ländlichen am Beispiel des BR Fernsehens. In: Zimmermann, Clemens/Mahlerwein, Gunter/Maldener, Aline (Hrsg.): Landmedien. Kulturhistorische Perspektiven auf das Verhältnis von Medialität und Ruralität im 20. Jahrhundert. Innsbruck/Wien/Bozen: Studienverlag (Jahrbuch für die Geschichte des ländlichen Raumes 2018), S. 86–107.
Vaitulevich, Tatsiana (2015): "When I came back, they told me I looked too healthy." Private and Public Memories of NS-forced labour in post-war Netherlands. In: Becker, Michael/Bock, Dennis/Illig, Henrike (Hrsg.): Orte und Akteure im System der NS-Zwangslager – Ergebnisse des 18. Workshops zur Geschichte und Gedächtnisgeschichte nationalsozialistischer Konzentrationslager. Berlin: Metropol, S. 142–168.
Vepřek, Libuse Hannah (2019): Ludwigsfeld: (Un-)gleichzeitigkeiten eines Münchner Viertels. Vom Kampf um Anerkennung und Deutungshoheit über einen städtischen Raum. München: Utz (Münchner ethnographische Studien 30).
Verlag Anton Schmid (o. J.): www.verlag-anton-schmid.de/ (Abfrage: 19.12.2020).
Verlag Anton Schmid (o. J.): Produktbeschreibung „Herren und Sklaven des XX. Jahrhunderts Traian Romanescu", www.verlag-anton-schmid.de/166-herren-und-sklaven-des-xx.-jahrhunderts.html (Abfrage: 6.4.2021).
Vögel, Bernhild (1989): „Entbindungsheim für Ostarbeiterinnen". Braunschweig, Broitzemer Straße 200. Hamburg: Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts.
Wagner, Patrick (2000): Displaced Persons in Hamburg. Stationen einer halbherzigen Integration 1945 bis 1958, herausgegeben von Galerie Morgenland. München und Hamburg: Dölling und Galitz.
Warneken, Bernd Jürgen (2010): Populare Kultur. Gehen – Protestieren – Erzählen –Imaginieren. Köln/Weimar/Wien: Böhlau.
Weber, Christoph (2013): Unser Wirtschaftswunder – die wahre Geschichte. 44 Minuten, ARD, erstmals gesendet am 20.7.2013.
Weber, Therese (1991): Mägde. Lebenserinnerungen an die Dienstbotenzeit bei Bauern. Köln/Weimar/Wien: Böhlau.
Weckel, Ulrike (2012): Beschämende Bilder. Deutsche Reaktionen auf alliierte Dokumentarfilme über befreite Konzentrationslager. Stuttgart: Franz Steiner (Transatlantische Historische Studien. Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts Washington, DC 45).
Weigl, Michael (2008): Tschechen und Deutsche als Nachbarn. Spuren der Geschichte in grenzregionalen Identitäten. Baden-Baden: Nomos, https://doi.org/10.5771/9783845208503.
Wehling, Peter (2011): Inkorporiertes Gedächtnis und vergessene Geschichte. Das Vergessen in Pierre Bourdieus Theorie der Praxis. In: Ders./Dimbath, Oliver (Hrsg.): Soziologie des Vergessens. Theoretische Zugänge und empirische Forschungsfelder. Konstanz: UVK, S. 167–186.
Welzer, Harald (2002): Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung. München: C. H. Beck.
Welzer, Harald (2012): Das Interview als Artefakt. Zur Kritik des Zeitzeugeninterviews. In: Obertreis, Julia (Hrsg.): Oral History. Basistexte. Stuttgart: Franz Steiner, S. 247–260. [Erstveröffentlichung 2000].

Welzer, Harald/Moller, Sabine/Tschuggnall, Karoline (2005): „Opa war kein Nazi". Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis. 5. Aufl., Frankfurt am Main: S. Fischer [1. Aufl. 2002].
Werner, Roland (2006): „So einen hatte doch jeder hier im Dorf". Zwangsarbeiter in der Landwirtschaft Thüringens 1939–1945. Erfurt, Landeszentrale für politische Bildung Thüringen (Thüringen gestern und heute).
Wild, Cornelia (2008): Gegen die Erfahrung abgedichtet. Benjamin nach der Melancholie. In: Weidner, Daniel/Weigel, Sigrun (Hrsg.): Benjamin-Studien 1. München: Wilhelm Fink, S. 147–160.
Wildt, Michael (2019): Die Ambivalenz des Volkes. Der Nationalsozialismus als Gesellschaftsgeschichte. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Windsperger, Marianne (2016): Generation 3.0: Narrative der dritten Generation. Eine Bestandsaufnahme. In: Keil, Martha/Mettauer, Philipp (Hrsg.): Drei Generationen. Shoah und Nationalsozialismus im Familiengedächtnis. Innsbruck/Wien/Bozen: Studienverlag, S. 89–100.
Winkler, Ulrike (2000): „Hauswirtschaftliche Ostarbeiterinnen" – Zwangsarbeit in deutschen Haushalten. In: Dies. (Hrsg.): Stiften gehen. NS-Zwangsarbeit und Entschädigungsdebatte. Köln: PapyRossa, S. 148–168.
Winter, Martin Clemens (2018): Gewalt und Erinnerung im ländlichen Raum. Die deutsche Bevölkerung und die Todesmärsche. Berlin: Metropol.
Wodin, Natascha (2017): Sie kam aus Mariupol. Reinbek: Rowohlt.
Wodin, Natascha (2018): Irgendwo in diesem Dunkel. Reinbek: Rowohlt.
Woldan-Prieler, Maria (2023): „Vielleicht hätte ich eine Familie. Vielleicht hat jemand um mich geweint". Das „fremdvölkische" Kinderheim in Spital am Pyhrn 1943–1945. Innsbruck/Wien/Bozen: Studienverlag.
Woniak, Katarzyna (2020a): Zwangswelten. Emotions- und Alltagsgeschichte polnischer ‚Zivilarbeiter' in Berlin 1939–1945. Paderborn und Leiden: Brill/Ferdinand Schöningh (FOKUS 2).
Woniak, Katarzyna (2020b): Homosexuelle Zwangsarbeiter. Ein Beitrag zum Verhältnis zwischen Sexualität und Rassenideologie während des Zweiten Weltkrieges. In: Ministerium der Justiz des Landes NRW in Zusammenarbeit mit Schwartz, Michael (Hrsg.): Justiz und Homosexualität. Recklinghausen: Dokumentations- und Forschungsstelle „Justiz und Nationalsozialismus" (Juristische Zeitgeschichte Nordrhein-Westfalen 24), S. 74–83.
Woniak, Katarzyna (2020c): Polen als Patienten während der NS-Zwangsarbeit. Acta Universitatis Lodziensis (Folia Philosophica. Ethica – Aesthetica – Practica 37), S. 51–66, https://doi.org/10.18778/0208-6107.37.05.
Woniak, Katarzyna (2023): Prozess und Strafe. Polnische Zivilarbeiterinnen und der „verbotene Umgang mit Kriegsgefangenen". In: Eschebach, Insa/Glauning, Christine/Schneider, Silke (Hrsg.) (2023): Verbotener Umgang mit „Fremdvölkischen". Kriminalisierung und Verfolgungspraxis im Nationalsozialismus, Berlin: Metropol (Edition NS-Zwangsarbeit 1), S. 107–120.
Wrzesinski, Anna Maria (2008): Es darf nicht sein! Der Bericht einer Allgäuer Magd über eine lebensgefährliche Liebe. Nach mündlichen Erzählungen aufgezeichnet von Erdmuthe von Baudissin. 3. Aufl., Augsburg: Wißner [1. Aufl. 2007].
Zeuske, Michael (2013): Handbuch Geschichte der Sklaverei. Eine Globalgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart. Berlin: De Gruyter, https://doi.org/10.1515/9783110278811.
Zifonun, Dariuš (2011): „Vergessendes Erinnern". Eine Wissenssoziologie des Erinnerns und Vergessens. In: Wehling, Peter/Dimbath, Oliver (Hrsg.): Soziologie des Vergessens. Theoretische Zugänge und empirische Forschungsfelder, Konstanz: UVK, S. 189–209.
Zimmermann, Clemens/Mahlerwein, Gunter/Maldener Aline (Hrsg.) (2018): Landmedien. Kulturhistorische Perspektiven auf das Verhältnis von Medialität und Ruralität im 20. Jahrhundert. Innsbruck/Wien/Bozen: Studienverlag (Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 2018).

Primärquellen

Archive

Arolsen Archives
Teilbestand 2.1.1.3: Namenlisten der Bürgermeister, der Gemeinden, des Krankenhauses, der Pfarrverwaltung zur Erfassung der während des Zweiten Weltkriegs im Landkreis Bogenlebenden Ausländer, erstellt 1946 und 1947, Arolsen Archives, digitales Archiv.
Teilbestand 2.2.5.1, 82362649, Liste der Stammlager und Offizierslager, Arolsen Archives, digitales Archiv.
Staatsarchiv Landshut
BezA/LRA Viechtach 11487/I und II Meldekarten Zwangsarbeiter_innen
Rep 164/1, LRA Bogen 4131
Rep 164/1 LRA Bogen 4157
Spruchkammerverfahren Landkreis Bogen, Gemeinde Konzell, KM
Spruchkammerverfahren Landkreis Bogen, Gemeinde Konzell, 242, DL
Spruchkammerverfahren Landkreis Bogen, Gemeinde Rattenberg 1519 WJ
Spruchkammerverfahren Landkreis Bogen, Gemeinde Rattenberg 569

National Archives Washington DC
RG_331_SHAET_Location of PW Camps.

Stadtarchiv Bogen:
ohne Signatur: Briefwechsel zwischen Landratsamt und Bürgermeister bzgl. der Zwangsarbeiterin SK und dem Bauern LK hat keine Signatur. Abschriften der Briefe von 11.7.1945 bis 6.8.1945, siehe unter „Abschrift".

Sonstige Quellen

E-Mail Geißler, Bianka: Referat Nutzerservice. Arolsen Archives, 7.7.2014.
E-Mail Kraus, Annette: KZ-Gedenkstätte Flossenbürg. 19.4.2011.
E-Mail Michael Weigl, 19.5.2014.
Wikipedia-Eintrag Józef Trzeciak, https://de.wikipedia.org/wiki/J%C3%B3zef_Trzeciak, letzte Änderung 17.8.2019, (Abfrage: 18.8.2020).
„Skandal in den letzten Jahren des 2. Weltkriegs in Rechertsried", Spurensuchen. Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten 2010, Klasse 6a der Mittelschule Viechtach.
Feldtagebuch

Gruppengespräche, Interviews, private Dokumente und Fotografien

wenn nicht anders angegeben: Interviewerin Angelika Laumer
Gruppengespräch Brucker, Johann/Gras, Klaus 7.8.2013, Audio.
Gruppengespräch Fuchs, Gertrud/Fuchs, Heinz 10.8.2013, Audio.
Gruppengespräch Hartl, Senta/Hartl, Fritz/Wagner, Rosemarie (meine Tante)/Wagner, Helene (meine Großmutter/„Oma"); Wiesmüller, Josef, 13.8.2013, Audio.
Gruppengespräch Hartmannsgruber, Kreszenz/Hofer, Johanna/Laumer, Hermine, 11.8.2009, Ausschnitt Szukając Emila.

Gruppengespräch Hartmannsgruber, Wolfgang/Laumer, Hermine, 5. 5. 2010, Ausschnitt Film Szukając Emila.
Gruppengespräch Kellner, Kimberly/Werner, 7.8.2010, Ausschnitt Film Szukając Emila.
Gruppengespräch Rudenko, Martha/Rudenko Ursula/Lindl, Barbara/Barbara Lindls Tochter, 12.8.2013, Audio, vier separate Interviewabschnitte, davon einer ausschließlich mit Lindl, Barbara.
Gruppengespräch Torba, Marion/Torba, Franziska/Sohn von Torba/Marion/Freundinnen des Sohnes, 5. 8. 2010, Ausschnitt Film Szukając Emila.
Gruppengespräch Weber, Antonia/Wagner, Rosemarie (meine Tante)/Wagner, Helene (Oma)/meine Großcousine/eine weitere Frau aus München, zu Besuch, 10.5.2013, Audio.
Interview Diestler, Anita, 22.5.2010, Rohmaterial Szukając Emila (unveröffentlicht), zusätzlicher Interviewer: Heissmeyer, Holger/Kamera: Lerner, Itamar, Video.
Interview Ebersberger, Helga, 5.1.2014, Audio. Dokumente Ebersberger: Fotos Familienalbum, Eltern auf Urlaub in Polen, Ende 1970er oder 1980er Jahre, an den Vater adressierte, aus Kanada versandte Briefe, Polnisch, 1950er Jahre.
Interview Ganghofer, Sepp, 7.1.2014, Audio, fünf separate Interviewabschnitte.
Interview Hackl, Katharina, 10.8.2010, Ausschnitt Film Szukając Emila, zusätzlicher Interviewer: Heissmeyer, Holger/Kamera: Lerner, Itamar.
Interview Hofer, Johanna, 11.8.2009, Ausschnitt Film Szukając Emila.
Interview Krawczyk, Ludwig 15.10.2013, Audio; Ehefrau teilweise anwesend.
Interview Mühlbauer, Emily, 12.8.2010, Video. Dokumente Mühlbauer: Kopie einer maschinengeschriebenen Ortschronik Rattenberg, Verfasser unbekannt, Jahr unbekannt, vermutlich Ende 1970er Jahre, Kopie eines Briefes des Vaters des Zwangsarbeiters Wadek, Deutsch, 17.11.1942.
Interview Lohmeier, Therese, 4.8.2013, Audio, sieben separate Interviewabschnitte.
Interview Pollmeier, Dagmar, 14.8.2013, Audio.
Interview Rüth, Martin, Direktor des Staatsarchiv Landshut, 2.9.2020, Notizen.
Interview Schmidt, Gisela, 4.10.2013, Audio.
Interview/Teilnehmende Beobachtung Soroka, Gerhard/Soroka, Gabi, 6.10.2013, Notizen; Schrift: Ortiz, Gloria Polo (o. J.) Das komplette Glaubenszeugnis, http://gloriapolo.net aufgerufen am (5.1.2020).
Interview Soroka, Rainer 6.10.2013, Audio, teilweise Gruppengespräch mit Söhnen Thomas und Stefan. Dokumente/Schriften Soroka, Rainer: Autorenkollektiv gegen Totalitarismus (2002): Antifa heißt Gewalt, Tübingen: Grabert/Hohenrain; Leite Fernando P. (1999): Mein Name ist Jacinta. Ich habe die Hl. Jungfrau Maria gesehen, Coslada/Madrid: Henargraf S. L.; Romaescu, Traian (1995): Herren und Sklaven des XX. Jahrhunderts. Warum der Kommunismus voranschreitet, Illertissen: Anton Schmid (Reihe Pro Fide Catholica). Ruiter, Robin de (2003): Die Eingreiftruppen des Antichristen. Der NATO-Krieg gegen Jugoslawien, Illertissen: Anton Schmid.
Interview Wrobel, Schenja, 8.2.2014 und 9.2.2014, Audio, 4 separate Interviewabschnitte, teilweise Ehemann dabei; Dokumente, verschiedene Privatfotos, Dokumente zur Zwangsarbeit ihrer Mutter.
Telefonat Katja Hattenkofer und Ehemann, 14.3.2014, Notizen.
Telefonat Barbara Lindl, 27.8.2020, Notizen.

Abschrift
Stadtarchiv Bogen, Briefwechsel Landratsamt, Gemeinde O.
Landratsamt Bogen Bogen, den 11. Juli 1945
An Herrn Bürgermeister der Gemeinde O.
Betreff: Fremdarbeiter.
K S war von 10. Mai 1941 bis heute bei dem Bauern K L in O. in Arbeit. Nun hat K. ein Kind von 3 Monaten und wird ihr die Feldarbeit zu schwer, weshalb sie gerne im Hause arbeiten möchte. K. wurde während ihrer Dienstzeit vom oben genannten Bauern geschlagen und mißhandelt. Ich ersuche, die Sache zu vermitteln. Über den Vollzug ist zu berichten. Dr. Höllerer

6. August 1945
Betreff: Fremdarbeiter; hier K S, O.: Ihr Schreiben vom 11.7.1945
In Erledigung obigen Betreffs berichte ich, dass die nötigen Schritte in dieser Angelegenheit von mir unternommen wurden. K S wurde eine neue Wohnung zugewiesen.
Bürgermeister der Gemeinde O.

4. August 1945 An den Bezirksfürsorgeverband in Bogen
Betreff: Fürsorgeunterstützung für S K
Zu dem Bescheid vom 1. ds. Mts., mit dem der Antrag abgelehnt worden ist, möchte ich folgendes bemerken: Mit Schreiben des Landratsamts in Bogen vom 11.7.1945 Nr. 2738, den ich in Abschrift hier beifüge, wurde mir aufgetragen, die Sache bezüglich der S K zu regeln. Das Verhältnis zwischen ihr und dem Bauern L K in O., bei dem sie beschäftigt war, hat sich so zugespitzt, dass ihr Verbleiben bei demselben nicht mehr möglich war. Ich habe ihr daher mit ihrem 3 Monate alten Kind eine andere Wohnung zugewiesen. Da sie gegenwärtig wegen Betreuung ihres Kindes nicht in der Lage ist eine Arbeit anzunehmen, so bleibt nichts anderes übrig, als ihr Fürsorgeunterstützung bis auf weiteres zu gewähren. Wenn das Kind etwas älter geworden ist um es anderen Leuten überlassen zu können, dann könnte sie wieder Arbeit aufnehmen und die Fürsorge kann wieder gesperrt werden. Zunächst bitte ich ihr aber die Fürsorge zu gewähren, denn sie muss ja letzten Endes etwas zum Leben haben.
Bürgermeister der Gemeinde O.

Anhang

Abkürzungsverzeichnis

AEL	Arbeitserziehungslager
AfD	Alternative für Deutschland
BDM	Bund Deutscher Mädel
BEG	Bundesentschädigungsgesetz
BRD	Bundesrepublik Deutschland
CDU/CSU	Christlich Demokratische Union/Christlich Soziale Union
DDR	Deutsche Demokratische Republik
DP	Displaced Person; Displaced Persons
EU	Europäische Union
EVZ	Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“
Gestapo	Geheime Staatspolizei
GV-Verbrechen	„Geschlechtsverkehrverbrechen“; nationalsozialistischer Ausdruck für sexuellen Kontakt, der im Nationalsozialismus aus rassistischen Gründen verboten war
IRO	International Refugee Organization
KZ	Konzentrationslager
LUSIR	Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930–1960
NS	Nationalsozialismus; nationalsozialistisch
NSDAP	Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei
RSHA	Reichssicherheitshauptamt
SA	Sturmabteilung
SPD	Sozialdemokratische Partei Deutschlands
SS	Schutzstaffel
Stalag	(Kriegsgefangenen-) Stammlager
UdSSR	Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken
UNHCR	United Nations High Commissioner for Refugees
UNO	United Nations Organization; Vereinte Nationen
UNREF	United Nations Refugee Fund
USA	Vereinigte Staaten von Amerika

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Interviews und Gesprächssettings „Profiteur_innenseite“ 122
Tabelle 2: Interviews und Gesprächssettings „Seite ehemaliger Zwangsarbeiter_innen“ 128

Danksagung und Widmung

„Niemand schreibt alleine", schreibt Noviolet Bulawayo. So ist es, auch wenn das Schreiben manchmal einsam ist.

Die vorliegende Publikation ist meine aktualisierte Dissertation, die im Mai 2021 am Fachbereich Sozial- und Kulturwissenschaften an der Justus-Liebig-Universität Gießen angenommen wurde. Viele Menschen haben dazu beigetragen, dass ich sie fertigstellen und veröffentlichen konnte. Herzlicher Dank gilt meinem Betreuer Prof. Andreas Langenohl, der mir mit seiner Fähigkeit, immer Feedback zu geben, das „on point", inspirierend und hilfreich ist, ein Vorbild ist. Ebenso danke ich Prof. Dariuš Zifonun sehr für seine Rückmeldungen und seine Begleitung im letzten Abschnitt meiner Promotion.

Ohne all die Interviewpartner_innen, die genannten Archivar_innen und Mitarbeiter_innen der Arolsen Archives, des Staatsarchiv Landshut, des Stadtarchiv Bogen sowie des Stadtarchiv Waldmünchen wäre diese Arbeit nicht möglich gewesen – ein großes „Danke" dafür. Die Dissertation wurde mit einem Promotionsstipendium der Rosa-Luxemburg-Stiftung und einem Abschlussstipendium der Justus-Liebig-Universität Gießen gefördert. Zudem erhielt ich für die Promotion finanzielle Unterstützung vom International Graduate Centre for the Study of Culture (GCSC) Gießen und der Stifung Zeitlehren. Zusätzlich hat die Axel-Springer-Stiftung diese Publikation finanziell gefördert. Herzlicher Dank auch an die Mitarbeiter_innen des Beltz Verlags, die zum Gelingen dieser Veröffentlichung beigetragen haben. All das hat wesentlich geholfen!

Ebenso hat mich meine Familie, vor allem meine Mutter Luise, meine Tante Rosemarie und meine Großmutter Helene, sehr unterstützt. Im Rückblick stelle ich fest, dass ich eine außergewöhnlich kollegiale und motivierende peer-group hatte: Dem Doktorand_innencolloquium des Fachbereichs Sozial- und Kulturwissenschaften am GCSC Gießen ebenso wie allen Mitgliedern „zu meiner Zeit" der RLS-Arbeitskreise „NS-Verbrechen" und „Qualitative Methoden" sowie dem Doktorand_innencolloquium am Institut für Europäische Ethnologie/Humboldt Universität zu Berlin – merci für viele bereichernde Diskussionen!

Zwischen meinem Studienabschluss und dem Beginn meiner Promotion haben mich Prof. Wolfgang Benz, Prof. Bettina Gransow und Prof. Sigrid Jacobeit wesentlich unterstützt – ich weiß es sehr zu schätzen. Auch das Verständnis mehrerer ArbeitgeberInnen und Arbeitskolleg_innen, die mir immer wieder Flexibilität, Forschungsaufenthalte und Schreibphasen möglich gemacht haben, hat mir sehr geholfen: Danke an Prof. Mariacarla Gadebusch Bondio und den Kolleg_innen am Institute for Medical Humanities/Universitätsklinikum Bonn, vielen Kolleg_innen in der DFG-Forschungsgruppe „Practicing Evidence – Evidence in Practice", danke für flexible Arbeitszeiten und mahnende Worte im richtigen

Maß bei _erinnern.at_ „zu meiner Zeit damals“, merci allen aktuellen und ehemaligen Guides der Gedenkstätte Berliner Mauer.

Ein großes „Danke“ gilt auch meiner Bürogemeinschaft (oder Bürogesellschaft?): Diana, Lisa, Melanie, Niklas, Roman und Sarah. Für logistische Unterstützung, Zuspruch, inhaltliche Diskussionen und Ablenkung danke ich Carola Blum, Frédéric Bonnesoeur, Yasemin Cankaya, Maria Cristache, Corbinian Deller, Janine Fubel, Verena Haug, Simone Kellner, Jens Kolata, Verena Meier, Maike Neufend, Florian Penzkofer, schwernormal/Wedding, Tilmann Schmidt, Cornelia Siebeck, Johannes Spohr, Tanja Vaitulevich, Anja Wagner und Louise Warnow.

Die Publikation ist allen ehemaligen NS-Zwangsarbeiter_innen und ihren Familienmitgliedern gewidmet, besonders jenen, die als „Heimatlose Ausländer“ in der BRD oder unter vergleichbaren Umständen in der DDR und Österreich lebten und leben.

Bonn, April 2023